

AURORA

Ein romantischer Almanach

8

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung
Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff †

Herausgegeben von Karl Sczodrok

in Zusammenarbeit mit

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn
Prof. Franz Ranegger, Wien und Willibald Köhler, Neisse

Verlag „*Der Oberschlesier*“

Oppeln

1 9 3 8

Genehmigter Neudruck
jal-reprint · würzburg

[Abb. vor Titelei: Eichendorff-Linde im Schlosspark Lubowitz]

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 8. Jahrgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff †. Herausgegeben von Karl Sczodrok in Zusammenarbeit mit Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn, Prof. Franz Ranegger, Wien, und Willibald Köhler, Neisse. Oppeln 1938.

| | |
|---|-----|
| Joseph von Eichendorff, <i>Aus: „Kapitel von meiner Geburt“</i> | 3 |
| Schloß Lubowitz..... | 4 |
| H. Rode, <i>An der Geburtsstätte Josephs von Eichendorff</i> | 5 |
| Konrad Karkosch, <i>Ratibor, die „Stadt des jungen Eichendorff“</i> | 10 |
| Ewald Reinhard, <i>Joseph von Eichendorff als Breslauer Schüler</i> | 14 |
| Wolfgang Federau, <i>Eichendorff in Silberhammer</i> | 21 |
| Wolfgang Federau, <i>Der Wanderer</i> | 25 |
| Otto Demuth, <i>Eichendorffs „Letzter Held von Marienburg“, eine Führertragödie</i> | 36 |
| Walter Hildenbrandt, <i>Das Eichendorffische Lustspiel</i> | 43 |
| Joachim Herrmann, <i>Eichendorffs Verhältnis zur Musik</i> | 58 |
| Karl Willi Moser, <i>Eichendorff und der Deutsche Männergesang</i> | 71 |
| Friedrich Kainz-Wien, <i>Zu Eichendorffs Sprache</i> | 79 |
| Ernst Laslowski, <i>Eichendorffs geschichtliches Denken</i> | 100 |
| Adolf Dyroff, <i>Eichendorffs Meeresehnsucht</i> | 119 |
| Benno Nehlert, <i>Eichendorff</i> | 135 |
| Cornelius Müller, <i>Kunstwerk und Betrachter</i> | 137 |
| Luise Meineck-Crull, <i>Zur Feier von Eichendorffs 80. Todestag in Neisse</i> | 146 |
| Hedwig Teichmann, <i>Jobannesberg-Sedlitz</i> | 150 |
| Karl Sczodrok, <i>Eichendorff im Sudetenschlesien</i> | 154 |
| Das Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse..... | 155 |
| Karl Willi Moser, <i>Das „Deutsche Eichendorff-Museum“ zur Reisezeit</i> | 157 |
| Karl Sczodrok, <i>Zum Gedächtnis der Eichendorffskenkelin Margarete Sedlitzky-Eichendorff</i> | 159 |
| Adolf Dyroff, <i>Zum Schicksal der verlorenen Tagebuch-Aufzeichnungen Eichendorffs</i> | 161 |
| Wolfgang Baumgart, <i>Ein Brieffragment Eichendorffs</i> | 162 |
| Karl Otto Frey, <i>Der „Rote Ochsen“ von Robrbach</i> | 164 |
| Walter A. Reichart, <i>Eichendorff und Amerika</i> | 165 |
| Eichendorff in den Schulungsbriefen der NSDAP..... | 167 |
| Eichendorff in Paris..... | 167 |
| Sudetendeutscher Eichendorffpreis..... | 168 |
| Willibald Köhler und Karl Sczodrok, <i>Die deutsche Presse bekennt sich zu Eichendorff</i> | 168 |

| | |
|---|-------------|
| Karl Sczodrok, <i>Neues Schrifttum um Eichendorff</i> | 174 |
| Die Deutsche Eichendorffstiftung..... | 176 |
| Julius Blaschke, <i>Wanderlied der Prager Studenten</i> | |
| Abbildungen und Faksimiles | |
| Eichendorff-Linde im Schlosspark Lubowitz..... | vor Titlei |
| Eingang zum Schloßhof Lubowitz | |
| Lichtbild Sczygiol Ratibor..... | nach S. 16 |
| Schloß Lubowitz mit Grundriß | |
| Lichtbild Dr. Rode | |
| Sebastian Karl Christoph Reinhardt, <i>Der Zackenfall</i> , 1789..... | nach S. 32 |
| Caspar David Friedrich, <i>Das Kreuz im Gebirge</i> , 1812 | |
| Christoph Nathe, <i>Der Pudelfall</i> , 1797..... | nach S. 48 |
| A. Ludwig Richter, <i>Sturm im Riesengebirge</i> , 1838/39 | |
| Eichendorffs Handschrift: der Dichter, Aufzeichnungen auf einem Aktenblatt..... | nach S. 64 |
| Deutsches Eichendorffmuseum Neisse | |
| Eichendorffs Handschrift: der Beamte im Preuß. Kultusministerium, Rückseite des Aktenblatts | |
| Aus einem Briefe Eichendorffs an seine Frau Luise. Deutsches Eichendorff- museum Neisse..... | nach S. 96 |
| Eichendorffs Handschrift: Der besorgte Familienvater. | |
| Kischke: oberschlesisches Wort für Schlickermilch. Deutsches Eichendorffmuseum Neisse | |
| Partitur zu <i>Wanderlied der Prager Studenten</i> | nach S. 177 |

Aus: „*Kapitel von meiner Geburt*“

Von Joseph von Eichendorff

Der Winter des Jahres 1788 war so streng, daß die Schindelnägel auf den Dächern krachten, die armen Vögel im Schlag von den Bäumen fielen, und Rehe, Hasen und Wölfe ganz verwirrt bis in die Dörfer flüchteten. In einer Märznacht desselben Winters gewahrte man auf dem einsamen Landschloß zu Lubowitz ein wunderbares, geheimnisvolles Treiben und Durcheinanderrennen, treppauf, treppab, Lichter irrten und verschwanden an den Fenstern, aber alles still und lautlos, als schweiften Geister durch das alte Haus. Mein Vater ging in dem großen, von einer Wachskerze ungewiß beleuchteten Tafelzimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit horchte er bald in die Nebenstube, bald in den tiefverschneiten Hof hinaus; dann trat er unruhig ans Fenster, hauchte die prächtigen Eisblumen von den Scheiben und betrachtete den weiten, gestirnten Himmel. Die Konstellation war überaus günstig. Jupiter und Venus blinkten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau und mußte jeden Augenblick kulminieren. Da schlug plötzlich ein Hund an und tief unten im Dorf, drauf wieder einer, immer mehrere und näher, eine Peitsche knallte und Pferdegetrappel ließ sich im Hofe vernehmen. Endlich! – rief mein Vater, eilig vor die Haustür hinausstürzend. Eine auf Kufen gesetzte, festverschlossene, altmodische Karosse dunkelte aus dem dicken Dampf der Pferde, wie aus einem Zauberrauch, in welchem der Kutscher seine erstarrten Arme gleich Windmühlflügeln hin und her bewegte. Bitte, Herr Doktor, – sagte mein Vater, selbst den Kutschenschlag öffnend – Sie sind wohl gar drin eingeschlafen? – Auf Ehre, ein klein wenig! war die Antwort und aus dem Wagen erstaunlich fix sprang zu aller Verwunderung, anstatt des erwarteten Doktors, ein langer, schmaler Kerl, den niemand kannte, in einer ganz knappen, verschossenen Livrey, aus welcher beim hellen Mondschein sein Ellbogen glänzte, daß einem innerlich fror, wenn man ihn ansah. Mein Vater betrachtete ihn voller Erstaunen, der Fremde nahm schnell eine Handvoll Schnee und rieb sich damit die halberfrorene Nase, der Kutscher fluchte, der Schnee knirschte unter den Tritten, der Hofhund bellte –

Zu Eichendorffs 150. Geburtstag am 10.3.1938 aus Eichendorffs biographischen Schriften wiedergegeben (*historisch-kritische Ausgabe* von Wilhelm Kosch und August Sauer, Band: *Historische, politische und biographische Schriften des Freiherrn von Eichendorff*. Seite 373/374).

da wurde ich in der Stube neben dem Tafelzimmer geboren. Mein Vater, da er einen Kinderschrei hörte, blickte erschrocken nach dem Himmel: der Mond hatte soeben kulminierte! um ein Haar wäre ich zur glücklichen Stunde geboren worden, ich kam gerade nur um anderthalb Minuten zu spät, und zwar in der Konfusion mit den Füßen zuerst, man sagt, ich habe damit ein Entrechat gemacht...

Schloß Lubowitz

Der Wind verhallt durch den Wald mit silbernem Waldhornschalle
In die funkelnde Nacht.
Nun rauscht der Fluß ganz nah mit geisterhaft dunklem Falle,
Wo die Ulme die Wiesen bewacht.

Aus alten Wipfeln das Schloß, es schimmert zu Tale,
Wie aus verwunschener Zeit.
Der Mond füllt blau die moosige Brunnenschale
Mit Einsamkeit.

Was komm ich daher aus Tag und Nacht mit hallendem Schritte,
Still, sei still!
Wars nicht, als ob durch die Wiesen ein Schatten glitte,
Der Lied werden will?

Die Nachtigall singt! O laß sie verzaubert singen,
Hier strömt die Ewigkeit aus.
Hörst du im Wind nicht das Trauhorn klingen?
Der es spielte wie keiner, er wohnte in diesem Haus.

Hier unten im Ostland, im schlesischen Walde verborgen,
Lag es golden verschollen jahrtausendlang,
Als er es fand, in jubelndem Wäldermorgen,
Erblihte die Welt im Gesang.

Die Wipfel rauschen es heut noch mit jauchzendem Schalle,
Denn noch immer spielt er betörten Gesichts,
Und erlöst uns im Träume, alle, und alle:
Ewiger Eichendorff, seliger Taugenichts!

Aus: Friedrich Bischoff, *Schlesischer Psalter*, Ullstein-Haus, Berlin.

An der Geburtsstätte Josephs von Eichendorff

Von Dr. H. Rode

Dort, wo die Oder über die vorgeschobene Grenze Polens in unsere Provinz eintritt, nur wenige Kilometer nördlich von Ratibor, liegt auf einer Höhe die Geburtsstätte Josephs von Eichendorff, Schloß Lubowitz. Nach Süden und Osten breitet sich wie ein Teppich das durch Baumgruppen kulissenartig in die Tiefe gestaffelte Land aus, belebt durch nestartig verstreute, an den Boden geschmiegte Dörfer. Von Westen und Norden her drängt eine teilweise bewaldete Hügelkette, deren östlicher Ausläufer bei Lubowitz steil gegen die Oder abfällt. An der sanft ansteigenden Ostseite rankt sich das Dorf bis zu dem alten Friedhof in die Höhe, auf dem einst die alte Schrotholzkirche stand. Dicht daneben liegt der Eingang zum Dominium, das mit dem Schloß und seinem Park wie auf einer hochgelegenen Insel über der Oder thront.

In dieser Landschaft wuchs der junge Eichendorff auf, in ihr verlebte er als Schüler und Student glückliche Ferien, „Jubelperioden“, wie er sie nannte. Aber nicht das unbekümmerte, fröhliche Leben in Lubowitz, das er so lapidar in seinen Tagebuchblättern schildert, sollte ihm eine unversiegbare Quelle schöpferischer Kraft schenken, sondern allein die Landschaft, die er schon in seiner Kindheit mit der ihm eigenen Erlebnistiefe aufnahm. Von seinen vielfachen Aussprüchen über seine Heimat mag einer erwähnt werden. Als Schüler schreibt er: „Seid mir gegrüßt, Ihr Fluren, die ich zuerst erblickte, wo mir des ganzen Lebens Bahn in Morgenrot gehüllt vorkam, wo mich unter säuselnden Schatten am rieselnden Bache die Muse zuerst überraschte und mich den schönen Morgen und Abend schöner fühlen lehrte.“

Wer aber heute nach Lubowitz pilgert und hier die Stimmung Eichendorffscher Gedichte erleben möchte, der dürfte nur zu schnell erfahren, wie stark ein Jahrhundert einen Ort zu wandeln vermag. Zwar ladet noch der Schloßpark zum beschaulichen Sinnen ein, aber diese Stätte, die jetzt aus anderen Gründen einen romantischen Eindruck erweckt, hat doch nicht spurlos die Zeiten überstanden. Das Schloß, das einst „wie ein Schwan dort traumestrunken ruhte“, hat nach dem Umbau in den 60er Jahren völlig seine harmonische Proportion verloren und liegt jetzt hart und ungesetzmäßig vor dem Park. Verschwunden ist auch das Lusthaus, von dem aus der Vater Eichendorffs so gern die nach Ratibor fahrenden segelbespannten Schiffe betrachtete;

jetzt aber wird der Blick am Horizont von den Ratiborer Industrieanlagen mit ihren rauchenden Schloten aufgefangen. Und die malerische Schrotholzkirche mußte 1909 einer neugotischen Kirche weichen.

Als der Dichter im Jahre 1788 in Lubowitz¹ geboren wurde, war das Schloß erst wenige Jahre alt. Um das Jahr 1785 hatte der Schwiegervater Adolphs von Eichendorff, Karl von Kloch, mit dem Bau begonnen, ihn aber von seinem Schwiegersohn beenden lassen. Wohl kaum wird das Schloß ein nachträgliches Brautgeschenk für den Vater des Dichters gewesen sein; vielmehr ist anzunehmen, daß die damalige außerordentlich bauschöpferische Zeit die erste Anregung für einen Neubau gegeben hat. Denn seit der Mitte des Jahrhunderts hatte in Oberschlesien durch die enge Verbindung mit Preußen eine neue lebhaftere Entwicklung eingesetzt, und die jetzt freigewordenen Kräfte entluden sich allenthalben in einer leidenschaftlichen Baufreude. Das patriarchalische Leben der Gutsherrn verlangte mehr denn je nach einem sichtbaren Ausdruck. Aber mächtige Schloßanlagen (z. B. Tunskirch und Fichtenrode) gab es nur ganz vereinzelt, in der Mehrzahl waren die Gutshäuser kleine bescheidene, größtenteils aus Blockholz bestehende Bauten. Dem gesteigerten Lebensbedürfnis werden noch die neuen Baugesetze Friedrichs des Großen entgegengekommen sein, so daß überall nach 1750 neue Herrenhäuser emporwuchsen, die noch heute von dem durch die preußische Bautätigkeit erstarkten nationalen Bewußtsein ein deutliches Zeugnis ablegen.

Auch in Lubowitz stand bis dahin nur ein kleines Gutshaus, das nunmehr durch ein stattliches Herrenhaus ersetzt wurde. Es liegt ungefähr in der Mitte der sich nach der Oder zu vorwölbenden Anhöhe und wendet sich mit den Fronten nach dem Dominium und dem Park. Es war ein klar durchgegliederte Bau,² der schlichte Würde mit ländlicher Behaglichkeit vereinte. Er erhob sich nicht selbstherrlich über seine Umgebung, sondern verschmolz mit der Landschaft zu einer naturgemäßen Einheit. Die lange strenge Fensterfront war durch Wandvorlagen aufgelockert, die dem breit lagernden Körper eine senkrechte Verstrebung gaben. Den Eingang betonte ein von einem Dreiecksgiebel gekröntes Risalit; abgeschlossen wurde der Bau von einem abgewalmt

¹ Lubowitz, erstmalig um die Mitte des 14. Jahrhunderts als Olbowitz erwähnt, gehörte bis 1431 den Herzögen von Ratibor, die das Gut in diesem Jahre dem Gemahl der Dorothea Jomki schenkten. Seitdem wechselten die Besitzer mehrfach. 1765 verkaufte Gottlieb Rudolf von Gusnar das Gut der Eleonore von Kloch, von der es Adolf Freiherr von Eichendorff 1785 erwarb.

² Die Zeichnung des Schlosses, welche die Zeitschrift „*Rübezabl*“, Breslau 1872, S. 553, veröffentlichte, dürfte kaum in den Einzelheiten zuverlässig sein.

Mansarddach. Das gleiche Prinzip einer klaren, sachlichen Ordnung beherrscht auch das Innere, dessen Grundrißanordnung völlig die ursprüngliche geblieben ist. Nicht will die Raumaufteilung mit der prunkvollen Gestaltung großer barocker Schloßanlagen verglichen werden. Der Gutsherr, der in der harten Tagesarbeit für sein Dominium aufging, wußte zwar auch Feste zu feiern, bei denen „es zuzug wie im ewigen Leben“, aber im Zentrum seines Daseins stand das Familienleben. Der ganze Mittelteil des Hauses wird daher von der Diele und dem „Tafelzimmer“, dem Gemeinschaftsraum der Familie, eingenommen; daran schließen sich symmetrisch geordnet die übrigen Räume,³ die durch einen etwas aus der Achse verschobenen Mittelkorridor voneinander getrennt werden. Der Treppe kam auch nicht mehr wie in der klassischen Zeit des Schloßbaues eine festliche, raumauflösende Bedeutung zu, sie hatte ausschließlich nur einem praktischen Zweck zu dienen und wurde daher – dem Blickfeld entzogen – an eine Seite der Diele eingeschoben. Getrennt von den fast das ganze Untergeschoß einnehmenden Wohnzimmern öffnet sich, durch den schlauchartigen Korridor zugänglich, der sogenannte Tanzsaal mit der Musikbühne, der innerhalb der Raumgruppen durch seine abseitige Lage eine Sonderstellung einnimmt und dadurch völlig von dem alltäglichen Leben geschieden ist. Seine Ausmaße sind im Vergleich zu den übrigen Räumen beträchtlich; er erstreckt sich über die ganze nördliche Schmalseite und ragt bis in das Obergeschoß hinein. An der Ostseite des Schlosses entsprechen dem Tanzsaal zwei Räume, die zu dem im rechten Winkel anschließenden Wirtschaftsgebäude überleiten.⁴

Bereits 1823 ging das Gut in andere Hände über, so daß sich seitdem das Aussehen der Innenräume vielfach gewandelt hat. Von der ursprünglichen Ausstattung ist jetzt lediglich nur eine schmiedeeiserne Tür im Keller zu erwähnen, die auf der Vorderseite in einem viergeteilten, stark verrosteten Schild u. a. das Wappen der Eichendorffs enthält. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das Äußere des Schlosses derart im Tudorstil verändert (besonders durch Erhöhung des Mittelteiles), daß in diesem durchaus nicht passenden Gewand nur mit Mühe der klassizistische Baukörper zu erkennen ist.

³ Joseph von Eichendorff ist „in der Stube neben dem Tafelzimmer“ geboren worden.

⁴ Die erste Beschreibung des Schlosses ist in einem Taxatorenbericht von 1801 enthalten und hat folgenden Wortlaut: Das herrschaftliche Wohnhaus ist auf zwei Etagen massiv gemauert und in vollkommen gutem Zustande. Im unteren Stock befinden sich 6 Zimmer, ein großer hoher Saal und eine Speisekammer, in der oberen Etage 7 Zimmer; auch ist ein gemauertes Nebenhaus, welches Kommunikation mit dem Hauptgebäude und vier Zimmer nebst einem Gewölbe hat, angebaut worden.

Fast unberührt seit Eichendorffs Zeiten liegt vor der Südseite des Schlosses wie ein stimmungsvoller Ausklang des Baukörpers der Schloßpark, zu dem eine zungenförmig einschneidende Wiese überleitet. Seine naturgegebenen Grenzen sind die abfallende Ost- und Südseite; vom Tanzsaal aus ist ihm durch einen breiten Laubengang eine feste Achse gegeben, durch die der Park von dem sich westlich anschließenden Obstgarten getrennt wird. Nach Süden öffnet er sich und fließt über in das, als seine Fortsetzung gedachte, weit sich ausdehnende Land. Die Achsen des Schlosses werden über den Park hinaus in die Unendlichkeit weitergeführt, und diese stille traumhafte Insel wird aufgenommen in die Flucht der sich ins Kosmische weitenden Landschaft. Unten am Hang flackert der Park noch einmal in zwei kleinen Hügeln auf, dem sogenannten Hasengarten, wo Joseph von Eichendorff das wunderbare Gedicht schrieb:

O Täler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt.

Nicht unerwähnt bleiben darf die ehemalige Schrotholzkirche; denn sie ist aufs engste mit dem Leben und Streben der Eichendorffs auf Lubowitz verbunden. Sie lag auf dem alten Friedhof vor dem Dominium wie ein stiller Mittler zwischen dem die Höhe sich emporwindenden Dorf und dem herrenmäßig sich ihr gegenüber aufbauenden Schloß. Zwei Bauten, nicht allein anders durch ihren verschiedenen Werkstoff, mehr noch durch ihren Geist! Das Schloß in die Weite blickend und aufgenommen in die Bewegung der Landschaft, die Kirche in sich gesammelt und verharrend als ein Kraftzentrum, durch den Friedhof wie durch einen Bannkreis von der übrigen Welt abgeschlossen. Hier der bodenständige, in zäher Beharrung an überlieferte Formen festhaltende Blockbau und hier der zeitgemäße Steinbau, dessen Träger die weltmännischen Siedler sind; beide Bauten aber durch seelische Beziehungen mit einander verbunden. Auch die Häuser des Dorfes werden damals noch aus Holz bestanden haben, ebenso wie das Haus des Kaplans, das Joseph von Eichendorff mit den Worten „klein fein Häuselein“ bereits als eine romantische Erscheinung wertet.

Als 1909 die Schrotholzkirche einem steinernen Neubau weichen mußte, wurden beim Abbruch leider auch die Gräfte, in denen die Eltern Eichendorffs ruhten, sowie die

Grabtafeln der Eltern des Dichters zerstört. Erhalten hat sich lediglich eine, vorläufig im Städtischen Museum zu Ratibor untergebrachte, Grabplatte zweier Geschwister Josephs von Eichendorff. Seit 1936 aber schmückt den Friedhof ein schlichtes Erinnerungsmal an den großen Sohn der Heimat und seine Familie.

Schifftum:

Hyckel, *Das Gut Lubowitz zur Zeit Eichendorffs. Unsere Heimat*, Ratibor 1928, Nr. 9.

Nowack, *Lubowitzer Tagebuchblätter J. v. Eichendorff*. Groß-Strehlitz 1907.

Aus der Selbstbiographie Rudolfs von Eichendorff. Oberschl. Heimat, Bd. II, S. 39.

Weltzel, *Geschichte des Ratiborer Archipresbyterates*, Ratibor 1885.

Wiggert und Burgemeister, *Die Holzkirchen und Holztürme der Pr. Ostprovinzen*, Berlin 1905, Tafel 20.

Ratibor, die „Stadt des jungen Eichendorff“

Von Dr. Konrad Karkosch, München

Die Beziehungen, die Joseph von Eichendorff zu Ratibor hatte, sind bisher noch nicht in zusammenhängender Weise herausgestellt worden. Anlässlich des 150. Geburtstages Eichendorffs dürfte es von Wert sein, diejenigen Personen, Geschehnisse und Örtlichkeiten Ratibors in Erinnerung zu bringen, die mit der Person des Dichters in einem unmittelbaren Zusammenhang standen und der alten Oderstadt die Berechtigung verleihen, sich „Stadt des jungen Eichendorff“ zu nennen.

Äußerst aufschlußreich sind hierfür in erster Linie Eichendorffs Tagebücher, die er als 12jähriger Knabe zu schreiben begann und die verschiedene Aufzeichnungen enthalten, die vortrefflich geeignet sind, uns ein ziemlich klares Bild zu geben, welche Anziehungskraft die nahe Stadt Ratibor auf den jungen Baron ausgeübt hat. Eine Fahrt nach Ratibor stellte ja für ihn stets ein Erlebnis besonderer Art dar. Dort gab es z. B. auf den Jahrmärkten sehr vieles zu sehen. Solch' ein Anlaß brachte sogar die ganze herrschaftliche Familie in die Stadt. Eine Fahrt von Lubowitz nach Ratibor, die bei anhaltendem Tau- oder Regenwetter wegen des vielen Morastes und der „zum Halserbrechen“ schlechten Wege verbunden war, wurde meistens in einer vierspännigen Karosse, in der die Damen saßen, unternommen, welcher die Herren auf einer sogenannten „Wurst“ folgten, die aus einem lang gepolsterten Koffer bestand, auf welchem die Herren dicht hintereinander und einer dem anderen auf den Zopf sehend rittlings balancierten. Im Winter wurden aber zwei vierspännige Antiquitätsschlitten benutzt.

Weitere Anlässe für eine Fahrt nach Ratibor boten die schönen Künste der Seiltänzer und Seiltänzerinnen, ferner die Kunst- und Wachsfigurenkabinette, in denen man berühmte und berüchtigte Personen, darunter auch den damals viel genannten Napoleon sehen konnte, ganz besonders aber die Schauspiele der Komödiantengesellschaften, deren Vorführungen auf den jungen Baron einen starken theatralischen Eindruck machten.

Bei diesen Fahrten nach Ratibor bildete das jetzt nicht mehr bestehende Gasthaus „Zum schwarzen Adler“, das einem gewissen Georg Hillmer gehörte und sich im Haus

Ecke Ring und Lange Gasse befand, ein gern aufgesuchtes Absteigequartier, wo sich auch die vielen Bekannten aus den Lubowitz benachbarten Schlössern und Gutshöfen einfanden. Hugo Gnielczyk läßt in seiner bekannten Eichendorffnovelle „*Das zerbrochene Ringlein*“ eine Szene in diesem Gasthaus am Ringe spielen. „Die vier (nämlich Joseph, sein Bruder Wilhelm, Studiosus Forche und der Kaplan Ciupke) – so beginnt diese Szene – stiegen aus und schritten zum Stadttor hinein. Schöpp (Leibdiener) fuhr allein zurück. Sie gingen nach Hillmers schwarzem Adler am Ring, Ecke Langestraße. Aus der grellen Sonnenglut, die in den weißen Straßen noch empfindlicher war und nur hin und wieder durch die Straßenbogen abgehalten wurde, traten sie in Hillmers dunkel getäfelte Weinstube. Es waren keine Gäste darin. Eine wohlige Kühle umfing sie. Durch die bunten Scheiben drangen nur gedämpfte Lichtstrahlen hinein, die in den grünen Römern und dem purpurnen Wein sich zu sprühenden Garben verfangen. – Von draußen drang gedämpftes Räderrollen und Peitschenknallen hinein. Die Enge der Langen Gasse preßte allen Verkehr zusammen. Viele Menschen sahen sie vorüberhasten oder bedächtig dahinschreiten.“

Eine gern gesehene und nie unterlassene Gelegenheit zu einer Fahrt nach Ratibor bildeten aber die zahlreichen Besuche bei der Tante in Ratibor und bei Ratiborer Bekannten (Landrat Wrochem, Gräfin Gaschin, Herr und Frau Heintze, Herr Brodello, Hausarzt Dr. Geißler, Landschaftsdirektor von Schimonsky usw.), ferner die zahlreichen Bälle und Gesellschaften, bei denen die Hausbälle und privaten Theatervorführungen im Hause der Madame Hahmann einen bevorzugte Rolle spielten.

Der Justitiar und Justizkommissar Hahmann hatte mit seiner schönen und von den beiden Baronen schwärmerisch verehrten Frau eine Dienstwohnung im Schloß von Ratibor. Die Hahmanns, die mit der Familie Eichendorffs sehr befreundet waren, lebten hier auf großem Fuße. Bei ihnen ging es immer festlich zu, sie konnten mit ihren Hausbällen und Liebhabervorführungen sogar anspruchsvolle Gäste zufriedenstellen. Hans Brandenburg hat in seiner Eichendorffnovelle „*Madame Hahmann*“, die in den Novellenband „*Schicksalsreigen*“ (ein Geschichtenkreis von Liebe und Ehe) erschienen ist, in dem 8. Kapitel „*Opera buffa*“ einen solchen festlichen Gesellschaftsabend bei Hahmanns gezeichnet. Allerdings ist das schwärmerische Verhältnis des 19jährigen Barons Joseph zu Frau Hahmann in dieser Novelle teilweise stark übertrieben und der merkwürdige Ausklang dieses Verhältnisses als frei erfunden zu bezeichnen. Man vergleiche dazu die Tagebucheintragung vom 1. Mai 1807, an welchem vor der Abreise nach Heidelberg die Abschiedsvisite bei Hahmanns stattfand.

Die Stelle spielte in Ratibor. „Fuhren wir beide und Schöpp – so heißt es im Tagebuch – gleich nachmittags zum letzten Male nach Ratibor. – Wir stiegen bei Hillmer ab, besuchten en passant die gegenüber als Caféhausgruppe gelagerte Bordollosche und Mitzkesche Familie und begaben uns dann zu Brehmers. – Hierauf ließen wir uns aufs Schloß überschiffen, wo wir oben auf der Galerie Madame Hahmann, Demoiselle Flamm und Herrn von Elsner sitzend fanden. Nach lustigem Gespräch entfernte sich Letzterer. Als auch dann Herr Hahmann anlangte, begaben wir uns alle in das niedliche Gärtchen desselben, wo wir in der Abendröte auf der Burgmauer auf- und abwandelten. Sehr fröhlich. Darauf wieder allgemeiner romantischer Spaziergang an der Oder durch Schlehenblüten und Nachtigallentöne, worauf oben Herr Hahmann Klavier spielte und Wilhelm sang. – Um 10 Uhr gingen wir bei finsterner Nacht und dem Rauschen der Wehre fort. Herr und Frau Hahmann und Demoiselle Flamm mit der Laterne begleiten uns bis an die Überfuhr. Ängstlichkeit der Madame Hahmann. – Gute Nacht! Bis auch der wandelnde Stern der Laterne versank; und so leb auch du wohl, goldener, schöner Abend! Ach! Nachdämmern wirst du mir wohl über ein ganzes Leben, aber wiederkehren nie mehr! Schimmere immer nach, schöne Zeit! Kann ich doch weinen, wenn ich nicht mehr hoffen darf!“

Darauf gingen beide Brüder zum „Schwarzen Adler“, um dort zu übernachten, erlebten aber vorher ein „Donnerhagelwetter von Grobheiten“ vom erzflegelhaften Torschreiber, den sie beim Einlaß in die Stadt erst wecken mußten. Am nächsten Tage balancierten sie über die Balken der von einer Frühjahrsüberschwemmung abgebrochenen Oderbrücke zu Hahmanns, wo sie das Stammbuch abgaben und sehr angenehm zu Mittag aßen. Nach Tische nahmen sie Abschied von dem fidelen Justitiar Hahmann und gingen auf das „unendlich lebenswürdig listige Anstiften“ der Frau Hahmann – von ihr und anderen Damen begleitet – zu Fuß nach Niedane, wo sie dann über die Oder fuhren.“

Außer dem Stammbuchblatt für Frau Hahmann, dessen Originalfassung Alfons Nowack, der Herausgeber der „*Lubowitzer Tagebuchblätter*“, in seinem Aufsatz „*Das Tagebuch der Madame Hahmann*“ in der Zeitschrift „*Oberschlesische Heimat*“ (1907) veröffentlichte, hat Joseph von Eichendorff noch weitere Gedichte verfaßt, die aus dem überschwenglichen Gefühl dieser schwärmerischen Liebe zur 32jährigen Frau Hahmann entstanden sind und zwar das Gedicht: „*Es waren zwei junge Grafen*“, „*Frau in den blauen Tagen*“, „*Tiefer ins Morgenrot versinken die Sterne alle*“, und „*Der Tanz, der ist zerstoßen*“. Im folgenden einige Textproben:

„Es waren zwei junge Grafen
Verliebt bis in den Tod
Die konnten nicht ruhen noch schlafen
Bis an der Morgen rot.“

„Fraue, in den blauen Tagen
Hast ein Netz du ausgehangen,
Zart gewebt aus seidnen Haaren,
Süßen Worten, weißen Armen.“

„O trau den zwei Gesellen,
Mein Liebchen, nimmermehr,
Die gehen wie Wind und Wellen,
Gott weiß: wohin, woher.“

„Und die blauen Augen sprachen,
da ich waldwärts wollte jagen:
Zieh mir Schöner, nicht von dannen,
Ach, da war ich dein Gefangner!“

Die sechs Zeilen des dritten Gedichtes lauten:

„Tiefer ins Morgenrot versinken die Sterne alle,
Fern nur aus Träumen dämmert dein Bild noch vorüber,
Und weinender tauch ich aus seliger Flut. –
Aber im Herzen tief bewahr ich die lieben Züge.
Trage sie schweigend durch des Tages Gewühle,
Bis wieder zur stillen träumenden Nacht. –“

Nach dem Tode ihres Gatten lebte Frau Hahmann in einem kleinen Hause zu Ostrog unmittelbar neben der Sgaslikschen Beszung. Sie starb 75jährig am 28. März 1848 und liegt in Ratibor begraben.

Joseph von Eichendorff als Breslauer Schüler

Von Ewald Reinhard

Im Jahre 1801 entschloß sich der Schloßherr von Lubowitz, Adolf Freiherr von Eichendorff, seine beiden Söhne, Wilhelm und Joseph, den späteren Dichter, auf das katholische Gymnasium zu Breslau (heute Matthias-Gymnasium) zu senden; der älteste Sohn zählte damals 15, Joseph 13 Jahre. Nachdem sich die Lubowitzer Herrensöhne bei Verwandten und Freunden förmlich verabschiedet hatten, traten sie am 5. Oktober in Begleitung der Mutter und des Hofmeisters Heinke die Reise nach der schlesischen Hauptstadt an und trafen daselbst drei Tage später ein. Die Eltern vertrauten ihre Söhne dem dortigen St. Josephs-Konvikte an, dem sie dann auch die ganze Gymnasialzeit treu blieben.

Das katholische Gymnasium war ein frühes Jesuitenkolleg, dessen prächtiges Heim noch an die Glanzzeit des Ordens erinnerte. Durch die jesuitenfreundliche Haltung des preußischen Königs Friedrichs II. war der Jesuitenorden auch nach seiner Aufhebung in Schlesien noch erhalten geblieben, wenngleich unter dem veränderten Namen „Priester des Königlichen Schuleninstituts“. Infolgedessen blieb auch der Zusammenhang zwischen der Universität und dem Gymnasium vorläufig gewahrt. Unter König Friedrich Wilhelm II. aber wurden die Güter des ehemaligen Jesuitenordens verkauft, und unter seinem Nachfolger verschwand dann das Königliche Schuleninstitut vollständig, indem ein königlicher Erlaß vom 26. Juni 1800 den Bildungsgang neu regelte; das Schuleninstitut wurde aufgehoben und jeder Lehrer zum Staatsdiener erklärt. Die Verpflichtung, dem geistlichen Stande anzugehören, fiel fort. Eine neue Schuldirektion, bestehend aus Geistlichen und weltlichen Lehrern, wurde eingesetzt, und von diesem Kollegium wurde unter dem 1. August 1801 ein neuer „Studien- und Erziehungsplan für die Universität Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz“ veröffentlicht, der mithin zu Eichendorffs Zeiten eben in Kraft getreten war.

Darnach zählte das Gymnasium statt der bisher bestehenden fünf nunmehr sechs Klassen; da indessen nach Wissowas Anmerkung in seinen 1845 veröffentlichten „*Beiträgen zur Geschichte des Königlichen katholischen Gymnasiums in Breslau*“ die beiden letzten Klassen alle Stunden gemeinsam hatten, so erscheint diese Veränderung

nur formal. Wichtiger dagegen war es, daß die beiden untersten Klassen zur Gattung der Volksschulen gerechnet wurden. Die Unterrichtszeit betrug täglich 6 Stunden. Für die Weihnachts- und Pfingstferien waren 6, für die Osterferien 14 Tage und für die Herbstferien, die gleichzeitig die Schuljahre voneinander schieden, rund zwei Monate angesetzt. Als auswärtige Schüler gehörten die Eichendorffs zu denen, welche in der Regel nur in den großen Ferien nach Hause gingen. Einmal sehen wir sie freilich auch an Ostern ihre Schritte nach der Heimat lenken.

Das Lehrerkollegium setzte sich zusammen aus dem Rektor (der aber keinen Unterricht erteilte), zu Eichendorffs Zeit Johann Köhler, dem Religionslehrer und sechs ordentlichen Lehrern, wozu sich noch der Zeichenlehrer gesellte. Da nach dem Erlasse des neuen Reglements die Lehrer alle in ihren Ämtern blieben, erhielt sich der geistliche Charakter des Gymnasiums in so weitgehendem Maße, daß nach wie vor nur Priester unterrichteten. Es kann überhaupt nicht wundernehmen, daß die zahlreichen Exjesuiten an der Schule dem Ganzen einen klerikalen Zug bewahrten.

Dasselbe gilt von der Leopoldina, d. h. der von Kaiser Leopold I. gestifteten Universität, die mit dem Gymnasium unter einem Dache weilte. Vielfach gingen Professoren vom Gymnasium zur Alma Mater über, wie Professor Rake, Haase und Rathsmann. In Eichendorffs „*Promemoria*“ wird häufig von Veranstaltungen gesprochen, welche der Universität und dem Gymnasium gemeinsam waren; so wurden „im Rahmen des ganzen Gymnasiums alle Professoren der Universitaet zum Examen eingeladen“ (23. März 1802), es wurden auch wohl gemeinschaftliche Ausflüge unternommen, wie nach Oßwitz (19. Mai 1802), selbstverständlich waren Gymnasiasten und Universitätsstudenten auch bei kirchlichen Feierlichkeiten zusammen, namentlich bei der Prozession am Fronleichnamsfeste (17. Juni 1802). Umfangreiche Vorbereitungen von Seiten der beiden Schulen erforderte die Jubelfeier des 100jährigen Bestehens der Universität (August 1803).

Im übrigen war das Breslauer katholische Gymnasium um die Jahrhundertwende stark im Rückgang begriffen, wie eine Eintragungsstatistik bei Wissowa dartut (S. 11). Ob daran die ungeklärten Verhältnisse hinsichtlich des Charakters der Schule die Schuld trugen oder andere Umstände, von denen Eichendorff in einer oft angezogenen Stelle im „*Erlebten*“ einige andeutet, sei dahingestellt. Jedenfalls wird der Dichter in seinen Alterserinnerungen den katholischen Gymnasien kaum Unrecht tun, wenn er von ihnen nicht viel Rühmlches berichtet. Während er von den protestantischen Gymnasien sagt, sie hätten „an einer, fast nur für künftige Professoren oder Theologen berechneten philologischen Starrheit“ gelitten, „in dieser einseitigen

Gründlichkeit jedoch Gründliches geleistet“, bemerkt er von den katholischen Gymnasien:

„Dasselbe kann man von den damaligen katholischen Gymnasien nicht rühmen. Diese befanden sich früher größtenteils in den Händen der Jesuiten, die eine mehr allgemeine Bildung mit einer gewissen klösterlichen Zucht und Strenge gar wohl zu vereinen wußten. Jetzt aber, nach Aufhebung des Ordens, sahen sie sich plötzlich von allen Seiten den Anfechtungen des tumultuarischen Zeitgeistes, und zwar wehrlos, ausgesetzt. Denn die übrig gebliebenen Exjesuiten und mit ihnen ihre alten Erziehungstraditionen waren allmählich ausgestorben, und die neuen Lehrkräfte, wie sie die veränderte Zeit durchaus erforderte, noch keineswegs herangebildet. Es entstand aber, bevor man sich nur erst einigermaßen orientiert hatte, notwendig ein augenblicklicher Stillstand, eine sehr fühlbare hin und her schwankende Unsicherheit und schüchterne Nachahmung des protestantischen Wesens, die natürlich anfangs ziemlich ungeschickt ausfallen mußte. Nur das fort-dauernde Bedürfnis eines feierlichen Gottesdienstes erhielt hier noch lange eine ernste und gründliche musikalische Schule... Die Schüler veranstalteten zwar noch immer zur Weihnachtszeit theatralische Vorstellungen, aber statt der früheren, mit aller würdigen Pracht ausgestatteten Aufführung geistlicher Schauspiele, wo man nicht selten früher auf die Meisterwerke Calderons zurückgegriffen hatte, wurden jetzt alberne Stücke aus dem Kinderfreund, ja sogar Kotzebueden gegeben.“

Daran anschließend verbreitet sich Eichendorff zugleich über die Internate, die meist mit den Gymnasien verbunden waren.

„Auch ihre sogenannten Konvikte bestanden noch“, lesen wir dort, „wirkten jedoch häufig störend durch den aristokratischen Unterschied zwischen den armen Freischülern (Fundatisten) und den reichen Pensionärs, die fast ausschließlich dem Adel angehörten“.¹ Einem solchen Konvikte gehörte nun auch der Dichter an, und zwar dem sogenannten Josephskonvikte.

Schräg gegenüber vom damaligen Gymnasium erhob sich seit dem Jahre 1740 das prächtige Gebäude dieses Schülerheims. Die Einrichtung beruhte auf der Stiftung des Breslauer Domherren Petrus Gebauer, der im Jahre 1642 den Breslauer Jesuiten die bedeutende Summe von 24 000 Gulden zur Verfügung gestellt hatte, um sie im Sinne christlicher Jugendpflege zu verwenden. Andere Stiftungen folgten, so daß die Zahl der Konvikto- ren auf 40 anwuchs. Friedrich der Große gab der Anstalt im Jahre 1777 sodann ein neues Reglement, worin es heißt: „daß darin junge Leute katholischer Religion eine gute und anständige Erziehung erhalten, vornehmlich

[Eingang zum Schloßhof Lubowitz / Schloß Lubowitz mit Grundriß. Lichtbild: Dr. Rode / Ratibor]

¹ *Sämtl. Werke des Freih. J. v. Eichendorff. (Hist.-krit. Ausgabe)* Band X, S. 400 ff.

aber solche, die bei hinlänglicher Neigung und Fähigkeit zum Studium von dem dazu erforderlichen Vermögen entblößt sind, mittelst einer unentgeltlichen Verpflegung in den Stand gesetzt werden sollen, sich auf die Erlernung der Wissenschaften zu legen und sich zum Dienste des Staates und der Kirche geschickt zu machen.“ Ein Regens und ein Proregens sowie zwei Präfekten sorgten für die Ordnung im Konvikt.²

Die Konviktooren zerfielen in zwei Gruppen, in die oben charakterisierten Stüftlinge, 23 an der Zahl, und in die zahlenden Pfüglinge. Über sie äußert sich das angezogene Reglement von 1777, „damit die Erziehungs-Anstalten in den Seminariis auch anderen jungen Leuten außer den Fundatisten nutzbar seyn mögen, so sollen darin auch Pensionairs adlichen und bürgerlichen Standes gegen gewisse Bezahlung angenommen werden.“ Wenn Eichendorff von den „reichen Pensionairs“ spricht, die meist adeliger Herkunft waren, so findet das insofern auf seine Zeit Anwendung, als uns mancherlei Adelsnamen begegnen, wie Haugwitz, Magnis und Zedlitz (der spätere Dichter der „*Totenkränze*“). Die Pensionäre wohnten zu zweien und dreien zusammen, ein Student der Theologie und Philosophie sollte die Oberaufsicht führen; allein hier mag es oft an Strenge gefehlt haben. Die Pensionäre speisten auch häufig, gesondert von den Fundatisten, mit dem Regens am ersten Tische. Wenn Hausdorf meint, die Pensionäre seien alle den Gesetzen der Anstalt unterworfen gewesen und hätte nur mit Genehmigung des Regens Musik, lebende Sprachen, Zeichnen, Malen, Tanzen und Reiten lernen dürfen, so zeigt ein Blick in das „*Promemoria*“ Eichendorffs, daß auch hier die Praxis weit von der Theorie abwich, und daß das, was Ausnahme hätte sein sollen, Regel geworden war.

Die Konviktooren zu Eichendorffs Zeit, soweit sie Pension zahlten, lebten wie Grandseigneurs; sie gingen ins Theater, empfingen und erwiderten Besuche, sie nahmen Unterricht in Klavierspiele, in Schwimmen und Fechten, sie beteiligten sich an Bällen, so die Eichendorffs bei dem Weihbischof Schimonsky (25. Januar 1804), ja sogar in den Hallen des Konvikts selbst fanden Tanzfestlichkeiten statt, wobei die Zöglinge verschiedener Pensionate die Tänzerinnen stellten – genannt werden: „die Ursuliner Mamsellen, die Kreuzerschen und Krokerschens“. Das Ganze mutet wie ein Nachklang aus der festesfreudigen Zeit des Barock an.

Bedenklicher will scheinen, wenn die Konviktooren, d. h. die zahlenden Pensionäre, sehr häufig, um mit dem Dichter zu sprechen, eine „Bier-, Wein- oder Punschcondition stießen“. Doch scheinen diese Veranstaltungen nicht immer unerlaubt gewesen zu sein, wenngleich

² Hausdorf: *Über die mit dem hiesigen Königlichen katholischen Gymnasium verbundene Erziehungsanstalt, Convict, Convictorium zu St. Joseph genannt. Programm.* Breslau 1828, S. 6.

ihre übermäßige Ausdehnung schwerlich im Sinne der Konviktsleitung liegen konnte. Als Schüler war Joseph von Eichendorff von ehrlichem Fleiße, ein „Überflieger“ war er jedoch keineswegs. In der Mathematik wies er nach den beiden ersten erhaltenen Zeugnissen sogar nur „mittelmäßige“ Kenntnisse auf; Ostern 1803 hatte er jedoch diese Lücke ausgefüllt, wofür dann freilich andere Fächer gelitten hatten. In den meisten Disziplinen, namentlich in den „Gesinnungsfächern“, scheint der Dichter immerhin ziemlich mühelos gute Prädikate erzielt zu haben. Griechisch, Französisch und Polnisch nahm der junge Baron zunächst nicht mit; später beteiligte er sich jedoch am Französischen, während er im Griechischen Privatunterricht genoß. Vom Polnischen heißt es in dem Zeugnisse vom 30. März 1803, daß er als „Utraquist“ die polnische Sprache ziemlich gut beherrsche.

Einen besonderen Einfluß hat offenbar keiner der Lehrer auf den Knaben ausgeübt, wengleich sie mit Professor Rochovsky in persönlicher Föhlung blieben. Dagegen erfahren wir anläßlich eines Zusammenstoßes mit Professor Legenbauer (Dezember 1804), daß Eichendorff diesen „casus“ als Beitrag zur „Charakteristik des hiesigen Professorentons (exceptis munnullis)“ gewürdigt wissen wollte. Von demselben Professor wird berichtet, daß er die Freiheiten der Studenten öffentlich von der Kanzel gerügt (9. Januar 1803), wogegen die Angegriffenen sich dann sehr kräftig gewehrt hätten. Der Unterricht bot anscheinend wenig Reiz; daß Professor Rake die Felder von Leerbeutel geometrisch ausmessen ließ, daß Professor Jungwitz physikalische Experimente vorführte, ist so ziemlich das Einzigste, was der Schüler von fesselnden Vorgängen aus der Schule zu berichten wußte.

Dafür genossen sie um so dankbarer den Umgang des treuen Heinke, der als Zeremoniar am Dome tätig war. Häufig waren sie bei ihm; mit ihm besuchten sie das Theater, unternahmen sie Ausflüge, und gerne verbrachten sie bei ihm auch einen Tag der Weihe, wie den Heiligabend 1803 und den Josephstag des Jahres 1804.

Mit den Kameraden hielten die Herrensöhne von Lubowitz im allgemeinen gute Freundschaft; einmal schlossen sie mit fünf anderen ein „Schutz- und Trutzbündnis“ (14. März 1802), zwei Tage darauf gab es freilich Händel; Entdeckung und drohende Karzerstrafe führten zur Auflösung des Bundes. Gegen den Grafen Magnis vertrat Joseph einmal persönlich sein Recht (10. Juli 1802). Dafür verstanden sie sich mit ihren Studiengenossen Friedrich und Thilsch so gut, daß diese in den Ferien mit nach Lubowitz wandern durften.

Von Studentenstreichen ist in dem „*Promemoria*“ häufig die Rede; einmal brach man nächtlicherweise bei den Eichendorffs ein (1. November 1803), einige Tage später

richtete man, vielleicht zur Vergeltung, bei einem anderen Studiengenossen Unfug an, selbst am Weihnachtstage störte ein Trupp von Konviktoern die Nachtruhe; natürlich beteiligte man sich auch an einer „Konviktszeitung“, in welcher die Verhältnisse im Konvikte einer fortlaufenden Kritik unterzogen wurden. Und daß es mancherlei zu beanstanden gab, erkennen wir daraus, daß sich die Konviktoern einmal beim Regens wegen schlechten Essens beschwerten (23. Januar 1803), ein andermal spricht Eichendorff erzürnt von dem „Jesuitismus des H. Regens“ (15. Dezember 1803). Aus einem Briefe des ehemaligen Zimmernachbarn Nessel (vom 8. Dezember 1835)³ erfahren wir auch von gelegentlichen Fensterparaden vor dem Waisenhouse, wo die Töchter des Waisenhausvorstehers Fritsch verehrt wurden.

Die Ferien, als „Lubowitzer Jubelperioden“ bekannt, bildeten die strahlenden Lichtpunkte in dem eintönigen Dasein des Gymnasiallebens. Selbst Trauerfälle, wie der Tod des vierjährigen Schwesterchens Luise (1803), konnten die Lust am Frohsinn nicht lange zurückdrängen; da wurde gefischt, geritten, der Vogelherd besucht und gewandert, wohin einen die Füße trugen.

Für die Abschlußprüfungen begann man schon im Januar 1804 bis tief in die Nacht hinein den Homer zu studieren (26. Januar 1804); dieser übermäßigen Anstrengung sollte ein mitstrebender Genosse, Jakob Müller, leider vorzeitig erliegen. Im Sommersemester setzten die Barone diese Nachtstudien fort; die Folgen dieser Torheit waren krankhafte Erscheinungen, wie Blutspucken, und der Arzt mußte herangezogen werden. Doch wurde das Übel bei Zeiten behoben. In dies letzte Tertial fiel noch ein Pfingstausflug auf den Zobten, dessen ganze Romantik man genoß, da man den Sonnenaufgang vom Gipfel des Berges aus betrachtete.

Im Juli 1804 folgten dann die Prüfungen; allein trotz aller Bemühungen fiel das Examen bei Professor Jungwitz „malheureux“ aus, während die Ergebnisse in den übrigen Fächern anscheinend zufriedenstellender waren; am 5. August kamen dann die Eltern, am 18. ds. Mts. erfolgte die „Klassenverlesung des Gymnasiums“, einige Tage später war man wieder im heimischen Lubowitz.

Nach einem überaus genußreichen Ferienaufenthalte kehrte man im Oktober 1804 nach Breslau zurück. Die beiden Eichendorffs bezogen nunmehr ein neues Quartier im Meyerhoffschens Hause und waren wohl auch keine Gymnasiasten mehr, wenigstens gingen sie wegen des „Hospitiens bei Maria Magdalena“ zu „H. Rath Müller“. Daneben hörten sie Vorlesungen bei Professor Manso, „über Horatz, Virgil, Herodot und Sophocles“. Im übrigen studierten sie privatim Französisch und Englisch. Daß darüber

³ *Briefe an Eichendorff. Hist.-krit. Ausgabe.* Bd. XIII, S. 133.

mancherlei Vergnügen, wie Theaterbesuche, nicht verabsäumt wurden, versteht sich von selbst. Im Februar 1805 machten die ehemaligen Konviktooren zum letztenmal den Konviktsball mit, der sehr zahlreich besucht war. Ende März versuchte man sich nochmals bei einzelnen Professoren in Prüfungen; allein auch diesmal wurde „das Examen beyrn Rochowsky, nach mehreren hartnäckigen Angriffen aufgegeben, die hundert- und einfältigen Abschiedsvisiten abgelaufen, das Alte unserer Garderobe verschachert, das Neue eingepackt, und so mit fröhlichem Blick in die nahe schöne Zukunft der festgesetzte Termin erwartet.“ Eine tumultuarische Abschiedsfeier beschloß das letzte Breslauer Tertial, im Schneegestöber fuhr man nach Hause: der 25. März 1805 bildete den Schlußpunkt der Breslauer Studienzeit Eichendorffs.

Das Werden des Dichters Eichendorff läßt sich, seit Dr. Hilda Schulhof die poetischen Tastversuche des angehenden Romantikers näher untersucht hat, ziemlich genau verfolgen; es sind Töne von Klopstock, Höltz, aber auch schon romantische Klänge, die durch diese dichterischen Randverzierungen der Schulhefte hindurchschallen. Aber auch die Aufzeichnungen des „Promemorias“ selbst sind für die Charakteristik des jungen Eichendorff wichtig; manche Naturbeobachtung deutet auf spätere Schilderungen in Roman und Novelle.

In die bunte Welt der Bühne wurde Eichendorff zu Breslau einmal durch den häufigen Besuch des Theaters eingeführt, mehr noch aber durch seine Teilnahme an den Aufführungen im Konvikt. Joseph übernahm dabei mehrfach weibliche Rollen, im „*Fähnrich*“ die Sophie (1. und 2. März 1802); später spielte er im „*Wirrwarr*“ die Babette (z. B. 16. Februar 1804). Daß der Dichter dabei dem Geiste des Spieles gerecht wurde, beweist die Anerkennung, welche ihm die Gräfin Sedlnitzky durch Überreichung ihres Fächers zuteil werden ließ. Die häufige Berührung mit dem Theater veranlaßte den Knaben auch zu eigenen dramatischen Entwürfen: so scheint das Konradinfragment (nach Hilda Schulhof) wirklich in das Jahr 1804 oder 1805 zu gehören. Doch bedürften diese Dinge noch einer eigenen Untersuchung.

Im allgemeinen haben die Breslauer Studienjahre dem Dichter wenig gegolten; nirgendwo hat diese Zeit ihm, der doch aus der Pietät eine der größten Tugenden machte, einmal den Vorwurf zu einer Dichtung gegeben, kaum daß er im „*Erlebten*“ seine Schulerinnerungen heranzieht. Nur die Lubowitzer „Jubelperioden“ strahlten bis in sein Alter hinüber in unverlöschbarem Glanze. Der Unterricht vermittelte ihm eine gediegene humanistische Bildung, ließ ihn aber an die neuen Quellen deutscher Dichtung nicht gelangen: von der aufblühenden romantischen Schule, von Schlegel, Novalis und Tieck wußte der spätere Hauptverfechter romantischer Ideen damals nichts.

Eichendorff in Silberhammer

Von Wolfgang Federau

Als sich vor nunmehr etwa einem halben Jahrzehnt der Todestag Josephs von Eichendorff zum fünfundsiebzigsten Male jährte, wurde an dem alten Gutshaus Silberhammer bei Danzig-Langfuhr eine marmorne Tafel angebracht und feierlich geweiht, welche die Erinnerung an den dortigen Aufenthalt des schlesischen – nein, deutschen – Dichters, „der scheidenden Romantik jüngsten Sohn“, wachhalten und vertiefen sollte.

Nicht die Tatsache der Anbringung einer solchen Tafel schlechthin scheint mir des Erwähnens, des besonderen Hinweises wert. Sie ist nicht die einzige, die das Denken der Bewohner dieser schönen, alten Stadt an der Weichselmündung und ebenso die Aufmerksamkeit der alljährlich aus dem Reich hierher strömenden Besucher auf die enge Verbindung hinlenkt, die zwischen Eichendorff und Danzig bestanden hat. Viel beachtlicher, ergreifend beinahe, ist ein anderer Umstand: daß diese Tafel, die in goldenen Lettern auf marmorern Grunde die Worte trägt „Hier wohnte Joseph von Eichendorff in den Jahren 1821/25. Zum 26. November 1932“ – daß diese schlichtschöne Tafel aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln von der Leitung und dem Personal der staatlichen Fürsorgeanstalt, die seit einer Reihe von Jahren in dem Gutshaus Silberhammer untergebracht ist, errichtet wurde.

Was dies bedeutet, darüber sollte man einmal nachsinnen. Da sind Menschen, Beamte, Angestellte, gebunden an einen schweren, nüchternen, aufreibenden und viele Illusionen gründlich zerstörenden Beruf. Menschen, die man abgestumpft wähnt durch den täglichen Umgang mit anderen, geistig Kranken, für das gesunde Volkstum für immer Verlorenen. Viele von ihnen werden nur selten die Muße finden und die Lust, in ihrer freien Zeit ein Buch zur Hand zu nehmen. Aber sie wissen: hier hat einmal Eichendorff gelebt, der Sänger und Lobpreiser des deutschen Waldes, der schönen deutschen Erde, wie sie sich darbietet mit Wiese und Feld und Moor und Wind, mit harfendem Wind und sachte dahin treibenden Wolken. Daran denken sie, ja, und da nun ein Jahrestag den schönen und ersehnten Anlaß gibt, spendet jeder, opfert jeder ein Scherflein – ob groß oder klein, darauf kommt es ja wahrlich nicht an – und diese Gabe ist Dank und Bekenntnis und ein strahlender Beweis dafür, wie sehr

Eichendorff noch heute lebendig ist, hier im hohen Norden Deutschlands, wie sehr man ihn liebt.

Eine Geste nur? Nein – eine Tat. Ehrfürchtig-dankbarer Gruß an einen Toten, dem dieses Danzig, diese so sehr deutsche Stadt, das wohl schönste aller Gedichte verdankt, die je ihren Zauber, ihre Süße und ihre Trauer gestalteten: „Dunkle Giebel, hohe Fenster, Türme tief aus Nebeln sehn...“ Das wiegt mehr, als wenn etwa die Schlesier in Danzig, ein reichliches halbes Jahrhundert vorher, an dem Hause Brotbänkengasse 43 (an der Ecke Pfaffengasse) eine ähnliche Tafel aus schlesischem Marmor anbringen ließen, die daran erinnern soll, daß Eichendorff in diesem Hause während seines zweiten Aufenthalts (1843–46) längere Jahre gewohnt hat. Sie, die Schlesier, waren dem Dichter ja ohnehin durch die Gemeinsamkeit der Heimat verbunden – aus dem Festakt im Silberhammer sprach die umfangreichere, größere Gemeinsamkeit der deutschen Landschaft, der deutschen Seele, der deutschen Sprache.

Es war der Beamte Eichendorff, der noch jugendliche Regierungs- und Schulrat, der – als Nachfolger des Konsistorialrats Mathy – an den Weichselstrand, an die Ostseeküste verschlagen wurde... Aber es war der Dichter Eichendorff, der hier Wurzel faßte, der diese Stadt und dieses Land so innig lieben lernte, daß seine Verbindung mit dem Nordosten Preußens in all den folgenden Jahren und Jahrzehnten nie mehr ganz abbrach.

Dabei mag der Kreis verständnisvoller Menschen, der Freundeskreis, der ihm alsbald zuwuchs, eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben. Nicht zuletzt etwa der Umstand, daß er in dem damaligen Oberpräsidenten Theodor von Schön einen Vorgesetzten fand, der alles andere war, als ein trockener Aktenmensch und Paragraphenreiter, vielmehr eine aller Kunst, aller Dichtung weit und herzlich aufgeschlossene Natur, die den vortrefflichen Beamten wohl zu schätzen wußte, sich aber vielleicht mehr noch zu dem Dichter und Sänger hingezogen fühlte.

Ausschlaggebender freilich für die innere Einstellung Eichendorffs zu seinem neuen Betätigungsfelde dürfte etwas anderes gewesen sein. Der Dichter kam aus der schlesischen Heimatlandschaft, der er mit allen Fasern seines Seins verhaftet war, in eine Landschaft hinein, die ihn auf Schritt und Tritt an sein verlorenes Jugendparadies erinnerte. Hier wie dort gab es weiträumige, uralte Wälder, sanft geschwungene Hügelketten, die offene Gebärde übersonnener Ebenen, wo auf fruchtbarem Acker goldenes Korn wogte, das Murmeln von Quellen und vielgewundenen Bachläufen und den zärtlich-schwellenden Teppich des Mooses.

Eine solche Landschaft mußte unmittelbar an das Herz unseres Dichters, dieses „Er-

füllers der Romantik“ rühren; es war seine Landschaft, er brauchte sie nicht zu erobern, er trug sie schon als unverlierbaren Besitz in seinem Herzen. Fremd hier war er doch nicht in der Fremde, es bedurfte keines Umwegs, keines schwierigen Akklimatisationsprozesses, um hier Wurzeln zu schlagen. Er kam hierher, nach Danzig, scheu gewiß noch zuerst und ein wenig besorgt und bang. Und siehe: diese Erde, schön und süß und feierlich, warf sich an sein zagendes Herz wie eine Geliebte. Umfing ihn, und ganz, mit dem Rauschen der Wälder, mit dem Klappern der Mühlen, die jeden Wasserlauf begleiteten, mit dem dumpfen Pochen und hellen Läuten des russigen Eisenhammers, in dem nicht minder russige, schwarze Gesellen blinkende Pflugscharen schmiedeten. Und mit dem heiter aufglänzenden Auge, dem strahlenden Spiegel kleiner, schimmernder Seen auch. Eichendorff hat die Schönheit dieser Erde erlebt und in sich hineingetrunkener wie kaum einer der geborenen Danziger. Daß ihm ein gütiges Geschick diese Möglichkeit gab, dankte er eigentlich einem Zufall. Sein Vorgesetzter Theodor von Schön war eng befreundet mit dem Grafen Fabian zu Dohna, und Letzterer, der den Dichter durch den Oberpräsidenten kennen und gewiß auch schätzen lernte, stellte Eichendorff sein schönes, altes Gutshaus Silberhammer, weit draußen, vor den Toren der Stadt, jenseits Langfuhrs, zur Verfügung.

Hier nun, außerhalb der steingefügten Mauern Danzigs, wohnte der Dichter während der nächsten Jahre. Mit dem Herzen ganz dicht am größeren Herzen der Erde. Von seinem Zimmer aus sah er in die grünen Wipfel der Bäume, jeder Windhauch trug den süßen Atem des Waldes durch die geöffneten Fenster herein, und das Rauschen des nahe vorbei fließenden Baches begleitete ihn nachts bis in das Land seiner Träume. In diesem Hause, in dieser herrlichen Umgebung, die sich Eichendorff bei vielen Wanderungen über die bewaldeten Hügelketten, die nördlichen Ausläufer des uralisch-baltischen Höhenzuges, von Mal zu Mal immer mehr erschloß, entstand die Hälfte seines unsterblichen Buches *„Aus dem Leben eines Taugenichts“*.

Oft und oft ist Eichendorff, wie wir es heute wissen, als rüstiger Fußgänger vom Silberhammer zu dem nur ein paar Kilometer entfernten Marktflöckchen Oliva gepilgert, wo er in dem Schloß bei dem damaligen Abt des dortigen Cisterzienserklosters und Fürstbischof von Ermland Joseph von Hohenzollern gastliche und freundschaftliche Aufnahme fand. Der hohe geistliche Würdenträger und Abkömmling eines alten und stolzen Geschlechts war dem jugendlichen Regierungsrat herzlich zugetan, und uns Heutigen ist eine Äußerung von ihm überliefert, in der er Eichendorff als einen „der geist- und gemütvollsten Menschen und ausgezeichneten Dichter“ bezeichnet und schließlich erklärt: „Er ist mein Freund und bester Umgang allhier.“

Diese Freundschaft zwischen dem Dichter und dem fürstlichen Abt und Bischof ermutigte Letzteren zu der Bitte, Eichendorff möge ihm für ein geplantes Gesangbuch einen Text dichten. So entstand, ebenfalls noch in Silberhammer, jenes Marienlied „*O Maria, meine Liebe, denk ich recht im Herzen dein...*“, das von dem Abt mit dankbarer Anerkennung angenommen wurde und wenig später mit angemessener Vertonung Aufnahme in das Diözesan-Liederbuch fand. Es wird noch heute im Bereich des Bistums Ermland in den Kirchen und auch auf Wallfahrten gesungen.

Noch aus einem anderen Grunde mag sich im Übrigen unser Dichter in Oliva bei seinem Freunde besonders wohl gefühlt haben. War nämlich die Landschaft, die sich zwischen Langfuhr und Oliva dehnte, der seiner schlesischen Heimat in beglückendem Maße ähnlich, so erinnerte das äbtliche Schloß, zwischen 1754 und 1756, im bereits ausklingenden Rokoko, von dem kunstsinnigen Abt Hyazinth Rybinski erbaut, zum wenigsten in seiner Südfront auf erstaunliche Weise an das Schloß Lubowitz bei Ratibor, Eichendorffs Geburtsstätte, wie es uns ein Aquarell von Straub übermittelt. So also durfte Eichendorff sich wohl heimisch fühlen in seinem Danziger Tätigkeitsgebiet, in dieser Stadt, in der er zwei Jahrzehnte später noch einmal einige Jahre verbrachte. Die Gefühle, die er Danzig und seiner Umgebung entgegenbrachte, hat ihm Mitwelt und Nachwelt im gleichen Maße erwidert und gedankt. Danzigs Bevölkerung betrachtet den Schlesier Eichendorff noch heute ganz als einen der Ihrigen, und die Erinnerung an seine Danziger Zeit ist noch heute auf erstaunliche Weise wach und lebendig. So ist zwar die von dem Oberpräsidenten von Schön 1827 ins Leben gerufene „Gemeinschaft für Männervokalmusik“, die ihre Tätigkeit mit Eichendorffs vertonten Liedern begann, später eingegangen; doch die von Eichendorffs Freunde, dem Archidiakonus von St. Marien Th. F. Kniewel, begründete Danziger Liedertafel, der Eichendorff zahlreiche Lieder widmete, noch in später Zeit, besteht heute noch und ist eine rührige und ehrfürchtige Pflegerin und Hüterin eines Schatzes, durch dessen Bereicherung gerade Eichendorff sich das Herz seines Volkes unverlierbar erobert hat: des deutschen Liedes.

Der Wanderer

Von Wolfgang Federau

Der Amtsdienner, dessen Haut in den langen Jahren grau geworden war wie die Aktenfaszikel, die sich drüben, in der Registratur, auf hohen Gestellen bis zur Decke türmen, blieb dicht vor der Tür, in geziemender, achtungsvoller Entfernung von seinem hohen Vorgesetzten, stehen. Er wartete. Viele, die in diesen Raum vordringen wollten, mußten im Vorzimmer bei ihm das Warten lernen. Jetzt harrete er selbst in Demut und Bescheidenheit, bis es gefallen würde, seine Anwesenheit zu bemerken.

„Nun?“ kam – endlich – die Stimme vom Schreibtisch drüben. Eine tiefe, befehlsgewohnte, aber nicht unguete Stimme.

Der Amtsdienner hob den Kopf. Die Augen des andern ruhten nachdenklich und etwas erstaunt auf ihm, es waren sehr große, ernsthafte Augen, die nicht losließen, was sie erst einmal aufgenommen hatten.

„Exzellenz verzeihen“, haspelte der Diener. Seine Stimme klang brüchig und heiser, er stotterte vor Aufregung – immer war er befangen, wenn er hier stand und sprechen sollte.

„Exzellenz verzeihen“, wiederholte er...

„Der Herr Konsistorial- und Schulrat?..“ kam ihm sein Vorgesetzter zu Hilfe, geduldig, mit einem ganz kleinen Lächeln, das den strengen Ausdruck seiner schmalen Lippen lockerte.

Der Diener machte einen förmlichen Anlauf, um das Hindernis zu nehmen, das doch nur in seiner ewigen Scheu bestand und in nichts anderem.

„Ich habe den Herrn Baron sofort in seinem Dienstzimmer aufgesucht“, sagte er, „um ihm den Auftrag von Exzellenz zu übermitteln. Aber... der Herr Baron war nicht da!“

Das Letzte schrie er fast ein bißchen – gleich wieder kam es ihm vor, als müsse er den Eindruck dieser Worte milden, als dürfe er so nicht sprechen.

„Der Herr Baron geruhten abwesend zu sein“, setzte er deshalb leiser hinzu.

Ein Wölkchen des Unmuts – wirklich ein Wölkchen nur – wehte über die hohe, klare Stirn des Mannes am Schreibtisch. Sein Antlitz leuchtete in dem gedämpften, herbstlichen Licht, das durch die hohen Fenster fiel, blaß und beinern.

„So?“ sagte er und trommelte leicht mit den Fingern der Linken auf die dunkle, matte Tischplatte. „Und hat der Herr Regierungsassessor einem der Herren von der ersten Abteilung des Kollegiums hinterlassen, weshalb er plötzlich fortgehen mußte?“

„Nein, Exzellenz“, kam die Antwort. „Die Reprodukte über die Eingabe der katholischen Gemeinde in Marienwerder lag unverschlossen auf dem Tisch, und alles deutete darauf hin, daß der Herr Baron ganz plötzlich und unerwartet sich entfernt hat. Sich hat entfernen müssen, wenn ich so sagen darf, Exzellenz.“

„Danke“, sagte der mit Exzellenz Angeredete knapp. Mit einer tiefen Verneigung entfernte sich der also entlassene Diener aus dem kühlen Raum. Erst draußen, im Vorzimmer, wo er zuhause war, wo er der Herr war, gewann er seine Sicherheit zurück. „Dunnerschlag“, brummte er vor sich hin. „Dunnerschlag! Das wird was geben ... das ... nun, man weiß ja, wenn unsere hohe Exzellenz etwas aus der Haut bringt, dann...“

Aber er malte sich das kommende Donnerwetter nicht mit jener Freude, mit jenem stillen Vergnügtsein aus, das ihn sonst erfüllte, wenn es über das Fell eines Vorgesetzten ging – an denen man ja hier keinen Mangel litt, wo es Räte gab und Assessoren, Direktoren und Chefpräsidenten und der Teufel mochte wissen was noch. Nein, eigentlich tat er ihm leid, der Herr Baron – sehr leid tat er ihm. Er war immer nett zu den Nachgeordneten gewesen, immer freundlich und menschlich und ganz ohne Hochmut. Er war überhaupt anders als seine Kollegen, so ... ja, frischer und aufgeschlossener und ... ach, es ließ sich in Worten nicht recht ausdrücken, man mußte schon das Gefühl dafür haben. Und er, der Amtsdieners Heinrich Deemuth, hatte dieses Gefühl.

Der Oberpräsident, allein geblieben in seinem Zimmer, starrte noch immer ins Leere. Das Zeichen flüchtigen Unmuts, das vorher sein Antlitz verdunkelt hatte, war längst verweht und fortgewischt, hatte dem Ausdruck angespannten Nachsinnens Platz gemacht. „Seltsam“, dachte er. „Was mochte ihn nur bewogen haben, so plötzlich ... ob vielleicht bei ihm zu Hause ... aber nein, das ist ja Unsinn, es war doch gestern noch alles wohlauf in seiner Familie. Und überhaupt: selbst eine plötzliche Erkrankung seiner Frau, irgendein anderes unvorhergesehenes Mißgeschick hätte ihn nicht davon abhalten können, sich bei mir oder wenigstens dem Abteilungsdirektor beurlauben zu lassen. Es muß also wohl etwas anderes gewesen sein, etwas, was sich so einfach, so billig nicht erklären läßt.“

„Schade“, dachte er wieder, und seine Hand glitt über das große amtliche Schreiben, das ihm eben die expresse Post aus Berlin überbracht hatte. Gern hätte er den Inhalt

dieses Schreiben dem Freiherrn, dem Herrn Regierungsassessor, schon vorher bekanntgegeben, unter vier Augen gleichsam, sich an dessen unverstellter Freude geweidet. Er hatte ja auch ein Recht darauf, richtig gesehen, er hatte sich für seinen Mitarbeiter sehr eingesetzt bei dem Kultusminister von Altenstein in Berlin, hatte die Verdienste des bislang nur gegen Diäten beschäftigten Rats beim Oberpräsidio mit wohlgesetzten Worten ins rechte Licht gesetzt, auf die Teuerung in Danzig hingewiesen, die größer war als in vielen andern Städten der preußischen Krone, weil diese gute alte Stadt unter den Nachwirkungen der Kriege und der französischen Besetzung noch jetzt so schwer litt, hatte auch nicht vergessen, anzumerken, daß die häusliche Lage seines Rats sehr beschränkt sei und derselbe mancherlei Mühe habe, sich angemessen durchzuschlagen.

Ja, das alles hatte er, der Oberpräsident, wohl getan. Er hatte es gern getan. „Pflichtmäßiges Ermessen“, wie er sich in seiner Eingabe an das Ministerium ausgedrückt hatte, hatte ihm die Feder geführt. Aber schließlich doch nicht nur das. Schließlich war es noch etwas anderes gewesen.

Der Oberpräsident, leise vor sich hinlächelnd, erinnerte sich in diesem Augenblick der Empfindungen, die ihn erfüllt hatten, als ihm sein höchster Vorgesetzter, der Freiherr von Altenstein, die Eröffnung über die Berufung dieses Assessors als Konsistorial- und Schulrat nach Danzig hatte zugehen lassen. Er hatte der Ankunft dieses neuen Mitarbeiters mit einiger Unruhe und Besorgnis entgegengesehen, er hatte Schwierigkeiten gefürchtet und Gegensätze, die sich nur gewaltsam, kraft der Macht seines Amtes, seines hohen Postens, würden beseitigen lassen. Ein Katholik! Ein Romantiker! ... Warum verblieb der nicht bei seinem Regierungs-Kollegium in Breslau, wo er hingehörte? Dort, in Schlesien, war doch seine Heimat, da mochte er endgültig Wurzel fassen. Hier, im Nordosten, in einer Stadt, die wohl immer deutsch gewesen war, um dieses Deutschtum Jahrhunderte hindurch erbittert und tapfer gekämpft hatte, aber die doch erst seit kurzem zu Preußen gehörte, die dem Breslauer in jeder Beziehung fremd sein mußte, würde er es sehr schwer haben, es seinen Mitarbeitern und Vorgesetzten sehr schwer machen. Und dann: da war dieser fatale Brief Altensteins an den neugebackenen Schul- und Konsistorialrat selbst, diese Zeile, die er, der Oberpräsident, nie recht vergessen konnte: „Ich erwarte von Ihnen, daß Sie bei der Wahrnehmung so wichtiger Geschäfte in einer Provinz, die des Lichts der Erkenntnis und der Erwärmung für alles Gute teilweise noch so sehr bedürftig ist...“ Na, und so weiter. Wirklich, man mußte manchmal denken – er kam nicht über diese Überlegungen hinweg – daß damit zugleich auch eine gewisse Kritik an seiner, des Oberpräsidenten, bisheriger Wirksamkeit ausgesprochen worden war. Als hätte er während seiner bisherigen Tätig-

keit nichts oder nicht Genügendes getan, dies Licht der Erkenntnis zu verbreiten. Natürlich – mit Sicherheit ließ sich das nicht sagen. Aber man kannte ja den Geist, der in Berlin wehte, man wußte um die Einflüsterungen, denen der König nur allzu gern zugänglich war, und während man hier weit ab vom Schuß saß, bemühte man sich dort, einen als exzentrischen Kopf, als selbstherrlichen Despoten hinzustellen, nie gewillt, andere Meinungen anzunehmen oder auch nur anzuhören, ungeeignet deshalb auch, das hohe Amt eines Ministers, dem man doch nur zustrebte, um seiner Leistungskraft endlich ein ausreichendes Betätigungsfeld zu sichern, zu bekleiden.

„Ach!...“ Mit einem harten Seufzer schob der Wirkliche Geheime Rat und Oberpräsident die ärgerlichen Gedanken, die ihm immer wieder kamen, zurück. Er wollte nicht wieder an das offenkundige Unrecht denken, das man ihm so vielfach getan. Hier lag der Brief Altensteins, der machte ihn froh. Es war alles doch schneller gegangen, als er zu hoffen gewagt hatte, erfreulich schnell, wirklich. Und was den andern anbelangte, um den es hier ging – nun, diesmal hatte er wenigstens unnötig gesorgt und gebangt. Es war alles viel, viel besser gegangen, sehr gut war es gegangen, er war zufrieden mit diesem „Baron“, wie der Amtsdieners seinen Assessor zu benennen liebte. Er war ihm mehr geworden als ein guter Untergebener und Mitarbeiter, in dieser knappen Spanne Zeit. Sie arbeiteten, trotz vieler Gegensätze in weltanschaulicher Beziehung, nicht nur reibungslos miteinander, sondern der andere, der Junge, war ihm auch menschlich näher gekommen. Sehr nahe gekommen, in der Tat. Und deshalb ...

Der Oberpräsident griff nach einem Blatt Papier, warf ein paar rasche und herzliche Worte darauf, siegelte den Brief und schellte.

„Mit besonderem Boten sofort zuzustellen“, befahl er dem eintretenden Amtsdieners. Sein Gesicht war wieder klar und rein und faltenlos.

Der Diener entfernte sich kopfschüttelnd. Noch im Gehen warf er einen Blick auf die Anschrift. An den Baron? Und dabei so ... nun ja, guter Laune, mußte man schon sagen. Schien also nichts werden zu wollen mit dem gefürchteten Donnerwetter. Immerhin – hohe Herren haben sich gut in der Gewalt, sie können einen Schauspieler lehren. Und man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Wenn man in langen Jahren einer zwar sehr untergeordneten Tätigkeit, einer Tätigkeit aber immerhin in unmittelbarer Nähe derart hochgestellter Persönlichkeiten, nur ein bißchen die Augen offen hält, dann sammelt man so seine Erfahrungen

Inzwischen wanderte der, dem all diese Gedanken galten, mit raschen, weitausholenden Schritten, so als gälte es, etwas einzuholen, was ihm sonst wohl auf Nimmerwiedersehen entschlüpfen würde, aus der Stadt hinaus. Nach Norden. Anfangs, nahe dem

Tor, war er noch einigen Bekannten begegnet – sie grüßten ihn, je nach Rang und Stellung, höflich oder ehrerbietig, manchmal mit herzlicher Vertrautheit, und er gab sich Mühe, keinen der Grüßenden zu übersehen und in ziemlicher Art zu danken. Aber jetzt, da er sich immer mehr von der Stadt entfernte, da er unter dem dichten Laubdach der weitgedehnten Allee dahinschritt – ach, es war schon Herbst, gelb und rostig rot leuchtete das Blattwerk der alten Linden, bald würde es zu Boden sinken, würden die Bäume mit dürren, leeren Ästen in das fahle, blasse Grau eines nordischen, kältestarrenden Himmels greifen! – jetzt also war er allein und es tat gut, wundergut tat es, allein zu sein.

Seine Lippen bewegten sich leise, es war, als spreche er mit einem andern, einem Dritten. Aber da war niemand in seiner Nähe, der ihm Rede und Antwort stehen konnte, und wenn er sprach, wenn er auf Antwort und Widerspruch und Bestätigung und ein beglückendes Ja wartete und hoffte, so konnte das alles wohl nur aus seinem Innern, aus seinem eigenen Herzen kommen.

„Warum“, fragte er in sich hinein, „warum nur habe ich das getan? Warum bin ich plötzlich aufgestanden, bin fortgegangen, geflohen, ja – es gibt kein anderes Wort, ich weiß – von meinem Tisch weg, von meiner Arbeit weg? Ich hätte doch – ja, alles habe ich versäumt, was meine Aufgabe und Pflicht gewesen wäre. Ich hätte Urlaub erbitten, ich hätte eine Entschuldigung für diesen jähen Aufbruch ersinnen müssen. Oder nicht?“

Er lauschte in sich hinein – es kam keine Antwort. Alles blieb still, stumm.

„Es war die Qual“, sagte der einsame Wanderer zu sich selbst. „Es war die betäubende Unruhe. Ich ... ich konnte nicht länger sitzen, vor meinem Tisch, vor den Akten, die sich darauf häuften. Es war nicht zu ertragen – es war ... zu viel.“

Wieder schwieg der bebende Mund. kam denn keine Antwort von innen? blieb alles leer?

Er hielt inne im Schreiten, lehnte sich an einen der Baumstämme, blickte mit heißen und brennenden Augen umher. Das Land atmete den sanften, milden Glanz der herbstlichen Sonne, die Natur hauchte die ersten kühlen Schauer baldigen Sterben-müssens, die Seligkeit auch des Sterben-dürfens. Der Mann wandte den Blick zur Rechten, nach Osten, wo er das nahe Meer eher ahnte als sah, er schaute rückwärts, den Weg entlang, den er gekommen war. In weichen, verschwimmenden Umrissen standen da Türme und Mauern und Giebel gegen das rauchige Blau des Himmels.

„Schöne Stadt, schöne alte Stadt“, murmelte er.

Aber nicht lange litt es ihn so. Da war etwas in seinem Herzen, wie die Unruhe einer

Uhr saß es darin, ihn vorwärtstreibend, irgendeinem unbekanntem Ziel und Ausgang entgegen. Dem welken Blatte gleich, das ein eben aufkommender leiser Wind vor seinen Füßen dahintrieb, in wirbelndem Spiel. Dem Menschen, der es sah, mochte es ein neckisches, lustiges Spiel scheinen – aber wenn das Blatt denken konnte ... und wer wollte wissen, ob es nicht wirklich denken konnte? ... dann sah es das wohl anders und ernster an, was jetzt mit ihm geschah.

„Acta specialia, Litera römisch zwölf, Ziffer klein b. Betreff: Kirchengemeinde Marienwerder“ er sah den blauen Aktenschwanz, der aus dem dicken Papiervolumen auf seinem Schreibtisch hervorragte, deutlich vor seinen Augen. Er wollte lächeln – was ging ihn das alles an, in diesem Augenblick? Würde er jemals noch an jenem Tisch sitzen und mit kratzender Feder auf weißes Papier seine schnörkeligen Schriftzüge malen? Ach, wie fern das alles plötzlich war, wie sehr weit von dem, was ihn jetzt bedrängte.

„Was suche ich nur?“ tastete er, bohrte er. Und zum ersten Male kam, ganz von tief innen heraus, eine leise Antwort. Er verstand das Wort, ob es auch angstvoll fast aufklang und gleich verwehte. „Die Freiheit!“

Die Freiheit? Der Mann, der Baron – stürmisch schritt er aus, und so fest setzte er mit einem Male die Füße auf die Erde, als wollte er sich ganz in ihr verankern, als wollte er sie mit Gewalt in Besitz nehmen. Die Erde, und die Straße, die sich in die endlose Weite dehnte, die ganze große schwingende Welt.

Die Freiheit! Er nickte heftig, als gelte es, etwas zu bestätigen, was ein Dritter da eben gesagt hatte. Es sah seltsam aus, da er doch allein war – ein Mädchen, an dem er vorbeiging und das diese Gebärde auffing, erschrak zuerst, dann lächelte sie und sah ihm lange nach. Sie hörte ihn auch vor sich hinreden – ein vornehmer Herr, man sah es ihm an, was mochte er nur haben? War er trunken, und so früh am Tage? Aber sein Gesicht, wenn es schon leuchtete auf sonderer Art, glänzte nicht gleich dem eines Trunkenen.

Der Wandernde hatte das Mädchen nicht wahrgenommen – er nahm fast nichts von dem auf, was sich seinen leiblichen Augen bot. So versunken war er, so allein. Es war Tag, die Sonne schien, und ihre dünne Wärme tat ihm wohl. Aber wenn es Nacht gewesen wäre und dunkel, er hätte wohl trotzdem so schreiten müssen – immer weiter ... immer weiter. Er war jetzt schon in der Vorstadt, in Langfuhr. Jetzt und hier hätte er nach links abbiegen müssen, um nach dem Silberhammer zu kommen, nach dem schönen alten Gutshaus, das der Graf Dohna, seines hohen Vorgesetzten und Gönners Freund, ihm

und seiner Familie zur Verfügung gestellt hatte. Er hätte es tun müssen, wahrlich. Denn es barg ja alles, was sein war auf dieser Welt. Luise und die Kinder und ... Was: und? Heim und Weib und Kind, die Frau, die so sehr Geliebte, Gespielin, Freundin bereits aus seinen jungen Jahren, das alles besaß jetzt keine Lockung für ihn. Er mußte gehen, sehr weit gehen, irgendwohin, wo alles sich löste und Ziel und Ende fand.

Silberhammer. Schöner Name, schönes Wort, klingendes Wort. Sein Hirn nahm es auf, wiederholte es sinnlos, immer wieder – aber sein Herz hatte keinen Teil an diesem törichten Spiel. Ein Wort, das nach Reim und Gleichklang verlangte. Was reimte sich darauf? Kammer? ... Stille Kammer, wo es Frieden gab und Ruhe. Aber er wollte ja nicht den Frieden – er wollte die Freiheit! Kammer ... Jammer ... Unsinn, fort, weg mit den dumpfen Gedanken.

Er schritt weiter, am Rande des Waldes entlang, an den alten Höfen vorbei, dem Marktflecken Oliva entgegen. Oliva – Viola, Veilchen, lindernd mit süßem Duft die Wunden, die ein langer Krieg dem Lande geschlagen. Hier ist einmal ein Friede geschlossen worden, ein wichtiger Friede, wann war es nur? Daß man es vergessen konnte, daß das alles mit einem Male so fern war!

Der Wanderer erstieg eine der Hügelkuppen, blickte von dort auf die offene Gebärde der weiten, sonnenüberglänzten Ebene hinab, über die Äcker, die vor wenigen Wochen noch goldene Ähren getragen hatten – jetzt waren sie arm und beraubt und leer. Verse stiegen aus der Seele des Mannes empor, er konnte sie nicht halten, sie versanken, sie verschwanden, flogen hinweg wie Schmetterlinge – wer mochte sie haschen?

Weiter – weiter. Im Scheitel ihres flachen Bogens stand die Sonne. ... Mittag mußte es sein, später wohl schon....

Vor dem Fürstbischof Joseph von Hohenzollern stand ein bestaubter Wanderer. Wunderlich nahm er sich aus, mit den Spuren eines langen Weges und mancher kurzer Rast auf waldigem Boden an der Kleidung.

Des fürstlichen Bischofs blasses, kluges und verschlossenes Gesicht verriet nichts von der Verwunderung, die ihn beim Anblick seines Gastes erfüllte, bei Erwägung dieser seltsamen ungewohnten Stunde. Ungewohnt, da doch der Besucher sein Amt hatte und seine Arbeit und oft genug vernehmliche Klage darüber geführt hatte, daß er den Tag nicht immer nutzen könne, wie sein Herz es verlangte.

„Mein lieber Freund und bester Umgang allhier“, sagte der Bischof mit warmer Stimme, mit ungespielter Herzlichkeit. Dieser Mann, der da vor ihm stand, war seinem Herzen sehr, sehr nahe.

Er wollte Befehle geben, er wollte dem gern Gesehenen vorsetzen lassen, was Küche und Kammer boten. Aber der andere wehrte ab.

„Ein Tropfen Wein wäre alles, was ich mir wünschte“, sagte er mit in sich gekehrtem Lächeln.

Sie saßen vor dem Kamin einander gegenüber – es war schon kühl in diesen Räumen. Ein mächtiges Feuer aus lodernden Buchenscheiten strahlte Wärme und Behaglichkeit. Der Bischof sprach von seinen Amtsgeschäften, von den Sorgen, die ihn bedrängten. Ein Mann seines Glaubens, ein wahrer Freund, dieser schlesische Freiherr ... man konnte wohl offen mit ihm reden. Er sprach also auch von dem Oberpräsidenten, bedachtsam, deutlich kühl, mit betonter Abwehr.

„Ein kluger Mann“, sagte er. „Unsere Kirche jedoch kann seines Waltens nicht froh werden. Kind der Aufklärung, gesäugt mit englischer Staatsweisheit. Es heißt, er erstrebe die Simultanschulen, es heißt, er wolle die Religion ganz aus der Schule verbannt wissen.

Eine Meinung, die uns mit Besorgnis und Schrecken erfüllt – nur gut, daß man in Berlin diese verderbliche Ansicht nicht teilt. Ich wäre Ihnen, Herr Freiherr, verpflichtet, wenn Sie mir, an Hand Ihres engen Arbeitsverhältnisses, Ihre Ansicht über die grundsätzliche Einstellung des Herrn von Schön bei dieser vertraulichen Gelegenheit darlegen wollten.“

Der andere schwieg lange. Schließlich schaute er auf – das Gesicht des Fürstbischofs leuchtete hell und erwartungsvoll. Er mochte dieses Gesicht gut leiden, er mochte auch den Bischof leiden. Aber

Er richtete sich auf. „Der Herr Oberpräsident ist mein Vorgesetzter“, sagte er still. „Er ist auch mein Freund.“

Das Antlitz des Bischofs verdunkelte sich. Er begriff.

„Verzeihung“, sagte er sehr leise, aber herzlich. „Es war unrecht von mir... ich hätte so nicht fragen dürfen.“

Eine kleine Weile schwiegen beide.

Plötzlich brach es aus dem Besucher hervor, ungestüm: „Ich bin sehr unruhig im Herzen, alles bedrängt mich. Auch mein Amt – dieses vor allem. Ich tue, was es mir aufbürdet, aber es ist schwer. Es ist eine Fessel, die mich wundreibt. Ich habe Brot und Würde und Weib und Kind und alles ... aber ich bin sehr arm.“

Der Bischof sah seinen Gast mit einem langen und prüfenden Blick an. Jetzt lächelte er – es war ein tröstendes Lächeln.

„Ich habe viel von Ihnen gelesen“, sagte er. „Ich habe mich daran gefreut, wie man

[Sebastian Karl Christoph Reinhardt, *Der Zackenfall*, 1789 / Caspar David Friedrich, *Das Kreuz im Gebirge*, 1812. Mit Genehmigung des Schlesischen Museums der bildenden Künste

sich an allem Schönen erbaut und erfreut. Ich habe Sie manchmal beinahe beneidet – viele werden es getan haben, und heute noch tun. Arm? So wissen Sie nicht, oder Sie haben es für einen Augenblick vergessen, wie reich Sie sind. Weil Sie alles, was die anderen in der Welt suchen, und vergeblich suchen, in sich tragen. Auch die Freiheit.“

„Auch die Freiheit?“

„Ja ... Aber Sie wissen das selbst. Es ist Ihnen nur entfallen, eben ...“

Der Freiherr erhob sich plötzlich.

„Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich aufbreche. Ich...“

„Ich werde Ihnen einen Wagen geben lassen“, meinte der Bischof. „Sie werden müde sein von Ihrem langen Weg.“

„Ich möchte gehen“, kam die Antwort. „Es wird mir gut tun zu gehen, ich bin nicht müde. Wirklich nicht ...“

Wie kurz die Tage schon waren. Dämmerlicht herrschte, als er den schönen Park mit den sauber geschnittenen Hecken, mit den großen, jetzt leeren und von welchem Blattwerk überrankten Blumenrabatten verließ. Und da er an den Saum des Waldes kam, war es beinahe schon Nacht. Doch schien ein voller Mond silbern vom wolkenlosen, sametschwarzen Himmel hernieder; so konnte er nicht fehlgehen, sein Fuß strauchelte nicht.

Nun war er schon nahe Brentau – die stumpfen Kuppen dieser unbewaldeten Hügelchen grüßten ihn vertraut. Und jetzt wehte auch bereits das leise, silberne Rauschen des Baches durch die Finsternis. Bald, nur ein paar Schritte noch, war er zu Hause.

Zu Hause! Das Wort tat ihm wohl, mit einem Male, es wärmte ihn, besser, als es das bischöfliche Kaminfeuer vorhin getan hatte.

Da hob nun das alte, schöne Gutshaus seine Umriss aus der Nacht. Der Hund schlug an. Licht strahlte tröstend aus einigen Fenstern.

Luise kam ihm entgegen, auf der Diele, blaß, aufgereggt. Ihre geröteten Augen sagten ihm, daß sie geweint hatte. Das tat ihm leid. Sie mühte sich um ein Lächeln – es war schmerzlich anzusehen.

Er schloß sie in seine Arme – wie wohl ihre warme, atmende Nähe ihm tat.

„Sei lieb“, bettelte er. „Frage mich nicht. Morgen ...“

Sie hielt einen Brief in der Hand.

„Es ist die Handschrift des Herrn von Schön“, flüsterte sie. „Willst du nicht wenigstens...“

„Morgen, Liebste“, wehrte er ab. Und verschwand in seinem Zimmer.

Sie blickte ihm lange nach, traurig erst, dann mit einem zagen Lächeln. Daß er nur wieder da war. Daß er nur wieder da war! ...

Er öffnete weit das Fenster – die nahen Bäume hauchten herbe Frische, Ahnung auch von baldigem Sterben in den Raum. Und unten der Bach rauschte – immer war das Rauschen eines Baches in seinem Leben, dieser sanfte, süße Ton. In den schlesischen Wäldern, in seiner fernen, fernen Heimat rauschte das Wasser ebenso ... Ein Lied, eine Melodie, die um die ganze deutsche Erde ging, die einem die Fremde lieb machte und vertraut. O süße Nähe – süßere Ferne ...

Der Einsame in spärlich erhellter Kammer greift in die Lade seines Tisches – da ist ein Bündel Papier, lange genug hat es geruht, unberührt beinahe, oft vorgenommen, gleich wieder beiseite gelegt.

Jetzt breitete er die Blätter vor sich aus, griff nach der Feder. Seine Hand zitterte, sein Herz zitterte auch.

Plötzlich ist alles um ihn versunken, Haus und Dach und Weib und Amt und alles, was ihn den ganzen Tag über bedrängte und nicht los ließ. Selber ist er der Müllerssohn, der Taugenichts, er liegt vor der Mühle, reibt sich die Augen – das Mühlrad hämmert und poltert ... Silberhammer? Silberhammer? – schwer drehen sich die Mahlsteine, der Vater rumort da drin im Gebäu. Vorbei ... vorbei ... die Wanderschaft geht auf, da sind die beiden Damen, wie schön rot die eine ist und dick, wie ein prächtiger Tulipan, sie nehmen ihn in ihre Reisekutsche auf. Schloß und fagottblasender Portier, schnippische Kammerjungfer und vornehme Frau ... alles wird wahr und lebendig, der Einnehmer im gelbpunktierten Schlafrock, Italien und Rom, und die Sehnsucht nach der nordischen Heimat und die andere Sehnsucht, nach ferner Horizonte Himmelbau ... Mit einem Male blüht das auf, quillt das empor in Überfülle, die Feder kann's kaum schaffen, die inneren Gesichte zu bannen, sie festzuhalten, es steigt empor, verströmt sich wie aus überquellender Schale ... Freiheit? Freiheit? Wer will, wer darf dem Flug der Phantasie Fesseln anlegen? Da ist kein Käfig, der sie halten kann, kein Gitter, das sie hemmt.

Noch immer fegt die Feder über das Papier. Bis sie endlich, da bereits der Morgen fahl durch das Fenster dämmert – längst hat man es schließen müssen, denn die Kühle der Nacht hat sich doch hineingeschlichen in die Kammer, aber Ruch des Waldes und Rauschen des Baches trägt man in sich, hört man, spürt man durch das geschlossene Fenster – der müden Hand entgleitet.

Müde? Als sie wenig später einander gegenüber sitzen, Mann und Frau, wähnt

sie, er habe seit langem nicht so jung, so glücklich und beschwingt ausgeschaut. „Der Brief“, erinnert sie endlich – ihr Herz klopft bang. Was mag er für Nachricht enthalten? Geruhig greift des Mannes hand danach.

„Herrn Baron Joseph von Eichendorff, Hochwohlgeboren“, liest er. Erbricht langsam das Siegel.

Die Frau schaut ihn an, während er liest. Es scheint nichts Unguts in dem Dokument zu stehen.

„Er teilt mir mit“, sagt der Dichter, und er tut, als ginge es ihn nichts an, aber seine Mundwinkel zucken, „daß es ihm viel Freude gewähre, mich benachrichtigen zu können, daß ich durch Allerhöchste Kabinettsordre zum Regierungsrat ernannt sei.“

Sie wirft sich an die Brust des Mannes, des Geliebten.

„Freust du dich nicht?“ will sie wissen. Er ist so seltsam.

„Doch ... ich freue mich.“

„Und gestern“, wagt sie noch zu forschen, „wohin bist du gegangen, gestern – ich hatte solche Angst deinetwegen.“

„Wohin?“ Er sucht lange nach einer Antwort. Dann, sehr leise: „Zu mir.“

Sie schaut in seine Augen. Und ihr Blick versinkt, ertrinkt, in einer strahlenden, bodenlosen Tiefe.

Eichendorffs „*Letzter Held von Marienburg*“, eine Führertragödie

Von Otto Demuth

Der Anlaß, sich ernstlich mit historischen Stoffen abzugeben, war für Eichendorff die Bekanntschaft des Dichters mit dem Historiker Friedrich Raumer. Der Niederschlag seiner Beschäftigung mit Raumers „*Geschichte der Hohenstaufen*“ war das Trauerspiel „*Ezzelin von Romano*“. Die Freude, die er über die mittelmäßige Lösung des genannten Stoffes empfand, hat ihn bewegt, auf dem einmal beschrittenen Wege fortzufahren. Im Herbst 1824 als Oberpräsidialrat zur Regierung von Danzig nach Königsberg berufen, sehen wir den Dichter noch inmitten seines Schaffens am „*Ezzelin*“ zu neuen historischen Werken greifen. Es sind dies Joh. Voigts „*Geschichte Marienburgs*“, ferner die von demselben Autor herausgegebene (1823) alte „*Lindenblattchronik*“ und schließlich Voigts „*Geschichte der Eidechsen-gesellschaft*“, durch deren Studium der Dichter insbesondere zur Gestaltung der Wirsberg-Renys-Polkau-Handlung gelangte.

Eichendorff ist der Dichter, der das herrliche Wort geprägt hat, daß noch keinen wahren Schriftsteller die Heimat losgelassen habe. Das gilt bei ihm von den Gefilden Oberschlesiens. Die Geltung dieses schönen Satzes wird man aber auch weitgehend auf die Landschaften des Reiches zu beziehen haben, für deren Betreuung Eichendorff Jahre seines Lebens hingegeben hat. Noch stärker, mit einem bei weitem größeren inneren Anteil wird sich der Freund Theodor v. Schöns, des Restaurators der Marienburg, in die eben angeschafften, von Geschichte und Volk der neuen Heimat kündenden Schriften eingelebt haben, als es bei Raumer der Fall gewesen war. Er wird förmlich empfunden haben, wie im ostpreußischen Volke schon längst geradezu die nationale Legende über Plauen, die Schicksale des Ordens und die ehrwürdige, des Wiederaufbaues harrende Marienburg wucherte.

Er mochte fühlen, daß es ihm die Dramatisierung gerade dieses Stoffes ermöglichte, ganz im Sinne seiner bedeutsamen Auffassung über das ernste Drama (Eichendorff, *Drama*, pag. 196) zu einer großen und dem Thema gegenüber gleichgestimmten Volksmasse zu reden. Ihm selbst mochte vom Anbeginne der Arbeit an vorschweben, daß die gesamte, in dramatische Form zu gießende Materie als gewaltige nationale Legende vor dem geistigen Auge der Theaterbesucher erscheine.

Dabei behielt er von vornherein die Dramatisierung des ganzen Plauenkomplexes im Auge, wie ihn die Geschichtsschreiber eben auch behandelt hatten, das Geschehen, angefangen von der furchtbaren Niederlage des Ordens bei Tannenberg bis zur Absetzung, ja bis zum Tode Heinrichs.

Aber zu welch' ganz anderen dichterischen Zurechtlegungen ist Eichendorff im Vergleiche zu dem Romanverfasser Wiechert und auch zu dem Wiener Dramatiker Baxa gelangt! Indem er den die Heldensage zeugenden Kräften nachging, nahm er sich vor, mit Heinrich Plauen so zu verfahren, wie die Heldensage bei einer weiteren Entwicklung der schon um ihn gewobenen Legenden verfahren wäre.

Wie die Heldensage einer Darstellung ausgewichen wäre, welche den Hochmeister nach seinem in den Liedern des Volkes gefeierten Siege hinter Marienburgs Mauern den Ränken und Verfassungsparagraphen der Kapitelordnung erliegen läßt, so lehnt dies auch die in höchstem Grade selbständige Konzeption Eichendorffs rundweg ab. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Kotzebue, der mit gewiß auch richtigem Instinkt in seinem Trauerspiel den Helden im allgemeinen nur während der Belagerung der Burg vorführt, indes in einem noch viel durchschlagenderen Gegensatz zu den oben genannten modernen Dichtern, die den Schicksalslauf des Helden dem gesamten geschichtlichen Ablauf der Ereignisse gemäß gestalten und hierdurch mehr oder weniger um den Vorteil der Einheit der Idee und des Hauptcharakters im Roman, bzw. im Drama kommen, legt sich Eichendorff einen Plauen zurecht, für den es auch nach der vielbesungenen Abwehrschlacht kein Kapitulieren gab.

Eichendorffs Plauengestalt wachsen nach der Besiegung Jagiels erst recht die Kräfte, mit denen er militärisch und diplomatisch den äußern Feind in respektvoller Entfernung hält, den inneren Feind aber, das Kapitel, Gegenkandidaten sowie die Repräsentanten der auf Eigennutz bedachten, den Staatsgedanken verachtenden oder ihm verständnislos gegenüberstehenden Mitglieder des Eidechsenbundes zu Paaren treibt. Bei Eichendorff ist der Sieg über den äußeren Feind nur eine glanz- und verheißungsvolle Episode des Siegeslaufes vaterländischer Energien innerhalb jenes noch größeren Ringens, das nichts Geringeres zum Ziele hat, als einem in Zersetzung begriffenen Lande gewissermaßen gegen seinen Willen zu Glück und Aufstieg zu verhelfen. Die Konturen des Kampfes gegen den inneren Feind heben sich von allem Anfang an deutlich ab. Das entsprechende Bühnengeschehen erreicht schon in den beiden ersten Akten eine angemessene Höhe, so daß der weitere Kampf des Hochmeisters, wie er oben angedeutet wurde, bruchlos und organisch an des Schauspiels ersten Teil anschließt, von Akt zu Akt, von Szene zu Szene immer neue Steigerungen erschließend. Herrlich, einheit-

lich wie aus einem Guß offenbart sich bei Eichendorff der Charakter des Helden. Bei seiner relativen Unabhängigkeit dem Nacheinander der geschichtlichen Vorgänge gegenüber zeigt er ihn – noch einmal sei es betont – so, wie er im Bewußtsein eines Heldenlegenden bildenden Volkes einzig und allein existent sein kann, als einen Mann, der sich angesichts der Nachwelt verantwortlich weiß, als einen Helden des Gewissens, der sich in dem Augenblicke über die Buchstaben der Satzung hinwegsetzt, da es ihm zur Gewißheit wird, daß sich ihrer Entartete und Verräter zu eigennützigen Zwecken oder aus Feigheit bedienen.

Vier Szenen zählt der V. Akt. Bis zum Beginn der zweiten steht Eichendorffs Hochmeister als Herr der Lage vor uns. In atemberaubendem Geschehen hat er die Akte hindurch einen Gegner nach dem anderen erledigt. Ihn, den „Blitz“, der in wüster Nacht noch einmal über dem Ordensland leuchtete, ihn, dem gerade jetzt noch ein gutes Söldnerheer zur Verfügung steht, mit dem er im Augenblick das ränkesüchtige Kapitel samt dem Präsidenten Kuchmeister verjagen könnte, vermögen diese Herren eigentlich gar nicht aus Amt und Würden zu treiben. Wirsberg besitzt mehr Würde als sie, so tief er auch sinken mochte, und Rominta, die polnische Fürstentochter, steht als Mensch dem Meister näher, als diejenigen, die berufen waren, den Genius zu verstehen. –

Ihn kann einzig und allein nur das Erlebnis des Bruches der Gefolgschaftstreue – dort, wo er es am wenigsten erwartet hatte, – dahin bringen, daß er von seiner formellen Absetzung Kenntnis nimmt. Ihn zerbricht die Meldung Josts von Hohenkirch, seines „Kompans“, daß Ordensritter Graf von Schwarzburg, dem das Söldnerheer unterstellt war, die Truppen an die polnische Grenze zur Verfügung des neuen Meisters geführt habe.

Der Sieg des Kapitels über Heinrich von Plauen ist ein rein äußerliches Zurückkommen des Dichters auf die geschichtlichen Quellen, was späteren Bearbeitern des Stoffes nicht hätte entgehen sollen. Wird denn etwa Kuchmeister in der Schlußszene des Schauspiels als glücklicher Beendiger des zweiten Kampfes vor der Marienburg gefeiert, jenes Kampfes, für den Plauen dem Orden die Rüstung verschafft hatte, und den die neuen Herren nun doch ausfechten mußten? Eichendorff läßt seinen Plauen des moralischen Sieges auch dieser Schlacht teilhaftig werden. Zu Lochstädt sind wir Zeugen der letzten Stunden des siechen Ordenspensionärs geworden. Eichendorff charakterisiert jetzt den Meister als wunden Leu. Und doch sorgt er dafür, daß keinerlei Umstände das Bild des heldischen Führers verwischen. Wieder einmal steht der Dichter den chronistischen Berichterstattern als unabhängiger Gestalter gegen-

über! Richtet sich Plauen nicht, als er von Schwarzburg die Meldungen über die Schlacht hört, noch im letzten Augenblicke auf, wünscht er nicht Helm und flatterndes Panier, um einem erneuerten Rittertum durchs deutsche Land voranzuziehen? Tritt nicht unmittelbar darauf Baysen ein und gibt dem Toten vollends Genugtuung, indem er erzählt, wie Jagjels Heer auf das bloße Gerücht, des totgeglaubten Plauen Schreckensbild stehe auf den Zinnen, die Flucht ergriff? Fürwahr, unser schlesischer Dichter hat es verstanden, durch sein patriotisches und nationales Empfinden den Ostpreußen das richtige heimatische Geschichtsdrama zu bescheren. Er bannte einen Plauen ins heroische Kunstwerk, der abgesetzt und noch als Toter den Feind besiegt, Strauchelnde für ferneres Kampfgewühl aufrichtet und Panierträger für alle Zukunft ist.

Worin besteht nun aber für Eichendorffs Führergestalt und Helden im eigentlichen Sinne die Tragik? Sie liegt weder in dem Zusammenstoß Plauens mit der geschriebenen Satzung noch in einem Konflikt mit der Vorsehung Gottes. Sie liegt vielmehr darin, daß sein Held in einer Zeit stürmischer Ereignisse nur einen Teil seines Programmes betreuen kann. Eichendorffs Plauen steht allzuhart am Feinde. Plauen kann sich dem Zivilregime zu wenig widmen und noch weniger der so dringenden Erziehungsarbeit an Ordensleuten, Landrittern und Volk. Es fehlt ihm, der schon als Befreier der Burg das Wettrennen mit den Polen nach der Nogathstadt (I. Akt) und die Abwehrschlacht (II. Akt) nur durch das Wunder des Beispiels mit einer teilweise schon zersetzten Unterführerschaft und Mannschaft gewonnen hatte, an der notwendigen Zeit, sich mit seinen Auffassungen über Staat und Regierung seinen Komturen, einem Hermann Gans, Zenger, Schäven usw. methodisch mitzuteilen, kurz sich auch als Erzieher zum Staat auszuleben.

Diese Seite der heißen Liebe zu Volk und Staat hat Eichendorff als einer der ersten Dichter – wie weit übertrifft er hierin einen Kleist, von Goethe nicht zu reden – in Plauen gestaltet. Da Komtur Sayn in der so realistisch-anschaulichen und wunderbar gesteigerten 2. Szene des III. Aktes vom Volke aussagt, es atme kaum noch; nie werde der Bauer willig zu neuem Kampf das letzte Roß vom Pfluge spannen, antwortet ihm der Erzieher zum Staat:

„Gib ihnen einen einzigen Gedanken,
Und jeder setzt das Seine freudig dran!“

Im selben Zusammenhange fällt das schöne Wort:

„Das größte Wunder ist der starke Glaube,
Der Roß und Reiter schlägt aus dürrem Sand.“

Der Lehrtätigkeit fehlt die breite Basis, welche nur die Zeit geben kann.

Im Kapitelsaal, wo es um Kampfabstimmungen geht, muß sie versagen. Gerade in dieser Szene, wo obige Worte gefallen sind, wird Plauens Antrag auf Erneuerung des Krieges von der Kapitelgeistlichkeit abgelehnt. Und dann kommt die große Auseinandersetzung mit Küchmeister, dem neidischen Nebenbuhler, und dann der Augenblick, wo Plauen Schwarzburg die ersten Befehle aus eigener Machtvollkommenheit erteilt, die Befehle zur finanziellen Mobilisierung des Ordensgebietes. Im Streite mit Küchmeister erraffen wir das interessanteste Stück von den Lehrmeinungen des Meisters, die Worte über den allgemeinen Sinn, wofür wir mit voller Berechtigung „vaterländischen Gemeinsinn“ einsetzen können.

„Du mordetest für Dich. Du tatest's um Dich –
Nichts tatest Du, Du Wilder, und nichts kannst Du tun
Mit dem gemeinen Sinn.“

Und wieviel „Lehre“ enthält nicht die Rechtfertigung, die Plauen jenem Schwarzburg erteilt, die dieser aber kaum zu würdigen weiß, weil in dieser Beziehung der Meister selbst für ihn zu wenig Zeit gehabt hatte!

.... „Mein Recht ist höher als ihres
Und überwältigt kleinerer Formen Maß!“

Wir sehen aufs deutlichste, Eichendorffs Plauen ist nicht nur Kriegsheld; mehr als Wallenstein erscheint er auch von staatsmännischen Idealen erfüllt. Von der Liebe zu Volk und Land getrieben, wird er zum illegalen Diktator; volksverbundener Führer hätte er werden können, hätte er sich zur rechten Zeit innerhalb einer ihm beschiedenen Epoche des Friedens mit der Lehre „Vom gemeinen Sinne“ durchsetzen können. Auf das Lehrenwollen weist auch die 4. Szene des IV. Aktes hin. Im Walde von Schaken – im nächsten Augenblick entgeht Plauen mit Mühe und Not dank der von Rominta überbrachten Enthüllung dem Mordanschlage Wirsbergs – gibt der Meister seiner Sorge Raum, wer wohl später das „Erbe seiner freudigen Gedanken“ werde übernehmen können. Er hofft, daß Schwarzburg die Reife besitzen werde.

Im weiteren Verlauf derselben Szene des IV. Aktes, wo das Gelingen des aufreibenden Werkes am Spiele steht, der Staats- und Steuerrebellens, der so originell gesehenen und noch origineller zusammengruppierten Renys, Kinthenau und Polkau und des Geächteten, Wirsberg, Herr zu werden, offenbart der Diktator im weiteren Gespräche mit Schwarzburg sein eigenes helles Bewußtsein davon, daß ihn eben „die Zeit“ als Verhinderin seiner Missionstätigkeit an den Herzen und Gesinnungen scheitern lassen werde.
Plauen zu Schwarzburg:

„Täusch Dich nicht, Günther!
Ich glaubt es auch, es wäre was, den Orden
Herauszuschlagen aus der höchsten Not.
Das Unglück fand sie zag, das Glück hoffährtig –
So rennt die Zeit uns um, die Gott gegeben
In unsere Hand, sie zu ihm aufzurichten.“

Diese Sinnggebung des Tragischen in Eichendorffs Schauspiel stempelt das Kunstwerk zu einem Charakterdrama, wie wir sie in der Reihe unserer historischen Trauerspiele und Schauspiele in nicht allzu großer Anzahl haben. Hierauf beruht es, daß wir trotz eines überquellenden Reichtums an Handlung und auftretender Personen niemals vom Eindrucke beschlichen werden, der Dichter habe uns eine Haupt- und Staatsaktion romantischen Gepräges vorgelegt. Man liest mit Vergnügen das Drama dreimal und viermal; je öfter man es tut, um so mehr fühlt man es in innerster Seele, wie Akte und Szenen durch das ethische Pathos durchglüht sind. Zur Entfaltung konnte er es bringen, weil er sich den Geschichtsquellen gegenüber so frei eingestellt hatte. Im Kleinen hatte er durch den Entschluß, auf die dramatisierte Reportage zu verzichten, eine Geschichtsbeugung begangen. An der Geschichtswahrheit im Großen hat er sich nicht versündigt, da er die nationale Geschichte in erster Linie als Lehrmeister für künftige Geschlechter sprechen läßt. – Es verbliebe noch zu erörtern, inwieweit persönliche Eindrücke und Erfahrungen dem Dichter behilflich gewesen sind, seinem Plauen das eben geschilderte großartige Gepräges zu verleihen. Darüber geben die zahlreichen politischen Anspielungen in seinen kurz zuvor entstandenen Literatursatiren reichlichen Aufschluß. Als eine Zeit des Lärmens und der Irrung hat der Dichter wie viele andere, welche die Jahre nach 1815 erleben mußten, empfunden. Der Unstern innerer Zersetzung beunruhigte ihn. Er verlangte nach neuen Bindungen in der zerflatternden deutschen Gesellschaft, nach „Zauberlettern“, die imstande wären, die Nation an gemeinsame Ideale glauben zu lassen. (Vgl. z. B. *Krieg den Philistern, Werke, 1864, IV. 139*). Es ist bezeichnend, daß der gläubige und fromme Katholik ausdrücklich auch auf die Torheit, die sich ins religiöse Gewand zu kleiden bleibt, in dem ernst-heiterem Werke aufmerksam macht. Gleich im ersten Abenteuer fährt ja ein Narrenschiff heran, das ein Kreuz am Maste trägt.

Durchdrungen von diesen Auffassungen hat er sicher darnach gerungen, diesem politischen Erleben auch einen künstlerischen Ausdruck zu geben. Brüder und Eidechsenbündler stehen in enger Beziehung zu all' dem zahlreichen Volk seiner Zeit, mit dem der Dichter nur unzufrieden sein konnte. Plauen aber ist ihm der Held, nach dem sich

Eichendorff selbst sehnte, der Mann mit den Zauberlettern in der Hand, der Einiger des Volkes. Und wie steht es um das Verhältnis des Dramas, in dem so frisches Blut kreist und soviel warmes Leben steckt, zur lebendigen Bühne? Es hat schon einzelne Aufführungen erlebt. Erneuerte Menschen, Bühnenleiter, Schauspieler und Publikum, haben es in der Hand, das Schauspiel zu einem Fest- und Weihestück der deutschen Bühne zu machen.

Das Eichendorffsche Lustspiel

Von Walter Hildenbrandt

Bruno Pompecki geht in seiner „*Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen*“ (Danzig 1915) auch auf die Beziehungen Eichendorffs zum deutschen Osten ein und schreibt dort über Eichendorffs dichterisches Schaffen während seines ersten Danziger Aufenthaltes in den Jahren 1821 bis 1824: „Auch einige Szenen aus einem Lustspiel ‚*Liebe versteht keinen Spaß*‘ ließ er in der Danziger literarischen Zeitschrift ‚*Der Abrenleser*‘ (1822, Nr. 95 ff.) erscheinen, dem er später den Titel ‚*Die Freier*‘ gab.“ Die Eichendorff-Forschung hat diesem Lustspiel Eichendorffs bisher keine Beachtung geschenkt; weder Friedrich Castelle noch Otto Demuth scheinen es zu kennen. Dieser Beitrag des Dichters für die Danziger Zeitschrift ‚*Der Abrenleser*‘ wirft aber nicht nur mehr Licht auf das Lustspielschaffen Eichendorffs, sondern bestätigt vor allem Demuths Vermutungen, wenn auch einige wichtige Ergänzungen zu seinen Ergebnissen nun notwendig erscheinen. Die Entstehung des Eichendorffschen Lustspiels, die Genesis der ‚*Freier*‘ glauben wir jetzt genau verfolgen zu können.

„Einige Szenen aus dem noch ungedruckten Lustspiel: *Liebe versteht keinen Spaß* von Jos. Freiherrn v. Eichendorff“, der Dichter veröffentlichte sie in der Danziger Zeitschrift ‚*Der Abrenleser auf dem Felde der Geschichte, Literatur und Kunst*“ (Danzig 1821–1824) in folgenden Nummern: Nr. 95, Dienstag, den 26. November 1822, Nr. 96, Freitag, den 29. November 1822, Nr. 97, Dienstag, den 3. Dezember 1822, Nr. 98, Freitag, den 6. Dezember 1822 und in Nr. 100, Freitag, den 13. Dezember 1822.

Erste Scene.

Walther:

(Sitzt im Garten an einem Tischchen,
worauf Papiere. Die Feder weglegend.)
Was der Graf heut lange bleibt!
Füchse, Reh' und Hasen treibt
Früh und spät er durch die Klüfte;
Im Gekose milder Lüfte
Sitz' ich hier derweil und dichte. –

Eine saubere Geschichte!
Wie zwei reisende Scholaren
Sind wir alle Welt umfahren.
Und nun liegt allhier am Strande
Unser Schifflein quer im Sande. –
Nun, das nennt man: „auf dem Lande“. –
Es ist war, die alten Rüster

Über mir da, sie erweisen
Sich recht artig mit Geflüster,
Ziemlich grün, ich muß bekennen,
Ist der Rasen hier zu nennen,
Der Salat recht zum verspeisen,
Diese Lerche singt passabel. –
Mir ist doch ganz miserabel.
Langsam rieselt Langeweile,
Wie ich hier Tragödien zimmer’,

Mir vom Scheitel bis zur Ferse.
’s ist, als dehnt’ sich jede Zeile,
Immer dünner, immer dümmer,
Mir unendlich zum Streckverse,
Ja, als wüchsen, so alleine
Auf der teuflisch harten Bank,
Samt den Stiefeln mir die Beine
Unterm Tisch weg, lang, lang, lang. –
(Er streckt sich gähnend.)

Zweite Scene

Wildrung:
(In Jagdkleidung mit einem geöffneten
Briefe.)

Walter:
Sieh, da kommt der Graf. Willkommen!

Wildrung:
Eben ist ein Brief gekommen.
Nein, das sind mir schöne Sachen,
Die der gute Onkel schreibt!
Treiben soll ich’s, wie er’s treibt;
Hör’ nur, ’s ist fürwahr zum Lachen.
(Er liest den Brief laut.)

„Lieber Neffe. Sorgenvoll
Muß ich da und dort vernehmen,
Daß du, immer noch der Alte,
Auf dein reiches Erbe trotzend,
Dich umhertreibst ohne Zweck,
Ohne Amt und ernstes Wirken.“

Walter:
Was! wenn alles auf der Bühne
Mit rumorte und agirte,
Wer blieb’ drunten, den es rührte? –
Wenn die Herr’n mit ernster Miene
Vor dem Herd des eignen Lichts
Ihre Reverenzen machen:

Sind wir’s nicht, die unten lachen,
Klatschen, schimpfen? Ist das nichts?

Wildrung:
(Liest weiter.)

„Fasse, stärker, sammle dich,
Und vor allen nur entferne
Von dir deinen wilden Freund,
Der, bahnlos wie ein Komet,
Deine würd’gen Bahnen kreuzt,
Dem das Schönste nur behagt,
Wenn er’s auf den Kopf gestellt,
Diesen Musensohn, den Walter.“ –

Walter:
Menschheit unterm Sternenzelt,
Schnöder Undank ist dein Name!

Weh’, daß wir auf diese Welt,
Um sie einzurenken kamen.

Wildrung:
Still, Prinz Hamlet. (Er liest.)

„Ruheloser!“
„Sieh’, die Segnungen des Friedens,
Den du selber mit erfochten,
Rauschen nun an dir vorüber
Ohne Friede. – Geh’ in dich,
Werde endlich auch solide!“

Walter:

Wie ein übertriebner Gaul.
Wird er alt, so hängt er's Maul.

Wildrung:
(Liest weiter.)

Nicht gar weit von deiner Heimat,
Die dir selber fremd geblieben,
Weil du nur das Ferne liebst,
Wohnt die Gräfin Rosamunde
Einsam zwischen schönen Bergen.
Junge, unabhäng'ge Erbin
Großen Reichthums, geistreich, schön,
Zieht sie einen Zauberkreis
Wunderlichen Haushalts sich
Um die stillen Berg' und Täler,
Stolz mit jungfräulichen Launen
Alle Freier von sich scheuchend.
In der Obhut eines Oheims,
Den ihr Mitleid nährt und pflegt,
Lebt die Stolze nur den Musen,
Künstler gern um sich versammelnd,
Um die freie Einsamkeit
Sich phantastisch auszuschmücken.
Seltsam ist sie fast wie du. –
Und ihr würdet, irr ich nicht.
Beide für einander taugen.

Prüfe sorgsam –

Walter:

Nun, was stockst du?

Wildrung:

(Den Brief zusammenlegend)
Bruderherz – wir müssen hin!

Walter:

Bist du toll!

Wildrung:

Soll sich mein Sinn

In den Wäldern hier erlaben,
Muß ich gründlich Ruhe haben
Vor des Oheims Heirathsplänen,
Häuslichkeit, Familenthänen –

Walter:

Nun, und? –

Wildrung:

Darum dieser Fey
Müssen wir uns keck gestellen,
Alle hohe Trefflichkeit
In uns unter'n Scheffel stellen
Und dagegen frank und frei
Was in uns nicht recht gescheut,
– Und wir werden dessen finden –
Recht von allen Stricken binden,
In dem schönsten Gallakleid
Unsern Narren, dessen Schellen
Wir oft heimlich in uns spüren,
Vor der Huldin produzieren.
Kommt sie uns mit Poesie:
Nehmen's Maul wir voll wie Posa.
Ist sie süß, weiß selbst nicht wie:
Wir ersäufen sie in Prosa.
Solcher Eifer muß sie rühren,
Denn sie hat, scheint's, guten Tact;
Erst find't sie uns abgeschmackt,
Dann verrucht, ganz unausstehlich –
Und der Oheim preist sich seelig,
Wenn wir, ledig wie wir sind,
Wieder nur von dannen ziehn.

Walter:

Läßt sich hören – etwas kühn! –
Aber wie vor allen Dingen

Woll'n wir zu dem schönen Kind

Wildfremd, ohne Oheim, dringen?
Wildrung:
Das mag uns der Brief selbst weisen.
Hat der Oheim doch geschrieben,
Daß sie dort die Künstler lieben,
Wohl, als fremde Künstler reisen –
Walter:
Ha ha ha! Nur zu beklagen,
Daß man glaubt dann, was wir sagen!
Und, im Ernst dann unerkannt,
Machen wir auf eigne Hand
Ganz vergeblich dort die Narren.
Wildrung:
Das ist wahr. – O Unverstand! –
Du verfährt mir ganz den Karren.
(Sich besinnend.)
Halt, nun hab' ich's! – Ja, es geht.
Ich entsinn' mich, längst besteht
Zwischen meinem Ohm und ihrem
Ein uralt Korrespondieren
Von Kanaster, guten Weinen –
Eiligst schreib' ich nun dem meinen:
Wie wir mit Bedacht beschlossen,
Um romantischer zu schweben,
Uns als Künstler unverdrossen
Auf die Heirath zu begeben,
Und zwor ich – nun ich als Maler,
Aber du? – das ist fataler,
Du kannst keine Profession –
Nun wohlan, als – Kenner du! –
Eh' noch dieser Tag entflohn,

Wett' ich, meld't der Oheim schon
Seinem Freunde die Geschichte
Und der steckt's dem Nichtchen zu.
So ist alles in der Richte
Und wir haben den Profit
Des Inkognitos dabei,
Denn die blöde Narrheit sieht
Freier aus erborgter Kappe;
Hinter meiner Zeichen-Mappe
Ist mir alles einerlei.
Walter:
Bruder, laß dich embrassiren,
Ja, ich folge, du magst führen!
Wildrung:
(Sich die Stirn wischend.)
Welche Not und Konfusion
Mit so einer ersten Scene,
Überall ein Notabene!
Aus der Exposition
Sind wir glücklich nun heraus,
Jetzt, Kommedie, brich aus! –
Walter:
(Die Papiere lustig vom Tischchen
werfend.)
Und ihr, fliegt, in allen Lüften!
And're Götter nun regieren.
Köstlich' neue Abentheuer,
Zauberfräulein, tolle Freier –
Seh' ich leise sich formiren
Aus den frischen Morgendüften.
(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Waldige Gebirgsgegend. Überschnur, ein Maler. Später Winde, ein Poet
Überschnur:
(Kommt langsam und tiefsinnig mit
verschränkten Armen hervor.)
Majestätische Natur –

Winde:

(Hinter der Scene rufend:)

Ho, ho, ho! Herr Überschnur!

Überschnur:

Hier! Nur immer her, mein Theurer!

(wie oben) Riesenbau, du ungeheurer,

Würdig ernste Wandelbahn,

Hier fühlt sich der Mann ein Mann! –

Winde:

(Hinter der Scene.)

Ho, huphup!

Überschnur:

Vandal'scher Schrei!

Mit dem brausenden Gefieder

Der Begeisterung ist's vorbei!

Nun, wo sind Sie denn? –

(Winde erscheint zagend auf einem
Felsenabhänge.)

Was seh' ich!

Winde:

Bester Überschnur, hier steh' ich,

Kann herauf nicht, noch hernieder.

Überschnur:

Edler, wie in aller Welt?

Winde:

Lassen wir das, wenn's gefällt. –

Helfen Sie nur jetzt hier oben

Mir aus dem Gestein, dem groben.

Überschnur:

Wollen Sie gefälligst fassen.

(Er reicht ihm das andere Ende seines
Wanderstabs, an dem Winde mühsam
heruntergleitet.)

Winde:

(Sich sogleich sorgfältig abstäubend.)

Ganz gemeine Felsengassen,

Abgeschmacktes Wetterdach!

Überschnur:

Sagen Sie, wie ging das zu?

Klettern ist sonst nicht Ihr Fach!

Winde:

Seh'n Sie nur, mein Bester, ach!

Seit so nah' wir Rosamunden,

Bin ich fern von Rast und Ruh',

Bluten alle Liebeswunden.

Nur ihr Bild blüht aus dem Grunde,

Rosamunde halt die Runde –

Nun Sie wissen, wie wir Dichter,

Sorglos, unbefangen sind,

Dort die bunten Wunderlichter,

Hier ein Blümlein schwankt im Winde –

Während Sie ganz ohne Schranken

Fernab schreiten in Gedanken.

Überschnur:

(Selbstgefällig.)

Ja, das ist so meine Art.

Winde:

Wandle ich in sinn'ger Lust,

Meines Weges unbewußt,

Wie ein harmlos' spielend Kind.

Von den Wundern süß beklommen

Wein' ich lächelnd, hasch' ich, dicht' ich –

Bin so dort hinauf gekommen,

Und weiß selbst nicht wie –

(Zieht die Lorgnette hervor und besieht
seine Kleidung.)

Die Fahrt

Bringt mich um! Sehn Sie den schönen

Neuen Frack – nichts sitzt mehr richtig –

Fühlen Sie! Welch' Zeuch, wie zart!

Überschnur:

Ei, das ist ja alles nichtig!
Wie doch in der Welt des Schönen
Mögen Sie der Mode fröhnen!

Winde:

(Empfindlich, ihn durchs Glas mustern.)

Nun, ich muß Ihn'n offen sagen,
Daß vor Gräfin Rosamunde
Heut gleich in der ersten Stunde
Sie so aufzutreten wagen –
Däucht mir nicht sehr angemessen.
Dieser Schnitt ist längst vergessen –
Und der Rock da von Kalmuck!

Überschnur:

Einfach sei des Mannes Schmuck!
Es verschmähet Seelenwürde,
Selbst sich genügend, eitle Bürde.

Winde:

Nun wir wollen jetzt nicht streiten;
Liebesnetz soll um uns spreiten
Dieses Tages Herrlichkeit!
Sagten Sie nicht, daß wir heut'
Noch der Gräfin Schloß erreichen?

Überschnur:

Ja, und würdigen Genuß
Hoff' ich mir von der Bekanntschaft.
Manches, ihr zu überreichen
Liegt bereit hier im Beschluß:
Ein Schiffbruch, antike Skizzen,
Und vor allem eine Landschaft,
Wo der Sturm braust durch die Wipfel
Und ich selbst am Felsengipfel
Unerschüttert steh' in Blitzen –

Winde:

Gleichwie unter blüh'nden Bäumen

Rauschend von prophet'schen Träumen
Will ich Rosamunden betten
'S ist ein Cyklus von Sonetten:
Wie der göttliche Karfunkel
Brünst'ge Flammen schickt durchs Dunkel,
Wie ihn Kobold will verschachten,
Wilder Kräfte starr' Umnachten,
Und dazwischen wieder Schmachten,
Girrend Zagen, Liebesklagen,
Was nur Nachtigall kann sagen –
Bis das Funkeln durchgedrungen,
Alle Finsternis bezwungen,
Und von Lieb' die Erd' durchdrungen. –

Überschnur:

Freund! und ich – ich will nicht prahlen –
Doch nicht jeder kann s o malen.
Aus des Lebens engen Thalen
Zu der Welt des Idealen
Schwingt sich kühn mein Genius.
Das Erhabne, das ist's eben. –
Wer den Geist nicht kann erretten
Aus des Aberglaubens Ketten,
Ha! der Frömmerei Gewinsel –
Nun, in Pfaffen-Banden schmacht' er!

Dem gebildeten Betrachter
Will ich was zu denken geben.
Das ist klassischer Genuß!
Daß der Kenner rufen muß:
Welch' ein philosoph'scher Pinsel!

Winde:

O mein Bester – diese Stimmung –
Licht und Nacht hier in Verschwimmung.
Nichts umher, was uns mag stören:
Nein, Sie müssen jetzt was hören!
(Er zieht ein Paket Papier aus der Tasche.)

[Christoph Nathe, *Der Pudelfall*, 1797 / A. Ludwig Richter, *Sturm im Riesengebirge*, 1838/39.
Mit Genehmigung des Schlesischen Museums der bildenden Künste]

Überschnur:

Theu'rer, nein, um Gotteswillen,
Ich will die Begierde stillen,
Bis wir auf dem Schlosse sind.

Winde:

O das thut nichts, nur geschwind!
Daß wir keine Zeit verlieren,
Les' ich, während wir spazieren. –
Fort so wandernd wie in Träumen,
Wird das Gehen melod'sches Tanzen. –
Hier gleich spanische Romantzen.
(Er liest, während beide weiter gehen.)
„Abderame, Abderame“ –

Überschnur:

Welch' ein unästhet'scher Name!

Winde:

Ach, Sie müssen nicht drauf reimen!
Sind ja bloße Assonantzen. (Liest.)
„Abderame, Abderame,
Laß dein krummes Heerschild halten“.
(Er stolpert.)

Überschnur:

Gott, Sie werden mir noch fallen.

Winde:

(Liest.)
„Denn schon wehen Christenfahnen“ –
(Beide lesend und schimpfend ab.)

Vierter Auftritt.

Garten. Gräfin Rosamunde sitzt, in einem Buche lesend, auf einer Rasenbank.

Marie geht vor ihr mit einer Gitarre auf und ab und singt.

Läuten kaum die Maienglocken
Leise durch den lauen Wind:
Hebt ein Knabe, froherschrocken,
Aus dem Grase sich geschwind,
Schüttelt in den Blütenflocken
Seine reichen, braunen Locken,
Schelmisch sinnend wie ein Kind.
Und nun wehen Lerchenlieder
Und es schlägt die Nachtigall,
Waldhorn irret auf und nieder,
Weckt den frohen Widerhall.
Rings im Wald rauscht bunt Gefieder:
Frühling, Frühling ist es wieder
Und ein Jauchzen überall!
Und den Knaben sieht man schwirren,
Goldne Faden zart und lind
Durch die Lüfte künstlich wirren –
Und ein süßer Krieg beginnt:

Suchen, Fliehen, schmachtend Irren,
Bis sich alle hold verwirren –
O beglücktes Labyrinth!
Wenn die Lichter dann vergehen,
Kommt das Kind: „O laß mich ein!
Kalte Winde draußen wehen
Und ich fürcht' mich so allein
In der dunklen Nacht zu stehen.“ –
Ach, er kann so rührend flehen,
Laß' ich wohl den Schalk herein?
(Seufzend.)
Ja, das ist wohl zum Besinnen! –
Fort, Gedanken! Fliegt von hinnen
Lose Töne, böse Laute!
(Die Gitarre weglegend.)
Doch du hörst nicht, Rosamunde!
Rosamunde:
Weil ich nicht vom Blatte schaute?

Wenn die Worte auch verhallen,
Lausch' ich doch im Herzensgrunde,
Denn die süßen Klänge fallen
Wie verwandte Zauberlichter
In das Buch, und wunderbar
Macht Musik mir alles klar;
So versteh' ich erst den Dichter. –
(Das Buch weglegend.)
Ach Marie, warum vergönnt
Uns der milde Himmel nie,
Wie die edlen Frau'ngestalten
Hier im Buch, der Poesie
Ewig heit'res Firmament,
Diese stille Sonnenblume
In des Herzens Heiligthume
Klar im Leben zu entfalten?
Marie:
Sieh, zu ernsthaft nimmst du's eben!
Gar viel Klang ist in dem Leben.
Wenn die ersten Blüten ranken –
Wenn das Blau von Lerchen hängt –
Was ein fröhlich Herz da denkt! –
Rosamunde:
Bleibt doch ewig nur Gedanke.
Mitten in dem schönen Trug
Will uns Wehmuth oft bezwingen,
Und sehn wir der Störche Zug
Kreisen über Thal und Hügel,
Wünschen wir vergeblich Flügel,
Uns den Freien nachzuschwingen
In das Land der Poesie.

Marie:
Ich gesteh's, das fühlt' ich nie.
Aber ohne Flügel reisen
Möcht' ich – wenn die lust'gen Weisen
Posthorn sendet durch die Luft,
Rasch im Wechsel bunter Stunden
Feld und Wald vorüberfliegen,
Unbekannt im Morgenduft
Seitwärts weite Thäler liegen,
Zwischen Burgen, Weingehängen,
Widerhallend von Gesängen,
Heitre Straßen ferngewunden.
(In sich lachend.)
Rosamunde:
Nun, Marie? –
Marie:
Und plötzlich dann,
Aus der dunkelgrünen Haide,
Angeglüht vom Morgenlicht,
Bricht ein schöner Jägersmann,
Von dem schlanken Rößlein, wild
Und doch sittig, grüßend –
Rosamunde:
Schweige!
Marie:
(Vor Rosamunde niederknieend.)
Liebe, Liebe, zürne nicht,
Wenn ich mich so kindisch zeige!
Rosamunde:
Rechte Kinder sind wir beide.
(Marien auf die Stirn küssend.)
O, du frisches Lebensbild!

Fünfter Auftritt.

Junker Hans, der Oheim (ankommend.)
Das ist weise, auch im Küssen

Euch im Voraus einzuüben.
Immer gut! – man kann nicht wissen. –

Rosamunde:

Vetter, wie du wieder glühst!

Marie:

Wie der volle Mond im Trüben.

Hans:

Gott sei Dank, ja wie du siehst

Geht's ganz leidlich. – Gottes Segen!

Rosamunde:

Schäm dich doch nur meinewegen,

Ganz verworren noch die Haare!

Hans:

Der verdammte Morgenwind!

Marie:

Hat dir Federn dreingeweht.

Hans:

Federn sagst du? – Ei bewahre,

Ganz wahrscheinlich Blütenflocken,

Wenn man so spazieren geht. –

Marie:

(Nach der Melodie des vorigen Liedes singend.)

„Schüttelt in den Blütenflocken

Seine reichen braunen Locken

Gott Amour, das schöne Kind.“

Hans:

Apropos, ja vom Verlieben!

Bei dem alten Wildrung drüben

War ich heute, und wir hatten

In Diskurse uns verstrickt:

Von der Zärtlichkeit der Gatten,

Was ein sanftes Hertz beglückt –

Marie:

Ungerwein, welscher Salat –

Hans:

Kind, ganz recht! Wir meinten grad:

Leben gleiche dem Salat,

Fisch, Kartoffeln, alles fad', –

Liebe nur sey wie die Zwiebel,

Beißt du drein, 's rührt dich zu Zähren.

Aber laß das nur gewähren,

Eingeschnitten, frisch gerührt:

Wird Pikantes gleich verspürt.

Marie:

Das Recept ist garnicht übel.

Hans:

Seht, ich möchte um euch weinen,

Marie:

Ach, das kommt nur so von Weinen. –

Rosamunde:

Hören wir ihm länger zu? (Zu Hans.)

Unjungfräulich Wesen du!

Hans:

Jungfrauschafft? – Nun just deswegen!

Sieh, die muß sich endlich legen,

Denn die Waar' ist bald verlegen,

Ja, wir alle sind verlegen. –

Marie:

Leg dich schlafen, leg dich schlafen!

Hans:

Wie in weiter, öder Nacht

Gleicht ihr zwei verirrtten Schaafen,

Ich dem Mond', der euch bewacht!

Rosamunde:

Nein, er ist heut' ganz herunter!

Hans:

Hütet euch, ein Wolf ist munter.

Marie:

(Ihn fortdrängend.)

Guter Monde, geh doch schon unter!

Hans:
Nun, so laß ich euch im Dunkeln,
Wo zwei Freiersaugen funkeln.
Marie:
Was gibt's da vom Frei'n zu munkeln?
Hans:
Ja, ich geh' schon auf mein Zimmer,
Mag der junge Wildrung immer –
Marie:
(Ihn festhaltend.)
Junker, sei nicht unausstehlich!
Hast gewiß was zu verrathen.
Hans:
Morgen dann vielleicht erzähl' ich,
Mich ja wird er nicht heirathen! –
Rosamunde:
Von Graf Wildrung sprachst du eben,
Der, so viel ich weiß, auf Reisen.
Hans:
Ja, auf Reisen, grad hierher.
Rosamunde:
Was, zu uns hin? Nimmermehr!
Hans:
Sein Freund Walter auch daneben,
Auf dem Rücken ein Felleisen –
Ja, der Troß ist nicht weit her.
Rosamunde:
Vetter, wann wirst du genesen
Von dem garst'gen Rausch –?
Hans:
Gelesen
Hab' ich alles schwarz auf weiß,
Was er seinem Oheim schreibt:
Wie sein Genius – zu Fuß –
Marie:

Wie! ein Genius, nicht zu Wagen?
Hans:
Ja, ein lump'ger Genius;
Nun, er schreibt, um's kurz zu sagen:
Wie ein Genius, und wer weiß
Was sonst noch, ihn zu uns treibt
Im Inkognito – zu Fuß –
Er als Maler, der auf Reisen,
Und sein Freund als Kritikus,
Um den Maler gleich zu preisen.
Marie:
Doch wozu das?
Hans:
Er beginnt
Wie ein Kaufmann kluggesinnt:
Erst uns heimlich zu belauschen,
Dann, wenn wir hübsch artig sind,
Herz und Ringlein einzutauschen.
Marie:
Auch mit dir? –
Rosamunde:
Der stolze Thor!
Meine unbewachte Lust
An der Künste Blumenflor,
So zum frechen Spiel zu machen!
Mit des wilden Lebens Wust,
Eitlem Schwatzen, tollem Lachen,
In student'schem Übermuth
In die Stille hier zu brechen!
Hans:
Ha, ich bin ganz in der Wuth!
Rosamunde:
Wüßt' ich nur, wie wir uns rächen,
Dieser Spott, mit Winkelzügen
Hier sich künstlich einzulügen! –

Marie:

Rosamunde, darf ich sprechen?

Hans:

Rede!

Rosamunde:

'S möcht' das Herz mir brechen!

Marie:

Laß die Herren doch nur kommen,

Niemand kann uns ja verwehren,

Das Gewaff, das sie genommen,

Gegen sie nun selbst zu kehren.

Trug für Trug, List gegen List!

Rosamunde:

Wie du immer sinnreich bist!

Sprich, was gibt's für Hülfe hier?

Marie:

Willst du deinen Namen mir

Zu 'nem Lustspiel einmal leihen,

Manchen Schwank voraus verzeihen?

Rosamunde:

Sag' erst, was die Künste sollen.

Marie:

Nun, wir wechseln nur die Rollen,

Ich bin Gräfin, du Marie,

Wir gerächt, betrogen sie. –

Hans:

Ja, das geht, ich laß mich hängen,

O, zum Küssen. (Er will sie umarmen.)

Marie:

(Ihn abwehrend.) Nein, erst hängen. –

Rosamunde:

(Zu Marien.) Alles Unheil ist dir recht,

Bloß um's witzig zu umtreiben!

Ach dein Einfall trifft nicht schlecht,

Und doch ist's – als sollt' ich nicht.

Marie:

O, kein so betrübt Gesicht!

Sollen wir denn müßig bleiben,

Selbst, uns zu betrügen, dienen?

Denk' dir nur die weisen Mienen,

Wenn sie mich umstell'n, dich meinen,

Für mich schmachten und dich wollen,

Wenn umsonst sie, wie die Tollen,

Ganz entlarvt en Masqu' erscheinen,

Und mit allen Liebesnetzen,

Allen Künsten, allen Müh'n,

Aus dem lust'gen Strom der Lügen,

Während du auf trockenem Lande,

Höchst erstaunt ein' unbekante

Nixe dann ans Ufer ziehn. –

Sieh, ich wette, das Entsetzen

Heilt auf immer sie vom Lügen. –

(Zu Hans.) Aber Junker, reinen Mund.

Hans:

Wie ein Weinfäß, fest verspund't. –

Und du, Nichtchen, überleg's

Rasch nun, denn, wie mir bewußt,

Ist der Graf schon unterwegs.

Rosamunde:

Ihr verstört mir ganz die Brust.

Weiß nicht, was zu thun, zu meiden. –

Marie:

Nichts, als rasch uns umzukleiden,

(Rosamunde am Arm nehmend.)

Folg' – Marie, jetzt herrsche ich.

Rosamunde:

Lust'ges Kind! halb zwingst du mich,

Halb treibt eigner Rache Lust.

(Sie gehen beide ab.)

Hans:

(Allein.)

Ja, das fehlt! Ein Herr Gemahl! –
 'S wär das erst: „Wo, cher cousin,
 Sind die Schlüssel denn zum Keller?“ –
 „Wollen wir?“ – „'S hat keine Eile.“ –
 „Nur den einz'gen Muskateller!“ –
 „Brav.“ – „Noch ein's.“ –
 „Ein andermal.“ –
 „Herr, er wird vor langer Weile
 Drunten ganz bemoost und schal,
 Nur noch die – die – immer schneller!“
 „Halt, Cousin!“ – „Was Halt!“ – Enfin
 S ein Gatte wär' fatal!“ –
 O, du goldene Marie!
 Irrung propft sie klug auf Irrung.
 'S trägt 'ne nähr'sche Kompagnie
 Lauter Masken, daß zuletzt
 Keiner mehr sich selber kennt,
 In der Rage der Verwirrung
 Einer an den andern rennt –
 Frisch gejagt, geprellt, gehetzt! –
 Doch vor allem nun gesetzt –.
 'S ist, als hätt' zu eifrig schier
 Ich den Franzschen nachgesetzt:
 Bei Johannesberg über'n Rhein,
 Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß dem 1. Akt des Fragmentes „*Wider Willen*“ (Castelle, *Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs*, Münster i. W., 1907) genau dieselben Motive zugrunde liegen wie diesen fünf Szenen aus dem Lustspiel „*Liebe versteht keinen Spaß*“. Doch gibt es hier namentlich zwei Stellen, Windes Bericht in der 3. Scene und Rosamundes Erklärungen Marie gegenüber in der 4. Scene, die voneinander abweichen.
 Liebe versteht keinen Spaß.
 Winde:
 Seh'n Sie nur, mein Bester, ach!

Mosler dort, Pikarden hier –
 Schloß la Fite war schon mein,
 Hurrah drauf! – Doch die Burgunder
 Thaten plötzlich heute Wunder,
 Und nun ging's an die Retraiten,
 Domdechant konnt' nicht mehr retten,
 Alle Franken in den Flanken,
 Fort durchs ganze römische Reich,
 Bis in Ungarn ungeru Franken
 Und Gedanken uns ertranken. –
 (Er streckt sich auf die Rasenbank.)
 Frieden stift' ich jetzt im Reich. –
 Schau' ich grade an der Nase
 Ernsthaft so ein Weilchen 'runter,
 Gehn gleich alle Weinberg unter. –
 (Einschlummernd.)
 Recht behaglich hier im Grase. –
 In dem kühlen Sommerhaus
 Summen Bienen ein und aus. –
 'S ist fürwahr, als ging ganz fern
 Flüstern– Rauschen – um und um –
 Ach, das ist das Publikum. –
 Nun, Geduld, ihr Damen und Herr'n,
 Nur ein Weilchen rast' ich aus. –
 Will's Gott, geht's dann noch viel bunter,
 Vorhang, geh indessen unter! –
 Wider Willen.
 Winde:
 Seh'n Sie nur, mein Bester, ach!

Seit so nah' wir Rosamunden,
Bin ich fern von Rast und Ruh',
Bluten alle Liebeswunden.
Nur ihr Bild blüht aus dem Grunde,
Rosamunde halt die Runde –
Nun Sie wissen, wie wir Dichter,
Sorglos, unbefangen sind,
Dort die bunten Wunderlichter,
Hier ein Blümlein schwankt im Winde –
Während Sie ganz ohne Schranken
Fernab schreiten in Gedanken.
Überschnur:
(Selbstgefällig.)
Ja, das ist so meine Art.
Winde:
Wandle ich in sinn'ger Lust,
Meines Weges unbewußt,
Wie ein harmlos' spielend Kind.
Von den Wundern süß beklommen
Wein' ich lächelnd, hasch' ich, dicht' ich –
Bin so dort hinauf gekommen
Und weiß selbst nicht wie –
(Zieht die Lorgnette hervor und besieht
seine Kleidung.)
Die Fahrt
Bringt mich um! Sehn Sie den schönen
Neuen Frack – nichts sitzt mehr richtig –
Fühlen Sie; welch' Zeuch, wie zart!

Rosamunde:

Ach Marie, warum vergönnt
Uns der milde Himmel nie,
Wie die edlen Frau'ngestalten
Hier im Buch, der Poesie
Ewig heit'res Firmament,

Seit so nah' wir Rosamunden,
Bin ich fern von Rast und Ruh'. –
Während Sie begeistert stunden,
Trieb mich's fort durch Wald und
Trümmer,
Plötzlich da von fern im Thal
Seh' ich bunte Tücher schimmern,
Ach, und süßer Blicke Strahl!
Nun, Sie wissen, wie wir Dichter
Kindlich, unbefangen sind –
Ich will hin – doch immer dichter
Wird der Busch, es faßt der Wind
Mir den Hut, ich mach' 'ne rasche
Wendung, stolpre, aus der Tasche
So im kühnen Sprunge schwippte
Mir mein Bündel Manuskripte,
Rings nun in den Sturm, o Götter,
Flattern die kostbaren Blätter,
Und ich ringe, rette, hasche
Hut, Gedichte –
(Zieht die Lorgnette hervor und besieht
seine Kleidung.)
Nein, die Fahrt,
Bringt mich um! Sehn Sie den schönen
Neuen Frack – nichts sitzt mehr richtig –
Fühlen Sie! welch' Zeuch, wie zart!

Rosamunde:

Ach Marie, 's ist doch recht dumm! –
Blick' einmal um dich herum!
Wie ein Strom von Morgenschein
Geht's melodisch durch die Welt,
Kühn stürzt sich der Jüngling drein, –

Diese stille Sonnenblume
In des Herzens Heiligthume
Klar im Leben zu entfalten?
Marie:
Sieh, zu ernsthaft nimmst du's eben!
Gar viel Klang ist in dem Leben.
Wenn die ersten Blüten ranken,
Wenn das Blau voll Lerchen hängt –
Was ein fröhlich Herz da denkt! –
Rosamunde:
Bleibt doch ewig nur Gedanke.
Mitten in dem schönen Trug
Will uns Wehmuth oft bezwingen,
Und sehn wir der Störche Zug
Kreisen über Thal und Hügel,
Wünschen wir vergeblich Flügel,
Uns den Freien nachzuschwingen
In das Land der Poesie.

Und wir armen falben Wesen
Wagen's kaum, des Schifflens Bande,
Das bewimpelt lockt, zu lösen,
Schleppen uns im Ufersande,
Uns begnügend blöd' zu lauschen,
Wie die Wogen ferne rauschen.
Marie:
Sieh, zu ernsthaft nimmst du's eben!
Gar viel Klang ist in dem Leben.
Wenn die ersten Blüten ranken,
Wenn das Blau voll Lerchen hängt –
Was ein fröhlich Herz da denkt! –
Rosamunde:
Doch durchblitzt ein höh'rer Muth
Diese Dämmerung der Gedanken,
Aufgescheucht in irrem Flug
Möcht' die Seele weiter dringen
Und will volle Morgengluth.
Sehn wir dann der Störche Zug
Kreisen über Thal und Hügel,
Wünschen wir vergeblich Flügel,
Uns den Freien nachzuschwingen
In das Land der Poesie.

Wir nehmen an, daß diese beiden Stellen aus dem Lustspiel „*Liebe versteht keinen Spafs*“ eine erste Fassung und damit dieses Werk eine Erststufe des Eichendorffischen Lustspiels, die entsprechenden Stellen aus dem Fragment „*Wider Willen*“ eine zweite Fassung und damit dieses Fragment selbst eine Zwischenstufe des Eichendorffischen Lustspiels darstellt. Wir stützen uns zunächst auf inhaltlich-stilistische Gründe: Die Sentimentalität und der Ästhetizismus Windes in der ersten Fassung werden in der zweiten durch wirkliche Komik und wirkungsvolle Plastik, die reinen Reflexionen Rosamundes in der ersten Fassung in der zweiten durch wunderbare Anschaulichkeit ersetzt. Aber auch noch andere Momente sprechen hierfür: Diese beiden Stellen aus dem Lustspiel „*Liebe versteht keinen Spafs*“ stellen nämlich „Urfassungen“ (Castelle) von „*Wider Willen*“ dar, also erste Fassungen gegenüber den späteren zweiten Fassungen. Diese „Urfassungen“ fand Castelle in der Handschrift, ohne zu wissen, daß

Eichendorff sie in einer Danziger Zeitschrift 1822, 85 Jahre früher, veröffentlicht hatte. Die Datierung des Lustspiels „*Liebe versteht keinen Spaß*“ als der Erststufe des Eichendorffischen Lustspiels (November/Dezember 1822) macht zugleich eine zeitliche Festsetzung des Fragmentes „*Wider Willen*“, der Zwischenstufe des Eichendorffischen Lustspiels, möglich. Die nochmalige Überarbeitung muß in die Zeit nach 1822 fallen.

„*Die Freier*“ bilden nun tatsächlich die Schlußstufe des Eichendorffischen Lustspiels, sie stellen den Höhepunkt der Entwicklung dar. Eichendorff bot sie bereits Juni 1829 einem unbekanntem Verleger als druckfertiges Stück an (vgl. Ewald Reinhard, *Falsche oder unsichere Datierungen in der Eichendorff-Biographie, Eichendorff-Kalender 1929/30*). Wir bewundern hier den Umbruch der Technik, die Vollendung in der Akkommodierung der Technik an die Anforderungen des idealen Lustspiels im Schlegelschen Sinne (Demuth).

Übersehen wir noch einmal kurz die Ergebnisse unserer Untersuchung:

1. „*Liebe versteht keinen Spaß*“: Entstehungsdatum: vor November 1822, Druckdatum: Nov./Dez. 1822. Erststufe des Eichendorffischen Lustspiels.
2. „*Wider Willen*“: Entstehungsdatum: nach 1822. Überarbeitung des Lustspiels „*Liebe versteht keinen Spaß*“. Zwischenstufe des Eichendorffischen Lustspiels.
3. „*Die Freier*“: Druckfertig: Juni 1829, Druckdatum: 1833. Schlußstufe des Eichendorffischen Lustspiels.

Eichendorffs Verhältnis zur Musik

Von Dr. Joachim Herrmann

Sinn und Zweck dieser Untersuchung sind begründet durch das Wesen des Romantischen selbst, das ja nicht nur als Zeitstil in einer einzigen Kunstform in Erscheinung trat, sondern als umfassende geistige Haltung alle Künste in seinen seelischen Bannkreis zog. Daß in dem universalen Wollen des Romantischen Dichtkunst und Musik in ein besonders nahes, ja fast verwandtschaftliches Verhältnis zueinander kamen, ist aus der Sehnsucht des unendlichen Gefühls nach dem Ewigen, Weltabgewandten, nach der Faßbarkeit des Überirdischen in einem reinen Stimmungszustand zu verstehen. Die an das begriffliche Wort gebundene Dichtkunst sah in der Musik die glücklichere Schwester, der es vergönnt ist, in der reinen Sprache der Töne das auszudrücken und darzustellen, worum sie mit gegenstandsgebundenen Worten in Bildern ringen mußte. Schon der frühromantischen Dichtergeneration, den Tieck und Wackenroder, galt die Musik überhaupt als „die“ Kunst, zu deren Verherrlichung sie immer neue Anregung und Anlässe fanden. Ja, sie wollten geradezu mit Worten musizieren. Die reale Gegenstandsgebundenheit der Sprache war ihnen lästig. Sie suchten darüber hinauszukommen und fanden folgerichtig in der Musik die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Es drängte sie, die Sprache mehr in Rücksicht auf ihr Klangvermögen zu benutzen, als nur in der Einschränkung auf die begrifflich-bildhafte Bedeutung des Wortes. Sie suchten den bloßen Stimmungsausdruck. Leben und Poesie gehen völlig in Musik auf, die versteht die Gefühle des Menschenherzens zu verdichten und festzuhalten, die uns lehrt das Gefühl selbst zu fühlen. Für Tieck und später auch für E. T. A. Hoffmann wird die Instrumentalmusik die romantischste aller Künste. Novalis träumt von Erzählungen ohne zusammenhängendes Denken, von Gedichten, die bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang. Hier wird in letzter Konsequenz die Sprache überhaupt zu Gunsten der Musik aufgehoben.¹ Diese Romantiker wollten mit dem Wort musizieren. Sie faßten die Sprache nur als Laut auf, und gebrauchten sie als bloßen Stimmungsausdruck ohne jede Richtung auf einen bestimmten Lebens- oder Handlungsinhalt.

Schon bei Wackenroder, von dem diese Annäherung der Dichtkunst an die Musik

¹ Georg Brandes, *Die romantische Schule in Deutschland und ihr Verhältnis zum Musikalischen*. 1894. S. 102 ff.

ihren Ausgang nahm, war neben seiner dichterischen Anlage auch eine ausgeprägte musikalische Begabung vorhanden, so daß er in seiner Jugend lange geschwankt hat, ob er nicht die Musik zu seinem Lebensberuf erwählen sollte. Diese Doppelseitigkeit der Begabung wird eigentlich geradezu typisch für den romantischen Genius. Sie tritt zum ersten Male bei E. T. A. Hoffmann so phantastisch in Erscheinung. Sie schmilzt aber noch nicht zu der schöpferischen Einheit in einem Werke zusammen, wie dann später in so idealer und einzigartiger Weise auf dem Gebiete des musikalischen Dramas in der Person von Richard Wagner, und in der Gegenwart noch, nur nicht in so ausgeprägter Form, bei Hans Pfitzner, der sich so stark mit den romantischen Kunstidealen eines E. T. A. Hoffmann, C. M. von Weber, Marschner und Schumann verbunden fühlt. Sie sind die gipfelhafte Erfüllung aller der Sehnsüchte, die die frühromantischen Seelen bewegt haben. Ihr wacher Sinn für akustische Eindrücke ahnte bereits, daß die Lyrik ihrer Dichtungen auch des melodischen Klanges bedarf, um das Geheimnis der Stimmung aus der Begriffsgebundenheit des Wortes zu erlösen und hinaus in die reine Sphäre des Gefühls zu heben. Denn seine volle Macht entfaltet das Lied erst durch die magische Kraft der singenden Stimme, und es ist daher kein Zufall, sondern innere Notwendigkeit, daß mit dem Erwachen der romantischen Lyrik sofort der Komponist zum Dichter trat. Der Komponist brauchte nur den ursprünglichen musikalischen Gehalt des Gedichtes zu tönendem Leben zu erwecken. Denn die ausgesprochene akustische Veranlagung des romantischen Dichters verrät sich schon in seiner Anschauungsform. Er hört auf den Klang der Welt und läßt ihn in seinen Liedern wiedertönen. Und unter diesen Dichtern ist Eichendorff vielleicht der ausgeprägteste Typus, dessen Gehörseindrücke weit seine Gesichtseindrücke überwiegen und seine Seele fast ausschließlich bewegen. Er öffnet weit sein Ohr, um das Lied zu vernehmen, das in allen Dingen schlummert, und er kennt das geheimnisvolle Zauberwort, um die Welt zum Singen zu bringen. Es ist charakteristisch für seine psychologische Veranlagung, daß bei ihm vor der harmonischen und melodischen Fülle der Welt der Natur, ja er erlebt sie geradezu in einem einzigen Akkord, die visuelle Zeichnung der Gegenstände, ihre Konturen, verschwimmen. Unter vielen Beispielen ist sein Gedicht „*Abendlandschaft*“ ein solches eigentümliches Klangbild, in das nur die versinkende Abendröte einen letzten Lichtstrahl sendet.

Der Hirt bläst seine Weise
 Von fern ein Schuß noch fällt
 Die Wälder rauschen leise
 Und Ströme tief im Feld.

Nur hinter jenem Hügel
 Noch spielt der Abendschein
 O hätt' ich, hätt' ich Flügel
 Zu fliegen da hinein.

Es gibt kaum einen Dichter neben Eichendorff, dessen Lieder so voller Musikalität, so klanggesättigt sind. Die Welt mit ihren tausendfältigen Stimmen schwingt und singt in ihnen. Ihr natürlicher Klanggehalt drängt direkt zu einer musikalischen Wiedergeburt, die er ja durch unsere großen Liederkomponisten immer aufs neue erlebt. Bei diesem feinen Empfinden Eichendorffs für den Klang und seine sinnhafte Deutung im gedanklichen Zusammenhang, die für sich vielleicht einmal einer besonderen Untersuchung wert wäre, wird von selbst die Frage nach der eigentlichen Musikalität des Dichters und nach seinem persönlichen künstlerischen Verhältnis zur Musik laut. Sie ist für seinen ursprünglichen künstlerischen Charakter als Dichter nicht entscheidend, sondern leitet ihre Berechtigung nur aus der allgemeinen Problemstellung her, in der die Romantik überhaupt zu der Musik steht. In dieser Untersuchung soll seine schöpferische Persönlichkeit in ihrer seelischen Empfindungskraft von einer neuen Seite gezeigt werden, wie es bisher, soweit die vorhandene Literatur überschaubar war, noch nicht im Zusammenhang geschehen ist.

Als selbst geübte und in mannigfache Formen bei konzertanten Aufführungen erlebte Kunst tritt die Musik wohl erst während der Breslauer Gymnasialzeit in das Bewußtsein des jungen Eichendorff. Bei ihrer frühen Theaterleidenschaft erleben die Gebrüder Eichendorff im Breslauer Stadttheater nicht nur Schauspiel, sondern ebenso häufig auch die zeitgenössischen Opernaufführungen. Die meisten dieser Werke und ihre Schöpfer sind heute vergessen. Die beliebtesten Theatererfolge der Oper waren damals „*Das unterbrochene Opferfest*“ von Winter, das ein Menschenalter hindurch ein Zugstück blieb, dann „*Der Wasserträger*“ von Cherubini. Einer besonderen Beliebtheit erfreute sich eine komische Volksoper „*Donanweibchen*“ von Kauer, die sie noch später in dem übermütigen Kreise der Heidelberger Studentenzeit improvisieren. Begeistert sind sie auch von einem Vaudeville von Bouilly „*Fanchon, das Leyermädchen*“, in der Übersetzung von Kotzebue und mit der Musik von Himmel. Mehrfach kommt in den Tagebuchaufzeichnungen auch der Name einer Oper „*Edle Rache*“ wieder, deren Komponist bisher nicht wieder in Erfahrung gebracht werden konnte. Es ist bezeichnend für die Aufzeichnungen von den Besuchen in der Oper, daß Eichendorff, übrigens ebenso bei den Schauspielen, immer nur die Titel der Stücke nennt ohne den Verfasser und den Komponisten. Diese mußten bei der Ausgabe der Tagebücher alle erst identifiziert werden.² Viel Mozart haben sie während ihrer Breslauer Zeit gesehen, zunächst die „*Zauberflöte*“, dann gleich darauf die „*Entführung*“. Der „*Don Juan*“ scheint durch

² *Sämtliche Werke von Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe* von Wilhelm Kosch und August Sauer. Bd. II.

mehrfachen Besuch besonderen Eindruck hinterlassen zu haben. Verzeichnet sind weiter noch „*Titus*“ und „*Figaros Hochzeit*“. Das hauptsächliche Interesse bei den Aufführungen galt wohl zunächst den Schauspielern und Sängern, die oft namentlich genannt und in ihren Leistungen mit Beifall ausgezeichnet werden. Über die Werke selbst und besonders die Musik wird kein und, in dem allerseltensten Falle, ein höchst allgemeines Urteil hinterlassen. Abgestoßen werden sie durch eine italienische Opernaufführung „*Horatier und Curatier*“, die sie auf der Reise nach Halle bei ihrem Aufenthalt in Dresden sehen, und schwören, nur noch eine italienische Oper in Berlin oder Wien zu besuchen. Getreulich verzeichnet das Tagebuch auch die Konzerte, die neben dem Theater besucht werden. So hörte er die Aufführung der Oratorien von Haydn „*Die Schöpfung*“ und „*Die Jahreszeiten*“ unter Theaterkapellmeister Janetzek und Schnabel, dem späteren berühmten Domkapellmeister, der hier noch Konzertmeister am Theater war. Auch die Wiederholungsaufführungen dieser Werke ließ sich der vierzehnjährige Gymnasiast nicht entgehen, und von Solistenkonzerten nennt er ein Violin- und Piano-Forte-Konzert der Gebrüder Pixis, ein Violinkonzert von Seidler oder gar auf der Krone ein Konzert des versoffenen Virtuosen Scheller.

Unmittelbarere Berührung mit der Musik als Ausübender erfuhr er innerhalb des Internatlebens im Konvikt. Hier wurde von den Zöglingen eifrig Musik getrieben und wurden die verschiedenen Feiern oder sonstigen Anlässe des Schuljahres immer durch musikalische Aufführungen ausgeschmückt. Die Tagebuchaufzeichnungen lassen darauf schließen, daß sich Eichendorff an diesen Aufführungen als Sänger beteiligt hat, denn ein im Orchester verwendbares Instrument hat er kaum beherrscht, obwohl er gleich nach seiner ersten Ankunft im Breslauer Konvikt dem befreundeten Diener Joseph Sonntag in Lubowitz unter dem 6. November 1801 mitteilt, daß er jetzt auch Flöte lernen werde. Diese Absicht ist wohl nicht zur Ausführung gekommen, denn wir hören nichts von einem Unterricht und einer sonstigen Übung des Instruments. Dagegen meldet er ein Jahr später, am 9. November 1802, in seinem Tagebuch mit der Erscheinung des ersten Schnees: „An diesem Tage habe ich auch meine erste Klavierstunde gehabt“. Auch den Namen des Klavierlehrers hat er uns hinterlassen. Es war ein Kandidat Ronge, der gleichzeitig in der sechsten Klasse Josephs Lehrer in Logik und Geschmacksbildung war. Sein Nachfolger als Klavierlehrer war dann ein gewisser Friedrich. Aus diesen Nachrichten erfährt man auch nur die Tatsache des Unterrichtes, aber nichts über eine besondere Lust und Neigung zur Musik, noch etwas von seinen Übungen und Fortschritten. So werden auch die Aufführungen der Konviktoristen, die in ihrem Schulleben keine geringe Rolle spielten, nur rein sachlich erwähnt. Der

1. Mai wurde gewöhnlich mit einer Symphonie von Haydn begrüßt. Zum Schulgottesdienst wurden Messen aufgeführt, so beteiligte sich Eichendorff einmal bei einer Messe von Vogler in der Vinzenzkirche. Auch die Lehrer wurden verschiedentlich durch musikalische Darbietungen erfreut und geehrt. Die regelmäßigen Schulausflüge der Konviktoristen in die Umgebung von Breslau nach Scheitnig oder Morgenau waren immer von Janitscharenmusik begleitet. Als Student hat dann Eichendorff das Klavier mit der Gitarre vertauscht. Am 3. Juni 1807 verzeichnet er in seinem Heidelberger Collegienplan des Semesters: „Gitarre bei Weyland von 9–10“! Dieses Instrument scheint er fleißig geübt zu haben, denn schon am 29. Juli meldet sein Tagebuch „Diesen Monat früh um halb 5 Uhr aufgestanden und italienisch. Nach Kopps Stunde eine Stunde Gitarre geübt. Nach Görres Stunde wieder Gitarre.“ Auch im Wintersemester wurden diese Übungen eifrig fortgesetzt. Der Studienplan vom 21. Oktober verzeichnet wieder „von 1–2 für mich Gitarre geübt, von 5–6 abwechselnd immer über den anderen Tag Gitarre für mich“. Und in den folgenden Jahren wird noch verschiedentlich festgehalten „Gitarre gespielt“. Von seinem Klavierspiel hört man nichts mehr.

Die Gitarre ist das eigentliche Musikinstrument des Liedersängers. Sie war gegen Ende des 18. Jahrhds. heimisch geworden, und wurde dann das Lieblingsinstrument des echt romantischen Geistes. Mit ihr verknüpfte sich die Erinnerung an das Ideal des fahrenden Sängers mit der Laute im Mittelalter, an die ritterliche Kunstübung des Minnesanges, die Dichter und Musiker in einer Person vereinte. Bewußt oder unbewußt steigt in dem Dichter der Romantik, und ebenso in unserem Eichendorff, bei ihrer rückwärts gerichteten Sehnsucht der Herzen auch dieses Bild der künstlerisch-musikalischen Vergangenheit auf und wird wieder lebendig. Und noch eines ist hier wirksam. Die einfache musikalische und technische Struktur der Gitarre, gegenüber dem viel komplizierteren Mechanismus des Klaviers oder Flügels, dessen rein musikalisch und manuell technische Beherrschung schon ganz erhebliche Anforderungen stellt, entspricht dem schlichten melodischen Wesen des Volksliedes, das ja in der Romantik wieder seine Geburtsstunde erlebt. So wird auch für Eichendorff die Gitarre das Instrument, das seinem dichterischen Charakter und Ideal entspricht. Die Gitarre oder die Geige sind die Instrumente, die alle Personen seiner Dichtungen in der Hand haben und zu ihren Liedern spielen. Sicherlich ist Eichendorff auch durch den romantischen Freundeskreis seiner Heidelberger Studentenzeit zum Spielen der Gitarre angeregt worden. Denn in diesem geselligen Kreise, besonders mit dem Freunde Loeben wurde viel musiziert und gesungen. Auch an Brentano erinnert er sich: „Klein, gewandt und südlichen Aus-

drucks mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder, oft aus dem Stegreif zur Gitarre sang.“ Und dann gehört die Gitarre natürlich zu dem unentbehrlichen Requisit beim verliebten Ständchen unter dem Fenster mancher Schönen. Aktiver und vor allem begabter als Joseph war zweifellos sein Bruder Wilhelm, der nach den Tagebuchaufzeichnungen Josephs nicht nur eine schöne Stimme, sondern auch eine ziemliche Fertigkeit im Klavierspiel besessen haben muß und außerdem noch die Flöte beherrschte. Im elterlichen Hause in Lubowitz ist es vor allem Wilhelm, der mit musikalischen Gaben hervortritt. Auch mit dem Universalgenie, dem Herrn Kaplan, wurde eifrig musiziert, zum Teil auf seinen selbst angefertigten Instrumenten.

Trotzdem verschließt sich Eichendorff nicht reinen Kunstgenüssen und Eindrücken. Gerade seine Heidelberger Zeit ist davon sehr belebt gewesen. So werden regelmäßig die Konzertveranstaltungen auf dem Schloß besucht. Durch den Verkehr in dem Hause des berühmten Juristen Thibaut, der sich durch seine wöchentlichen Hausmusikabende mit einem, von ihm selbst gegründeten und geleiteten Singverein historische Verdienste um die Wiederbelebung alter Vokalmusik, vor allem Palestrina, Lassus und Händel erworben hat, kommt Eichendorff in Berührung mit den großen Heroen der Musikgeschichte. Thibaut gehört zu den seltenen Erscheinungen, denen die Beschäftigung mit der Kunst neben ihrer Berufstätigkeit nicht nur eine bloße Liebhaberei, sondern ernstes künstlerisches Bemühen bedeutet. „Die Jurisprudenz ist mein Geschäft, mein Musiksaal, mein Tempel“ ist seine ideale Auffassung. Eichendorff erinnert sich noch in seinen biographischen Altersschriften, in dem Kapitel „*Halle und Heidelberg*“³ der ehrwürdigen Gestalt. „Schon seine äußere Erscheinung mit den lang wallenden, damals noch dunklen Locken, was ihm ein gewisses apostolisches Ansehen gab, noch mehr der Widerwille gegen alles Kleinliche und Gemeine unterschied ihn sehr fühlbar von dem Troß seiner eigentlichen Zunftgenossen, und mit seiner propagandistischen Liebe und Kenntnis von der Musik der alten tief sinnigen Meister berührte er in der Tat den Kreis der Romantiker.“ So bleibt in der Erinnerung Eichendorffs nur der Eindruck seiner Persönlichkeit haften. Dagegen werden wieder gelegentliche musikalische Erlebnisse in den Tagebuchaufzeichnungen festgehalten. So hört er als Zaungast mit mehreren Studenten auf der Gasse nachts um 11 Uhr der „herrlichen Bravour-Arie der Madame Wilken im Hause des Gries“ zu, oder sie bleiben auf dem Nachhauseweg jedesmal auf der Straße stehen, auf das herrliche Klavierspiel des Gries zu lauschen. Während seiner Hallenser Zeit verkehrten die Gebrüder Eichendorff auch in dem Hause des Kapell-

³ Bd. 10, S. 424: *Die sämtlichen Werke J. v. Eichendorffs*, herausg. von Kosch u. Sauer.

meisters und Goethekomponisten Reichardt, dessen Wohnung auf dem Giebichenstein die „Herberge der Romantik“, der Sammelpunkt der Schleiermacher, Tieck, Wolf, Schlegel, Brentano, Arnim und aller anderen romantischen Geister war. Sie hatten Reichardt in einer Vorlesung des berühmten Dr. Gall über seine Schädellehre kennengelernt (8. Juli 1805), wo sie auch zum ersten Male Goethe begegneten. Die literarische Atmosphäre des Hauses, dessen wunderbarer geheimnisvoller Garten eine idyllische Insel der romantischen Träumer war, so recht geschaffen für junge Dichter, hat es wohl zu keinen besonderen musikalischen Ergebnissen kommen lassen, obwohl er sich der komponierenden Tochter Reichardts erinnert: „Völlig mystisch dagegen erschien gar vielen der am Giebichenstein gelegene Reichardtsche Garten mit seinen geistreichen und schönen Töchtern, von denen die eine Goethesche Lieder komponierte, die andere sogar Steffens Braut war.“⁴ Die Begegnung mit Mendelssohn in Berlin hat überhaupt keinen Niederschlag in seiner Erinnerung gefunden. Eichendorff hat sich in der geistig intellektuellen Atmosphäre der Berliner Gesellschaft nicht wohl gefühlt. Am 28. Januar 1815 schreibt er an Philipp Veit: „Es ist und bleibt mir hier alles fremd: Religion, politische Gesinnung, ja selbst die allgemeine Fertigkeit, über Kunst und Wissenschaft abzusprechen, erschreckt und stört mich mehr, als es mich erfreut, denn es scheint mir wenig Liebe darin zu sein.“ Als Eichendorff 1831 endgültig nach Berlin übersiedelte, da werden sich die Verhältnisse kaum geändert haben. Die stille, in sich gekehrte Art des Dichters hatte mit der weltmännischen Haltung des Komponisten seiner Lieder keine Berührungspunkte. Der Dichter fühlte sich am wohlsten an den regelmäßigen geselligen Abenden seiner Häuslichkeit, an denen jeder Besucher gleicher unter Gleichgesinnten war. Hier griff gelegentlich der junge rheinische Dichter Wolfgang Müller zur Gitarre, um dem Dichter seine in aller Welt gesungenen Lieder vorzutragen. Im übrigen verkehrte er wohl nur in einer Mittwochsgesellschaft, in der die geistige Elite Berlins sich mit literarischen Dingen beschäftigte. In Danzig hatte er der dortigen jungen Liedertafel angehört, für die er, dem Sinn dieser musikalisch-geselligen Vereinigung entsprechend, als Dichter mehrere Lieder schrieb. Hier verkehrte er auch freundschaftlich mit dem literarisch und musikalisch gebildeten evangelischen Prediger Dr. Theodor Kniewel, der auch einige seiner Lieder in Musik gesetzt hatte. Vermissen wir in dem biographischen Nachlaß des Dichters schon allgemein einige wertende Bemerkungen über die Vertonungen seiner Lieder, so scheint es aber doch noch eigentümlicher, daß Eichendorff mit Robert Schumann, der in so wunderbarer

[Es Handschriften: *Der Dichter*, Aufzeichnungen auf einem Aktenblatt / *Der Beamte im Preuß. Kultusministerium*, Rückseite des Aktenblattes, Deutsches Eichendorffmuseum, Neisse]

⁴ a. a. O. S. 417.

innerer Wesensverwandtschaft und Einstimmung den Ton seiner Lieder getroffen hat, in keine nähere Berührung gekommen ist. Im Jahre 1837 war erstmalig Eichendorffs Lyrik gesammelt im Druck erschienen, und schon 1840, in dem Glücksjahr der schwer erkämpften ehelichen Vereinigung Schumanns mit seiner Klara, erstand in der schöpferischen Jubelstimmung unter dem halben Hundert Lieder auch der „*Liederkreis*“, der bis heute wohl, abgesehen von den neueren Eichendorffkompositionen von Wolf, Wetz oder Pfitzner, das eindringlichste Beispiel romantisch deutschen Geistes in einzigartiger Kongenialität ist. Ein Brief von Klara Schumann an Eichendorff⁵ spricht dafür, daß sich die beiden Dichter auch persönliche kennengelernt haben, wahrscheinlich während seines Wiener Besuches von 1846–47, der dem Dichter so viele Ehrungen eingebracht hatte. Der Brief datiert „Wien, d. 19. Jan. 1847.“ Er sei hier vollständig mitgeteilt, als das einzig erhaltene Zeugnis der Begegnung unseres Dichters mit einem großen deutschen Komponisten, auch wenn es an sich keine tiefere Bedeutung besitzt.

„Hochgeehrter Herr,

beifolgendes Blatt wird Ihnen schon im voraus unser Anliegen verraten – werden Sie es nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn wir Sie um Ihre Handschrift bitten? Sie würde zu unseren liebsten Schätzen gehören, und uns eine teure Erinnerung an den Tag sein, wo Sie uns das Glück unserer persönlichen Bekanntschaft vergönnten.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen verehrungsvoll, und ich bitte freundlichst verzeihen zu wollen, hochgeehrter Herr

Ihrer ganz ergebenen

Klara Schumann.“

Bei dieser offen entgegengebrachten Verehrung berührt es um so merkwürdiger, daß Eichendorff in seinen brieflichen Berichten von den Wiener Erlebnissen nicht nur nichts von dieser Begegnung erzählt, dagegen das einzigste Mal von Vertonungen seiner Lieder spricht, und zwar von einem heute völlig vergessenen Komponisten, einem gewissen Dessauer.

Am 9. Februar 1847 schreibt er an seinen Sohn Hermann aus Wien unter anderem auch von dem festlichen Empfang, der ihm von dem Kreis seiner Wiener Verehrer bereitet worden ist. „In der literarischen Concordia wurde ich bei meinem Eintritt mit einem Sturm von Händeklatschen empfangen, daß die Fenster zitterten, zwei Literaten sprachen Gedichte an mich, den ganzen Abend wurden von einem Opersänger Lieder von mir gesungen, von Dessauer unglaublich schön komponiert“. Dessauer war Klaviervirtuose und Komponist in Wien, von dessen Eichendorffliedern man heute nichts

⁵ Bd. 13, S. 165, Nr. 92: *Sämtliche Werke*.

mehr weiß. In dem gleichen Briefe schildert er weiter: „Der Musikverein lud mich und Meyerbeer, der jetzt auch hier ist, zu einem musikalischen Abend ein, wo vor etwa nur zwanzig Zuhörern 200 Männerstimmen sangen, etwas, das man, wie mir Meyerbeer versichert, in ganz Europa nicht so vollkommen hört.“⁶ Und im Sommer des gleichen Jahres schreibt er noch an Theodor v. Schön von den Wiener Erlebnissen: „Wien hat uns den Winter über durch Kunst und gewaltiges Leben und Treiben, wozu auch Jenny Lind ihr bescheiden Teil beigetragen, manchen seltenen Genuß gewährt“.⁷ Es sind doch eine ganze Reihe musikalisch künstlerischer Ereignisse und berühmte Persönlichkeiten, denen Eichendorff in Wien begegnet ist.

Es ist charakteristisch für Eichendorffs musikalische Empfänglichkeit, daß er sich über große Eindrücke fast garnicht oder nur zurückhaltend äußert. Vielleicht traut er sich selbst kein entscheidendes Urteil zu, sondern beruft sich auf Zeugen und spricht von der großen Kunst einer der hervorragendsten Sängerinnen des 19. Jahrhunderts als einem bescheidenen Teil. Bedeutsamer scheint dagegen für sein Wesen die Mitteilung an seine Tochter Therese Besserer in Neisse von seinem Sommeraufenthalt in dem fürstbischöflichen Schlosse Jauernig als Gast des Fürstbischofs von Breslau, Dr. Heinrich Förster, im Jahre 1857. „Neues weiß ich nun nichts mehr zu schreiben, als daß gestern Abend hier im Schlosse Tiroler Sänger in vollem Kostüm sangen. Sie sangen ziemlich schlecht, und doch mußte ich mich in die Lippen beißen, um nicht zu weinen.“

Es ist dieses Bekenntnis eigentlich der einzige persönliche Ausdruck einer innerlichen Bewegtheit durch ein musikalisches Erlebnis. Man könnte daraus sehr leichtfertig und oberflächlich im Hinblick auf die Musik als einer durchaus selbständigen schöpferischen Ausdruckskraft eine rein gefühlsmäßige, keinen künstlerischen Ansprüchen gerecht werdende, dilettantische Einstellung Eichendorffs ableiten. Den Schlüssel zum Verständnis gibt aber schließlich doch erst sein Werk selbst, wenn man nachforscht, welche Ausdrucksmöglichkeiten der Dichter dort der Musik zugewiesen hat. Aus dem Wesen seines Dichtertums wird sich erst die Frage nach seinem persönlichen Verhältnis zur Musik ableiten lassen. Wir hatten oben schon berührt, wie Eichendorffs Welt- und Naturauffassung ein einziges klingendes Lied ist, in dem die Ewigkeit des Göttlichen ihre Harmonien und Melodien hindurchtönen läßt. Er erlebt die Natur als ein geheimnisvoll singendes und klingendes Zauberland. Dieses offenbart sich durch das selbst

⁶ Bd. 12, Nr. 72, S. 84: *Sämtliche Werke*.

⁷ a. a. O. Nr. 73, S. 86.

gedichtete und gesungene Lied. Alle Personen seiner Dichtungen singen ihre Sehnsüchte und Stimmungen in selbstgefundenen Versen und Melodien. Ja, es würde ihrer Wesensart widersprechen, wenn sie fremde Kompositionen nach Noten abspielen würden. Der romantische Mensch ist der Sänger aus eigener schöpferischer Begabung. Er handhabt wohl auch ein Musikinstrument. Alle seine dichterischen Personen spielen entweder Fiedel, wie der sich durch das Leben singende und musizierende *Tangenichts*, oder die Laute oder Gitarre, aber sie spielen sie eben nur als Begleitung zum Gesange, oder um eine Volksmelodie oder einen Volkstanz zu musizieren. Gelegentlich kommt es vor, daß Eichendorff auch einmal Kunstmusik aufklingen läßt. So singt in „*Dichter und ihre Gesellen*“ der Schauspieler Ruprecht auf der Wanderung durch den Wald Mozarts „*In diesen heiligen Hallen*“ oder eine andere „würdige Baßarie“. Ganz plötzlich ertönt irgendwo eine Stimme, die Melodien aus Opernarien aufschlägt, oder aus einem Raume beginnt eine Flötenuhr ihr Lied. Die Flötenuhr war ein beliebtes automatisches Musikinstrument seiner Zeit, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein Pater Niemecz konstruiert hatte. Aber das bleibt alles nur kunstvoll klingender Zierrat, schmückender Schnörkel, ohne eigene seelische Ausdruckskraft. Die Kunstmusik selbst hat in diesem Rahmen keinen Platz. Der spontanen Aktivität des romantischen Gefühlserlebens vermag die nur nacherlebende Wiedergabe der Kunstmusik nicht zu genügen. Den dichterischen Gestalten muß ihr eigenes Stimmungs- und Gefühlserlebnis selbstschöpferisch bewußt werden. Sie üben diese Kunst ohne komplizierte technische und theoretische Probleme, sondern in schlichter volkstümlicher Einfachheit. Eichendorffs schon oben zitierte Erinnerung an Brentano läßt vermuten, daß in dem Heidelberger Freundeskreise die mittelalterliche Kunst des Singens aus dem Stegreif wieder geübt wurde. Es wird daher bezeichnend, wie in „*Dichter und ihre Gesellen*“ Lothario die Musikalität des Fürsten charakterisiert. „Der Fürst ist ein erstaunlicher Virtuoso, er spielt die schwierigste Romantik vom Blatte weg, ohne eben selbst zu komponieren.“ In dem Menschen Eichendorff ist das mittelalterliche Ideal der Einheit von Dichter und Sänger, Komponist und Musikant wieder lebendig, ja es gehört geradezu zu seiner Wesensart. Zwei musikalische Szenen in seinen Romanen haben fast eine kritische Tendenz gegen die Musikübung in der Gesellschaft. In „*Dichter und ihre Gesellen*“ hatte sich die bunte Gesellschaft vor einem Unwetter in das Schloß des Grafen Eberstein geflüchtet und in einem großen Zimmer versammelt. Hier entdeckte der Fürst ein Klavier „und mit der Unbarmherzigkeit der großen Welt wurde Fräulein Trudchen ohne weiteres, wie zur Schlachtbank, zum Spielen gedrängt. Der Prediger, der sich gern bemerklich machen wollte, brachte einen Pack Noten herbei, und

stellte sich geschäftig hinter den Stuhl, um die Blätter umzuschlagen. Dem Fräulein erging es aber wie der Spieluhr, rot bis an die Ohrläppchen, konnte sie keinen vernünftigen Ton hervorbringen. Da warf sie plötzlich das Stupsnäschen stolz in die Höhe, schob die Noten zur Seite und sang herzhaft eines von den Volksliedern, wie sie damals noch auf den Bergen im Schwange waren. Da ging zur Verwunderung des erschrockenen Barons auf einmal eine freudige Bewegung durch die ganze Gesellschaft, man verglich sie mit einem Waldvögelein, sie mußte mehr und immer mehr solche Lieder singen.“ Die reine Kunstmusik stutzt in dieser Umgebung. Aber noch eindeutiger spricht die andere Szene aus dem kritischen Zeitroman „*Abnung und Gegenwart*“. Nach der Abendtafel mußte Fräulein Julie ihre Geschicklichkeit auf dem Klavier zeigen, das sie ziemlich fertig spielte. Indessen unterhielt sich die Tante mit Friedrich über die Erziehung der weiblichen Jugend. Die Tante bedauerte, ihre Nichte nicht schon früher in die Residenz in ein Erziehungsinstitut geschickt zu haben, „wo allein junge Frauenzimmer das gewisse Etwas erlernten, welches zum geselligen Leben so unentbehrlich sei.“ Friedrich widerspricht der Ansicht, und als das Fräulein während der Unterhaltung angefangen hatte, ein Volkslied zu singen, wird sie von der Tante unterbrochen und ermahnt, „doch lieber etwas vernünftiges und sanftes zu singen.“ Leonin greift sofort an ihrer Stelle die Aufforderung auf, und singt ein übertrieben zärtliches und süßliches Lied, daß Friedrich fast übel wurde.

Der Sinn dieser Parodie ist erkenntlich. Falsches Bildungsbemühen um Dinge der Kunst wird der gesunden Reinheit und schlichten Echtheit des Volksliedes gegenübergehalten, das Eichendorff wieder in den Mittelpunkt alles musikalischen Lebens stellen will. Der rein instrumentale Einzenvortrag einer bestimmten Komposition, der notwendig immer mit der Beherrschung und Darstellung eines bestimmten technischen Könnens verbunden ist, hat für Eichendorff keine Bedeutung. Das schlichte Lied ist das musikalische Element seiner gegenwartsabgewandten seelischen Haltung. Was sich sonst noch an musizierenden Gestalten in Eichendorffs Werken findet, das sind meist komische Gesellen, eigenartige menschliche Karikaturen. In „*Dichter und ihre Gesellen*“ ist es die schnurrige Figur des Dr. Dryander. Sein Gegenstück in „*Abnung und Gegenwart*“ ist eine abenteuerliche hagere Figur, die bald in dem Gewimmel der Tanzenden wie ein Satyr in komischen Kapriolen herumspringt oder bald wieder sich unter die Musikanten drängte, und hier mit Leib und Seele die Geige strich. Wie der Fagott blasende Portier in dem *Taugenichts* tragen Eichendorffs Musikanten alle irgendwie einen ironischen Schimmer mit sich herum, es sind arme Teufel, die sich kümmerlich durch das Leben schlagen.

Fernher ziehn wir durch die Gassen,
Stehn im Regen und im Wind,
Wohl von aller Welt verlassen
Arme Musikanten sind.

Sie spielen zum Tanz auf oder bringen auch ein Ständchen. Sie sind Romantiker des sorglosen Spielmannslebens, das nichts mit der Hast des reisenden Virtuositums durch die Säle der Weltstädte zu tun hat. Es sind „Taugenichtsnaturen“, die sorglos durch die Welt ziehen und von der schönen alten Zeit singen und träumen. Die ewig gleiche Form des ohne ästhetische oder weltanschauliche Reflexion aus der Seele unmittelbar hervorströmenden Volksliedes ist das musikalische Element des Eichendorffschen Dichtertums. Es blüht frei wie eine Blume in den Herzen der Menschen als die natürliche Sprache ihrer Empfindungen. Daneben muß die vielfältig entwickelte Form der reinen Musik in ihrer nach eigenen Gesetzen gestalteten Ausdrucksweise als ein kunstvolles Gebilde erscheinen. Es ist nicht so, als ob Eichendorff für sie kein Verständnis hätte, nur hat er zu ihr als reiner Romantiker eine besondere Einstellung. In seiner biographischen Altersschrift „*Halle und Heidelberg*“ (*Über die Romantik*) spricht er über das Wesen der Romantik als einer universalen Erscheinung. „Aber die Romantik war keine bloß literarische Erscheinung, sie unternahm vielmehr eine innere Regeneration des Gesamtlebens, wie sie Novalis angekündigt hatte. – Ihre ursprünglichen Intentionen alles Irdische auf ein Höheres, das Diesseits auf ein größeres Jenseits zu beziehen, mußten daher insbesondere auch das ganze Gebiet der Kunst gleichmäßig erfassen und durchdringen.“

Und in diesem Zusammenhange weist Eichendorff auch der Musik ihren Platz und ihre eigentliche Aufgabe und Bedeutung an. „Derselbe ernste Sinne führte die Tonkunst vom frivolen Sinnenkitzel zur Kirche, zu den altitalienischen Meistern, zu Sebastian Bach, Gluck und Händel zurück; er weckte auch in der Profanmusik das geheimnisvolle, wunderbare Lied, das verborgen in allen Dingen schlummert, und Mozart, Beethoven und Karl Maria von Weber sind echte Romantiker.“⁸

Eichendorff interessiert an der Musik also nicht die besondere Stilform, in der die einzelnen Meister ihre Einfälle gestalteten, Romantik ist ihm das Aufspüren der ewigen Hintergründe des Seins und des Lebens, und auch in der Kunstmusik will er das Lied, die geheimnisvolle Melodie, vernehmen, für die das Organ nicht das Ohr, sondern die Seele ist. Aus dieser gegenwartsabgewandten Haltung des echten Romantikers wird

⁸ Bd. 10, S. 433: *Sämtliche Werke*.

Eichendorffs Einstellung zur Kunstmusik verständlich. Seine innige Erlebnisbereitschaft für den feinen Klang in Natur und Welt, den er in der Versform seiner Lieder wiedertönen läßt, ist Ausdruck einer eigenen Musikalität, die zwar die Selbständigkeit der Musik als Kunstgattung nicht negiert, sich aber nicht von ihr so fesseln läßt, wie die ausgesprochene musikalische Neigung der Frühromantiker. Seine musikalische Anlage, die doch in seinem Leben durch mannigfache Begegnungen und Anregungen hätte gefördert werden können, hat sich ganz in seinem Dichtertum aufgelöst. Sie hat in seinem Liede eine völlig neue Gestalt gewonnen. Dieses eigentümliche, dazu noch von dem historischen Vorstellungsbild der mittelalterlichen Kunstübung besonders beeinflusste Künstlerverhältnis besitzt einen eigenen musikalischen Stil, der seine schlichte Melodik und Harmonik im Volkslied zum Klingen bringt. Das Lied ist die Einheit seiner dichterischen und musikalischen Begabung, in seiner Form bringt er die Geheimnisse seiner Dichterseele zum Erklingen. Sie genügt ihm so sehr, daß Eichendorff von sich aus dem reinen Musikalischen, auch in der Vertonung seiner Gedichte, keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken braucht.

Eichendorff und der Deutsche Männergesang

Von Karl Willi Moser, Kustos des Deutschen Eichendorff-Museums

„Viele Boten gehen und gingen
Zwischen Erd' und Himmelslust,
Solchen Gruß kann keiner bringen,
Als ein Lied aus frischer Brust.“

Neiße, den 26.8.1856.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Wenn man dem Ursprung des deutschen Männerchorwesens, das heute über den ganzen Erdball verbreitet ist, nachgeht, kommt man nach einem langen Wandern durch die immer blühenden Fluren des deutschen Liedes durch dreizehn Jahrzehnte zu zwei Quellen, die zu gleicher Zeit, in vollständiger Unabhängigkeit voneinander, 1809 entsprangen. Der Direktor der Berliner Singakademie und Freund Johann Wolfgang von Goethes, Carl Friedrich Zelter, gründete in Berlin die norddeutsche Form des Männerchorwesens – die „Liedertafel“ – und der Deutsch-Schweizer Hans Georg Nägeli rief in Zürich zur selben Zeit die süddeutsche Prägung – den „Liederkrantz“ – ins Leben. Beide Formen haben sich bis in die heutige Zeit erhalten.

Diese jungen Quellbäche sprangen nun in unbekümmertem Laufe lebensstark und -froh über die großen Steine napoleonischer Bedrückung hinweg durch unser ganzes, bedrängtes Vaterland, wuchsen und wuchsen, spülten in ihrem starke Lauf in ungehemmter Bahn alles Zaghafte, Laue, und Faule in unserem Volke fort und schwellen zu jenem großen Strome an, der bis in die heutige Zeit in seiner Urwüchsigkeit deutsches Volkstum und deutsche Muttersprache erhalten hilft. Die junge Sängerbewegung hat als Zweig der deutschen Freiheitsbewegung damals den Boden vorbereitet für die Begeisterung und den Widerhall, die der ausbrechende Freiheitskrieg im deutschen Volke fand. Der Deutsche Sängerbund (DSB.), der als Träger dieses unbesiegbaren Liedstromes mit seinem 1. Sängerkongress im Dritten Reich unter der Schirmherrschaft des Reichsministers Dr. Goebbels in Breslau sein 75jähriges Bestehen feiern konnte, ist damit eine starke Säule zur Einigung der deutschen Stämme und zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande geworden. Das kommt auch in § 3 der, am 21.9.1862 zu Coburg aufgestellten Satzungen des DSB. zum Ausdruck: „Der Deutsche Sängerbund bezweckt die

Ausbreitung und Veredlung des deutschen Männergesanges und die Pflege des Chorgesanges überhaupt, soweit dieser seinen Zielen zu dienen vermag.

Durch die einigende Kraft des deutschen Liedes will er das deutsche Volksbewußtsein stärken, die Gemeinschaft aller Volksschichten fördern, das Gefühl der Zusammengehörigkeit deutscher Stämme kräftigen und die Deutschen aller Länder der Erde im Liede umfassen.“

So wurde das Deutsche Lied zum Gesundbrunnen des ganzen Volkes!

Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß die Männer der Neuromantik als berufene Geistesführer des Volkes, das neu entsprungene Männerchorwesen beeinflussten und mit ihrem Geistesschaffen bedeutend bereicherten. War schon durch die bekannte erste Volksliedersammlung durch Achim von Arnim und Clemens Brentano – „*Des Knaben Wunderhorn*“ mit ihrer Aufzeichnung alter Volkslieder vergangener Zeiten – ein Fundament geschaffen worden, so quellten und flossen bald von den Männern der romantischen Blütezeit unzählige neue Lieder zu dem reichen deutschen Liederschatze. (Körner, Goethe, Fr. Rückert, Claudius, Max von Schenckendorf, Franz Kugler, Hoffmann von Fallersleben, R. Reinick, Novalis, Wackernagel, E. M. Arndt, Uhland, Lessing, Tieck, E. Hecker, Wilhelm Müller, Adalbert von Chamisso, von Fouqué, Carl von Holtei, Schnabel, Schubert, Cornelius, Müller von Königswinter, Binzer, Fr. v. Sallet, E. Geibel, Fr. von Bodenstedt, Oser, Scheffel, Freiherr von Zedlitz, Otto Roquette, Freiligrath, August von Platen, Herwegh, Jul. von Rodenberg, Müller von der Werra u. a. m.).

Da war es auch eine Selbstverständlichkeit, daß Joseph Freiherr von Eichendorff, der im innigsten Freundschaftsverkehr mit den Jungromantikern lebte und mit ihnen ein glühender Anhänger der deutschen Freiheitsbewegung wurde – „Und eine Zeit wird kommen, da macht der Herr ein End’ – –“ –, den neu entstandenen Männergesang mit seinem gemütvollen lyrischen Schaffen ganz besonders befruchtete. Seine Vertrautheit mit der Natur und besonders mit dem deutschen Walde seit frühester Kindheit her waren die Grundlage zu seinen lebenswahren Natur- und Wanderliedern. Die sorgfältige und vielseitige Erziehung – angefangen von dem Hausunterricht durch den Hofmeister Heinke, über die Gymnasialzeit in dem Breslauer Matthias-Gymnasium (1800–1805), zu den übermütig-frohen Studentenjahren in Halle, Heidelberg, Berlin und Wien (1806–1813) – später die den Blick besonders weitenden Soldatenjahre während des Freiheitskrieges (1813–1816), die durch die Verarmung eingetretene Sorge um die Familie und nicht zuletzt die fünfundzwanzig, mit strengster Pflichterfüllung ausgefüllten Beamtenjahre (1819–1844) verhinderten, daß er zum welt-

fremden Träumer und Eigenbrödler wurde. Eichendorffs Lyrik steht deshalb mit beiden Füßen im Leben! Und diese schlichte Natürlichkeit öffnete seinen Gedichten bald die Herzen des ganzen Volkes.

„Was mir das Herz bewogen,
Das sagte treu mein Mund;
Und das ist nicht erlogen,
Was kommt aus Herzensgrund.“

Die deutsche Sängerbewegung, die bald das ganze Volk erfaßte, nahm von ihren Anfängen an die Eichendorffschen Lieder wegen ihrer Natürlichkeit auf. In dem reichen Notenmaterial, das mir als Archivar eines 90jährigen Gesangsvereins zur Verfügung steht, ziehen die Eichendorfflieder „wie ein roter Faden“ ununterbrochen durch all die Jahrzehnte. Schon in einem handgeschriebenen Notenbuch vor 1850 sind zwei der schönsten Eichendorfflieder verzeichnet: „*Der Jäger Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald!*“) und „*Der frohe Wandersmann*“ („*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“). Ein vom Sängerkonvent in Ohlau (2. und 3.7.1853) stammendes Liederheft erinnert uns in dem darin aufgenommenen Chor: „*Abschiedstafel*“ („*So rückt denn in die Runde*“) an die persönlichen Beziehungen Eichendorffs zu unserem Männerchorwesen. Hat doch die für sein Schaffen so besonders fruchtbare Danziger Zeit (1821–1824) unseren Dichter auch dem Männergesang nahe gebracht. Pastor Dr. Theodor Kniewel, der Begründer der Danziger „*Liedertafel*“, war mit Eichendorff innig befreundet. Durch ihn wurde der Dichter der Danziger „*Liedertafel*“ zugeführt, und dieser Freundschaft verdanken wir, neben dem oben genannten Chor, die „*Tafellieder*“: „*Gleich wie Echo frohen Liedern*“, „*Trinken und singen*“ („*Viel essen macht viel breiter*“) und „*Zum Abschied*“ („*Horch! die Stunde hat geschlagen*“), die Dr. Kniewel auch vertonte. Letzterer war auch der „*Liedsprecher*“ im wiederhergestellten Remter der Marienburg, der, im mittelalterlichen Kostüm, vor dem kunstsinnigen Kronprinzen von Preußen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., Eichendorffs poetischen Festgruß vortrug („*Nun hebt sich wieder fröhlich*“).

Die z. Zt. der Gründung des Neisser „*Liederkrantz*“ (1847) gern gesungenen, bei C. Glaser in Schlessingen erschienenen „*Gesellenfahrten für große und kleine Liedertafeln*“ von dem sächsischen Liedervater Julius Otto – Dresden, enthalten als Ausnahme keine Eichendorffschen Gedichte; sie bergen ausnahmslos Handwerkslieder. Der Neisser „*Liederkrantz*“ wurde auch von dem Rektor Kabierske, der 1826 die Neisser „*Liedertafel*“ nach Zelter'schem Muster ins Leben rief, als Handwerkerengesang-

verein gegründet, um die Handwerksgesellen von den „meist trivialen Handwerks- und Herbergsliedern“ abzubringen. –

Dafür brachte die Bereicherung der Männerchorliteratur durch die, von Neisse ausgehende, 1862 in Oppeln erfolgte Gründung des „*Schlesischen Sängerbundes*“ eine reichhaltige Verwendung unseres Romantikers. Am 25./26.7.1863 beging man in Neisse, als der Wiege des Bundes, das 1. Schlesische Sängerbundesfest. Hier sangen die versammelten Sänger am Jerusalemer Friedhof (im Friedhof war das Singen nicht gestattet worden!) auf der Straße unter Musikdirektor Stuckenschmidt einige Chöre von Eichendorff, die in inniger Verbundenheit zum nahen Dichtergrabe hinüberschallten. Das hierbei benutzte „*Liederbuch des Schl. Sängerb.-Bd.*“ berücksichtigt wieder Eichendorff, noch mehr das zur selben Zeit im Kommissionsverlag C. Glaser in Schlensingen erschienene „*Liederbuch des DSB.*“, das 1. Liederbuch des DSB. (in 12 Heften)! Hier finden wir besonders „*Abschied vom Walde*“ („*O Täler weit, o Höhen*“), „*Der Jäger Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald*“), „*Der frohe Wandersmann*“ („*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“), „*Untreu*“ („*In einem kühlen Grunde*“), „*Gute Nacht*“ („*Die Höb'n und Wälder steigen*“), „*Morgengebet*“ („*O wunderbares, tiefes Schweigen*“), „*Die Prager Studenten*“ („*Nach Süden nun sich lenken*“), „*Abendständchen*“ („*Schlafe Liebchen, weil's auf Erden nun so still und einsam wird*“), „*Wanderlied*“ („*Vom Grund bis zu den Gipfeln*“) in den Vertonungen von Fromm, Zöllner, Lenz, Glück und Mendelssohn.

Nun ist die Blütezeit des deutschen Männergesanges erreicht. Die Komponisten Abt, Pfeil, Kremser, Kreutzer, Julius Otto, H. Mohr, Reißiger, V. Lachner, Möhring, Marschner, Methfessel, Kalliwoda u. a. m. beherrschen das blühende Feld des mächtig aufstrebenden Männerchorwesens. Es ist die Zeit, von der Bismarck sagt, daß der deutsche Männergesang das deutsche Vaterland mit ersungen habe. Eine Fülle von neuer Chorliteratur füllt jetzt schmerzliche Lücken aus. In dem nun neu erschienenen Liedgute wird die Freundschaft mit unserem Eichendorff eifrig fortgesetzt. Ein „*Kleiner Liederfreund*“ von 1870 bringt zwei Chöre unseres schlesischen Romantikers. Bald erscheint die „*Deutsche Sängerballe*“, gesammelt und herausgegeben von Franz Abt (Verlag: F. E. C. Leuckart [Constantin Sander] in Leipzig) mit „*Der traurige Jäger*“ („*Zur ewigen Ruh' sie sangen*“), „*Wanderlied der Prager Studenten*“, „*Die Studenten*“ von Joh. Herbeck, „*Morgengebet*“ von Carl Santner, „*Trost*“ im Satz von C. Ecker, „*Allgemeines Wandern*“ von Albert Methfessel, der uns den „*Deutschen Sängergruß*“ schenkte, und „*Der Glückliche*“ („*Ich hab' ein Liebchen*“) von unserem Sudetendeutschen E. S. Engelsberg. Man sieht, die Literatur war durch-

aus nicht auf Mendelssohn-Bartholdy angewiesen. Brachten doch auch die späteren Liederbücher des DSB. anheimelnde Sätze im mitgehenden Volkston von deutschen Liedschöpfern: Fromm, Glück, Reiher usw.

Der in der Krise des alles Übersentimentale, Weichlich-Süßliche und Unmännliche ablehnenden Chorwesens besonders bahnbrechende und richtungweisende Verlag P. J. Tonger, Köln, brachte schon damals im Jahre 1879 „*Eine Sammlung auserlesener Männerchöre*“ von August Reiser, „*Loreley*“, heraus, die der Herausgeber dem „Kölner Männergesang-Verein“ gewidmet hat. Der Kölner „MGV.“ gehörte schon zu jener Zeit zu den Spitzenvereinen des DSB. und war in der Vorkriegszeit jahrelang Träger des heißerkämpften „Kaiserpreises“! Dieser Band „*Loreley*“ birgt einen besonders schönen Strauß ausgewählter Lieder aus der Zeit der Romantik. Unser Eichendorff ist dabei mit seinen unvergänglichen Liedern vertreten: „*Morgengebet*“, „*Abendständchen*“, „*Abschiedtafel*“, „*Wanderlied*“, „*Der frohe Wandersmann*“, „*Der Jäger Abschied*“.

Zur selben Zeit strömt aus dem süddeutschen Quellbach des Männerchorwesens, aus der Schweiz, eine reichhaltige Liedersammlung hervor, die schon 1881 ihre 19. Auflage erlebt! Dieses Chorliederbuch: „*Das Rüllli*“, „*ein Liederbuch für Männergesang*“, Verlag J. J. Sonderegger, St. Gallen, zeigt uns mit seinen 268 (!) Chören, daß das Samenkorn Nägelis nicht auf den Weg gefallen war.

In dem Liederbuch „*Das Rüllli*“ sind die aufgenommenen Eichendorff'schen Gedichte wohl in Anlehnung an ihre hauptsächliche Verwendung in der Schweiz öfters mit geänderten Überschriften versehen; so: „*Klage*“ („*In einem kühlen Grunde*“) von Silcher, „*Der wandernde Musikant*“ („*Durch Feld und Buchenhallen*“) von Th. Gangler, „*Abschied vom Walde*“ („*Ade, du lieber Tannenwald*“) von H. Esser, „*Schlaf wohnt*“ („*Hier ist so tiefer Schatten*“) von C. Ecker, „*Sängerfest*“ („*Kühlrauschend unter'm hellen, tiefblauen Himmelsdom*“) von C. Ecker, „*Abschied vom Walde*“ („*O Täler weit, o Höhen*“) von A. Zimmermann, „*Morgengebet*“ („*O wunderbares, tiefes Schweigen*“) von W. Baumgartner, „*Lied der Schweizer in der Fremde*“ („*Was uns eint als trene Brüder*“), „*Der frohe Wandersmann*“ („*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“) und „*Des Jägers Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald*“) von Mendelssohn-Bartholdy. Auch diese Liste weist in überragender Zahl unsere deutschen Komponisten auf!

Ein Jahr später (1882) erscheint bei Gebrüder Hug, Zürich, eine weitere Volkslieder-sammlung von dem Züricher Musikdirektor Carl Altenhofer. Dieses „*Liederbuch für Männerchöre*“ ist vom Herausgeber „den Männerchören des Sängervereins am

Züricher See gewidmet von ihrem Direktor C. Altenhofer⁴. Auch hier finden wir neben V. von Scheffel, M. Claudius, J. H. Voß, Herwegh, L. Tieck, Herder, Wackernagel, L. Gellert, Müller v. d. Werra, Uhland, Robert Reinick, Hoffmann von Fallersleben, E. Geibel, H. Leuthold, Goethe, Rückert, Walter von der Vogelweide unseren Eichendorff inmitten seiner romantischen Umwelt.

Als letzter Band des 19. Jahrhunderts wurde ein „*Sammlung leicht ausführbarer Lieder für deutsche Männerchöre*“ von R. Palme „*In Freud und Leid*“ im Verlag Max Hesse, Leipzig, und Gebrüder Hug, Zürich, herausgebracht. In dieser Sammlung sind Eichendorffs „*Morgengruß*“ („*O wunderbares, tiefes Schweigen*“) im Satz von G. Rebling, „*Anklang*“ („*Ach, wie ist es doch gekommen*“) von E. Kronach vertont, „*Im Walde*“ („*O Täler weit, o Höhen*“), gesetzt von Rud. Palme, „*Der Jäger Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald*“) von Mendelssohn und „*Das zerbrochene Ringlein*“ („*In einem kühlen Grunde*“), vertont von L. F. Glück. Auch hier fällt die von Eichendorff abweichende Titelangabe der Lieder auf.

Das neue Jahrhundert beschenkte den deutschen Männergesang mit zwei großen Volksliedersammlungen. Zuerst erschien das von den vorwärtsstrebenden und alles Veraltete (Pfeil, Abt, Kreuzer, Koschat) ablehnende Gesangsvereinen schnell aufgenommene „*Volksliederbuch für Männerchöre*“ bei L. F. Peters, Leipzig, das mit seinen überragend gut und vielseitig benutzbaren Volksliedern in zwei Bänden (610 Chöre enthaltend) unter dem Namen „*Das Kaiserliederbuch*“ sich einer besonderen Beliebtheit erfreute. Daß diese Volksliedersammlung unseren schlesischen Eichendorff wiederholt zu Worte kommen läßt, ist bei ihrem Hochstand eine Selbstverständlichkeit. So birgt der 1. Band „*Der Jäger Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald*“) und „*Der frohe Wandersmann*“ („*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*“) im Satz von Mendelssohn-Bartholdy und Eichendorffs „*Morgenlied*“ („*Kein Stimmlein noch schallt von allen*“) von Julius Rietz; im 2. Band begegnen wir „*Abschiedstafel*“ („*So rückt denn in die Runde*“) und „*Abendständchen*“ („*Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden*“) von Mendelssohn-Bartholdy und das, zum verbreitetsten Eichendorff'schen Volkslied gewordene, „*Untreu*“ („*In einem kühlen Grunde*“) in der natürlichen, volksverbundenen Vertonung von Friedrich Glück.

Im Jahre 1908 hatte der „Musikausschuß“ des DSB. seine gründlichen Vorarbeiten so weit vollendet, daß er mit seinem 1. Band des „*Liederbuch des Deutschen Sängerbundes*“ im Eigenverlag des DSB. herauskam. Unter Ausmerzung alles Abgesungenen und aller veralteten Chöre wurde dieses Liederbuch, dem bald ein 2. Band folgte, das Fundament und Rüstzeug der gesanglichen Tätigkeit aller deutschen

Männergesangsvereine des In- und Auslandes! Diesen zwei Bänden schlossen sich nach der Unterbrechung durch die eiserne Zeit des Weltkrieges in den Jahren 1925 und 1928 zwei weitere Bände an, so daß die letzte Volksliedersammlung aus 503 Chören bestand. Bei dem Durchsehen dieser vier Bände freut es einen, wieder unsere schönsten Eichendorfflieder anzutreffen. Besonders erfreulich ist dabei die Tatsache, daß in einem sich immer mehr durchsetzenden, gesunden Gefühl die Sätze deutscher Tonschöpfer den Vorrang einnehmen.

So sind im 1. Band aufgenommen: „*Abendständchen*“ („*Schlafe, Liebchen – –*“), „*Der Jäger Abschied*“ („*Wer hat dich, du schöner Wald!*“), „*Abschiedstafel*“ („*So rückt denn in die Runde!*“) und „*Der frohe Wandersmann*“ („*Wem Gott will rechte Gunst erweisen!*“) von Mendelssohn-Bartholdy, „*Untreue*“ („*In einem kühlen Grunde!*“) von Friedrich Glück, das besonders innige „*Gute Nacht*“ („*Die Höhen und Wälder steigen!*“) im Satz von Emil Fromm, die Perle Eichendorffscher Lyrik „*Morgengebet*“ („*O wunderbares, tiefes Schweigen!*“) – die dritte Strophe ließ sich unser Karl von Eichendorff auf seinen Grabstein schreiben! – vertont von Karl Friedrich Zöllner, und „*Die Prager Studenten*“ („*Nach Sünden nun sich lenken!*“) von Leopold Lenz

Im 2. Band sind zwei Vertonungen von Julius Rietz aufgenommen: „*Morgenlied*“ („*Kein Stimmlein schallt von allen in frühesten Morgenstund!*“) und unser wunderschönes „*Einsamkeit*“ („*Komm, Trost der Welt!*“).

Die beiden Bände der Nachkriegszeit kommen ebenfalls ganz ohne Mendelssohn aus. Wir lesen im 3. Band „*Zwielicht*“ („*Dämm'ring will die Flügel spreiten!*“) und „*Frühlingsnacht*“ („*Über'n Garten durch die Lüfte!*“), beide Chöre von Arthur Stubbe gesetzt. Endlich bringt der letzte (4.) Band dieser Sammlung das jagd- und reiterfrohe „*Jagdlied*“ („*Durch schwankende Wipfel!*“) im besonders schwierigen, aber zündenden Satz von Ludwig Thuille und als letztes Eichendorfflied „*Morgenrot*“ („*O könnt' ich mich niederlegen weit in den tiefsten Wald!*“) von dem früheren Bundeschormeister des Vogtländischen Sängerbundes Walter Dost.

Durch dieses Liedgut ist die Verbundenheit der deutschen Sängerschaft mit unserem Eichendorff bis in die heutige Zeit erhalten geblieben. Die Sänger seiner engeren Heimat haben diese Freundschaft als Landsleute des großen Romantikers noch besonders unterstrichen. Der seit dem 25.3.1906 als Kreis 5 des Schlesischen Sängerbundes bestehende Sängerkreis – er umfaßt in 46 Vereinen die Sänger von Neisse, Neustadt OS, Ziegenhals, Oberglogau, Leobschütz, Zülz, Tillowitz, Ottmachau, Patschkau und der umliegenden Landgemeinden – führt nach heißem Kampf mit dem Nachbarkreis

(Ratibor) den stolzen Ehrennamen „*Eichendorffkreis*“! Die Sänger des Neissegaues haben diesen Namen auch verdient. Sang doch schon der Neisser „M.G.V.“, gegründet 1847, dem alten Geheimrat unter dem bekannten Musikdirektor Stuckenschmidt ein Ständchen mit seinen unvergänglichen Liedern; demselben Verein ist auch die Anbringung der marmornen Gedenktafel am Sterbehause des Dichters zu danken. Unser Eichendorff-Freund, der Heimatdichter Rektor i. R. Beuchel, schenkte der Sängerschaft ein Kreislied „*Unser'm Eichendorff*“, das mit den tief empfundenen Worten schließt:

„Schlafe getrost, was immer auch geschieht,
Wir hüten dein Grab, wir hüten dein Lied!“

So klingt auch seit 1926 der vom Kreischormeister Joseph Thamm – Neisse geschaffene Kreissängerspruch eichendorff-begeistert durch die Lande:

„Neissegau, singe mit jubelndem Ton:
Eichendorff, heil! Unser'm Schutzpatron.“

Das innige Verhältnis des Sängers zu unserem Eichendorff erlebt wohl in diesem Jubelruf seine Krönung.

Die Wanderung durch unsere Männerchorliteratur und das deutsche Sangesleben ist damit beendet. Dreizehn Dezennien hindurch sind aus dem unversiegbaren Füllhorn des deutschen Volksliedes die Weisen unserer großen Deutschen geströmt. Sie haben in ernsten und frohen Stunden den immer liederfrohen deutschen Menschen aufgerichtet und erfreut. 130 Jahre lang haben deutsche Sänger „allüberall, wo Deutsche wohnen“ mit ihren Liedgaben das Volk begeistert und ihm die Kunst unserer Wort- und Tonschöpfer vermittelt. 75 Jahre hat der DSB. unsere Muttersprache, unser Volks- und Brauchtum gehegt und gefördert. Für viele Auslandsdeutsche war das deutsche Lied oftmals das einzige Bindeglied mit der unvergeßlichen Heimat! In allen diesen aufopferungsvollen Jahren bis zur Volkwerdung im Dritten Reich hat unser Eichendorff viel zu diesem „Sonntagsplätzchen“ der deutschen Seele beigetragen. Seine Lieder haben die deutschen Gemütswerte erhalten helfen, sie haben in der „Systemzeit“ manchen deutschen Volksgenossen an seine deutsche Art erinnert und sie sind auch heute, im Staate Adolf Hitlers, der unserer Kultur ein starker Schutzherr geworden ist, im Denkmal deutscher Gefühlsregungen: Ehrfurcht vor Gott, Liebe und Treue zum Vaterland, Verehrung der deutschen Frau und einer reinen Liebe, Heim- und Fernweh und damit Liebe und Achtung der Natur. Das ist unsere deutsche Seele! Sie kann sich im Neuen Reich, ledig aller Fesseln, endlich wieder ungehindert in ihrer Reinheit und Schlichtheit zur Sonne einer deutschen Kunst emporschwingen. Eichendorff, der deutsche Sänger, spricht heute wie einst. Seine Blüten haben Früchte getragen.

Zu Eichendorffs Sprache

Von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Kainz (Wien)

Wollte man Eichendorffs Sprachschatz und Ausdrucksbestand – und um diese ist es unserer kleinen Betrachtung vornehmlich zu tun – mit einer kurzen Wendung kennzeichnen, so böte sich dazu verlockend die Formel dar, mit der die Aufklärungsphilosophie das Wesen des Ästhetischen und des Kunstwerks umschrieb: Einheit in der Mannigfaltigkeit. Eine reiche Fülle von Ausdrucksmitteln ist einheitlich organisiert durch gewisse Lieblingsvorstellungen und deren sprachliche Entsprechungen; die Rolle, die diese stets von neuem verwendeten Worte in Eichendorffs Sprachgestaltung spielen, ist so groß, dass sie eine oberflächliche Betrachtung sogar über den tatsächlich vorhandenen Reichtum und die lebendige Mannigfaltigkeit des hier verwalteten Sprachschatzes zu täuschen vermögen. Von irgendwelcher Eintönigkeit kann aber – wir sprechen hier vom Wortschatz – nicht die Rede sein. Diese „Invarianten“ sind nichts anderes als die Auswirkungen eines stark ausgebildeten Persönlichkeitsstiles, der seine Geltung über den Bereich der Ausdrucksanordnung und -formung auch auf den der Ausdrucksmittel erstreckt. Diese statistisch unschwer festzustellende Häufigkeitsziffer bestimmter Worte ist kein Zeichen von Ausdrucksarmut und unzulänglicher Beherrschung des Reichtums der deutschen Sprache, sondern lediglich des Umstands, daß unser Dichter, von gewissen Motiven gebannt, diese stets von neuem gestaltend erörtert. Die Lieblingsvorstellungen und -wörter, wie sie durch Eichendorffs Lyrik und Versepiik, aber auch seine Erzählungen sowie endlich durch seine lebensbeschreibenden und literaturgeschichtlichen Schriften hindurchgehen, sind nichts anderes als Symbole jener zentralen Motive, die das gesamte Fühlen, Dichten und Denken der Romantik bestimmten. Eine Geistesgeschichte des späromantischen Wortschatzes hätte das zur Kenntnis zu nehmen; sie findet in Eichendorff ihre ergiebigste Quelle.

Als Beleg für die erwähnte „Invarianz“ bestimmter Worte und Wendungen führe ich einige Stellen aus seinen lebens- und literaturgeschichtlichen Schriften an, wie sie in jeder seiner Dichtungen stehen könnten; man wird bemerken, daß die immer wiederkehrenden Worte zugleich besonderheitlich romantische Vorstellungsdominanzen sind. Da ist einmal jener bekannte Großsatz aus „*Halle und Heidelberg*“: **Wo, wie in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen**

ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit, da atmete auch der Student freier auf. Weitere Belege entnehme ich seiner Literaturgeschichte, die eine das Fremdwort keineswegs verschmähende wissenschaftliche Fachsprache mit romantisch-poetischen Lieblingsworten durchdringt: Wie morgenkühl und taufriisch ist da ... der Wunderwald geschildert, wo beim Rauschen der Wipfel zwischen rieselnden Quellen und Vogelsang hohe duftige Blumen stehen. Im Naturlied, zu dem wir die zahllosen Jagd-, Hirten-, Räuber- und Wanderlieder rechnen, überrascht uns häufig, wie bei der Kindheit, ein innig vertrauliches Verhältnis zur äußern Natur und ihrer Symbolik und der tiefe Blick in die geheimnisvolle Geisterwelt der Tiere. Die Wälder rauschen wunderbar herein, die Quellen weinen mit, wenn der wandernde Handwerksbursch vom Liebchen scheidet, die Wolken bestellen Grüße aus der Fremde in die Heimat, die Nachtigall singt das Unaussprechliche und das Reh in seiner Einsamkeit hebt die klugen Augen und lauscht der nächtlichen Klage. Einmal ist von den blauen Bergen der Phantasie die Rede und das Mittelalter wird mit Worten, die aus des Dichters Lyrik wohlbekannt sind, stimmungsmäßig gekennzeichnet: War jene Zeit doch selbst eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhub, da die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur wiedererzählte, von verfallenen Burgen und Kirchen, die Glocken wie von selber anschlugen und die Wipfel sich rauschend neigten. Die Einheit seines Wortschatzes (zumindest der Dominanten desselben) in Lyrik, Novellendichtung und wissenschaftlicher Prosa könnte kaum besser dargetan werden als mit dem eben angeführten Satz und etwa dem folgenden: Die Phantasie ist die Zauberformel, um die erkannten Elementargeister heraufzubeschwören. Von weitre Liebingsworten, die in Lyrik, Novellistik und wissenschaftlicher Prosa gleicherweise anzutreffen sind, seien genannt: emporpfeilern, geheimnisvoll, Waldeshauch, stilles freies Waldlied, wunderbares Heimweh, wildfreie Waldeinsamkeit, wehmütige Todesahnung usw.; die Liste könnte noch lange fortgesetzt werden. Wollte man eine Wesensschau der romantischen Motive, Gegenstände und Stimmungen vom Wortschatz her ins Werk setzen, so böte dazu Eichendorffs Vokabular den besten Ausgangspunkt. Denn hier erscheint alles, was man in erster und letzter Näherung als „romantisch“ anzusprechen gewohnt ist: der ganze äußere Apparat, aber auch die gesamte Stimmungswelt dieser Richtung. Die Romantik ist trotz der Dies-

seitsnähe, die ihr letzter Entwicklungsabschnitt erringt, eine ausgesprochen lebenstranszendente und subjektiv-idealistische Bewegung. Wunder, Traum, Zauber haben für sie höhere Geltung als die Erlebnisse handfester Sinnenwirklichkeit. Das beweist etwa die Rolle, welche die Terminologie des Religiösen spielt und die Fülle der Ausdrücke zur Erzeugung einer märchenhaften, mystisch-träumerischen Stimmung, desgleichen die große Zahl der Zusammensetzungen mit den eben genannten Worten, die zudem bestrebt sind, ein Höchstmaß von romantischem Gedanken-, Gefühls- und Stimmungsgelalt in sich aufzunehmen. Da haben wir etwa die zahlreichen Zusammensetzungen mit Wunder-: bau, -bild, -blume, -dichtung, -geschichte, -glanz, -glänzen, -horn, -klang, -kraft, -kind, -land, -laut, -lied, -male, -morgen, -pracht, -quelle, -reich, -schätze, -schein, -tier, -vogel, -zeit; Reisewunder; wunderfein, -lieblich, -los, -reich, -selig. Wunder ist bei Eichendorff (und den Romantikern überhaupt) allgemein gebrauchtes Steigerungswort (wundersüß, -bang). Die Eigenschaftswörter wunderbar, -sam sind bei ihm minder abgeblaßt als heute, sie werden mit mehr Emphase gebraucht und auch dort verwendet, wo wir andere Beiwörter wählen: Da begann es auch im Schlosse sich wundersam zu rühren, heißt es einmal, obgleich von nichts Mirakulösem die Rede ist. Stets von neuem werden Nacht und Einsamkeit wunderbar genannt, Bäche gehen wunderbar im Dunkel, vor allem aber ist das Ferne und Entschwundene wunderbar: immer wieder ist die Rede von wunderreichen Fernen und der Vorzeit Wunderlauten. Seltsam verschlungene Wunder steigen dunkel auf, wunderlieblich zauberische Worte werden gesprochen kurz Wunder ist eines jener Zauberworte, die nach Eichendorff den poetischen Gehalt des Lebens und der Welt erschließen. In diese Gruppe der stimmungsvollen, poetischen Gehalt mit sich führenden Worte gehört das Wort Zauber selbst, das gleichfalls in einer Fülle von Zusammensetzungen erscheint: Zauberbann, -bild, -blume, -bogen, -dampf, -garten, -insel, -kreis, -klang, -lied, -macht, -meer, -netz, -nebel, -ring, -rauch, -schlaf, -schlag, -spruch, -strom, -wort; Märchenzauber usw. Auch dieses Wort erscheint in so echtromantischer Fügung wie Wecke nicht die Zaubertlieder in der dunklen Tiefe Schoß. Ein Lieblingswort der Frühromantiker magisch wird auch von Eichendorff mehrfach verwendet, gelegentlich als Verstärkungswort: magisch wilder Fluß. Das Wort Traum – und zwar nicht nur als Bezeichnung des psychophysischen Ausnahmezustands und als Inbegriff der Bewußtseinserlebnisse während des Schlafs, sondern als Sammelbezeichnung für ein der Wirklichkeit übergeordnetes Reich irrealer, aber mit höherer Wesenhaftigkeit ausgestatteter Begebenheiten – ist gleichfalls eines jener schöpferischen Zauberworte Eichendorffs: Traublume, -gesellen, -lied,

-schloß, traumestrunken sind einige jener stimmungsvollen Zusammensetzungen, in denen es erscheint. Wie das Wort *Traum* in einem höhern und allgemeineren Sinn verwendet wird, so erhält auch das Wort *Nacht* bei Eichendorff eine Bedeutung, die vom Alltagsinn wesentlich abweicht. Zunächst ist sie Ort und Symbol alles Geheimnisvollen, dann aber auch der Gegensatz zur Helle des Tages und des Verstandes. Sie ist jene geheimnisvolle Macht, die das geistige Auge des Romantikers öffnet und ihn Dinge sehen läßt, die dem leiblichen Sehorgan verborgen bleiben. Freilich ist sie daneben auch jener Abschnitt im Zeitablauf, der die Dinge erst dadurch richtig poetisch macht, daß er ihre Umrisse auflöst und im geheimnisvollen Dunkel verschwimmen läßt. Wenn indes E. Fiesel die Meinung vertritt, die Nacht sei für Arnim, Brentano und Eichendorff nicht mehr das Sinnbild der unendlichen Tiefe und die Verkünderin von Geheimnissen, welche nur mit dem innern Auge erblickt werden können, was nunmehr geschildert und mit Träumen und Bildern belebt werde, sei einfach die nächtliche Landschaft, so überspitzt sie einen richtigen Gedanken, um dem Gegensatz von transzendentaler und diesseitiger Romantik auch auf diesem Teilgebiet zur Geltung zu verhelfen. Vielmehr sind bei Eichendorff noch durchaus beide Bedeutungen dieses Wortes anzutreffen, wenn auch die in Hardenbergs „*Hymnen*“ geübte Metaphysizierung der Nacht mehr und mehr zurücktritt. Einige Zusammensetzungen: *Nachtblume*, -*gesang*, -*gesicht*, -*kühle*, -*lied*, -*luft*, -*spuk*, -*wanderer*, -*zauberer*; *Wetter-*, *Raben-*, *Gespenssternnacht*. Bemerkenswert sind auch die Beiwörter, mit denen dieses Wort mehrfach vereinigt erscheint: *dunkelgrüne*, *dunkelfeuchte Nacht*. Mit der Nacht ist für das Denken und Fühlen der Romantiker der *Tod* eng verbunden. Dieser Ausdruck kommt sehr häufig und in verschiedenen Zusammensetzungen vor, ein Beweis, daß die lebensstranszendente Weltanschauung des religiösen Spätromantikers die Todesvorstellung nicht flieht und nicht euphemistisch zu umschreiben braucht: *Todesbraut*, -*engel*, -*flammen*, -*gewühl*, -*kuß*, -*lust*, -*not*, -*schönheit*; *todestrunken*. Gelegentliche Nachklänge der bei Novalis und Z. Werner besonders deutlichen Todeserotik sind auch bei Eichendorff spürbar. Auch zur Fachsprache der romantischen Innerlichkeit liefert sein Sprachschatz Beiträge, wenngleich in kennzeichnend geringerm Maß als der der Frühromantiker: *innerer Reichtum*, *innere Narrheit*. Innerlich ist gleichfalls beliebtes Verstärkungswort: *innerlich heftig*. – Die romantische Dichtung ist eine Poesie der Sehnsucht, nicht des Besitzes. Diese Bestimmung trifft auf Eichendorff zu wie nicht bald auf einen Romantiker. Seine Sehnsucht ist eine solche, der jedes bestimmte und erreichbare Ziel fehlt, eine vage, schwärmerische Sehnsucht, die als solche genossen wird. Sie richtet sich in erster Linie auf räumliche

und zeitliche Fernen; dem Erlebnis der Ferne ist ja Eichendorff in ganz besonderer Weise gefühlspflchtig. Das Längstvergangene und -verklungene, das in dämmernder Weite Liegende, kaum noch zu Ahnende ist dieser Sehnsuchtsdichtung wichtiger als das im Jetzt und Hier mit Händen zu Fassende. Daher spielen Ausdrücke wie **schaurig-süße Sehnsucht, Ahnung, Heimweh, Heimatklänge, längstverklungenes Lied, duftige Talferne, fernes Stromesrauschen, Märchenwelt** usw. eine besondere Rolle. Kennzeichnend für den Sprachgebrauch der Romantiker ist es weiter, daß sie der Wortsprache nicht die Fähigkeit zutrauen, alles, was zu sagen wäre, auszusprechen, den gesamten Reichtum der Stimmung zu erschöpfen: daher immer wieder Wendungen wie **unaussprechliches Heimweh, unaussprechlich klar, unennbares Weh, unsagbare Sehnsucht, ahnendes Schweigen** usw. Eichendorff bezeichnet es einmal sogar ausdrücklich als „falsches Streben“, das Unaussprechliche auszusprechen und das Undarstellbare darstellen zu wollen. Einen weitem Wesenszug der Romantik hat man darin gesehen, daß sie nicht auf bestimmte, in sich geschlossene Vollendung, sondern auf **grenzenlose Unendlichkeit** ausgeht; auch dafür bietet Eichendorffs Sprachgebrauch Belege mit den immer wiederkehrenden Wendungen **unendliche Sehnsucht, unbestimmte Knabensehnsucht, grenzenloses Abendrot, grenzenlose Einsamkeit, grenzenlos still, unermeßliche Aussicht**. Aus der Häufung solcher Ausdrücke vermag eine Seelendeutung des Stils wichtige Schlüsse zu ziehen. Zu diesen wehmütig-zerfließenden Stimmungen, welche die Romantiker pflegen und hätscheln, gehört das Gefühl der Einsamkeit. Wie Novalis und Tieck flüchtet Eichendorff zuzeiten (nicht immer) in die **Wald-, Meeres-, Berg- und Felseneinsamkeit**. Was der romantische Einsiedler flieht, ist der Betrieb, das **Weltgetümmel**; gegen frohe Geselligkeit im Kreise gleichgestimmter Seelen hat er nichts einzuwenden.

So wichtig die eben erörterte Fachsprache idealistischer Lebenstranszendenz für Eichendorffs Wortschatz ist, so beherrscht sie ihn doch nicht zur Gänze, sondern teilt sich mit den Bestrebungen eines lebensfrohen, diesseitsbejahenden Spätromantikertums in die Herrschaft. Seine Helden suchen das romantische Wunderbare nicht so sehr in einem Reich des Traums und der phantastischen Unwirklichkeit, auch nicht in der Vergangenheit, sondern vor allem in räumlichen Fernen. Sie erwandern das Wunderbare, suchen es in fremder Gegend, neuen Begegnungen und Begebenheiten. Die romantische Sehnsucht in die Ferne kommt nirgends stimmungsvoller zum Ausdruck als in Eichendorffs Wanderlyrik und der Wanderpoesie seiner Novellen. Auch der Wortschatz gibt mit seinen zahlreichen Zusammensetzungen mit dem Wortstamm **Wander**-Zeugnis von des Dichters zustimmender Einstellung zu dieser Tätigkeit: **Wandersmann**,

-schaft, -kleid, -dichter, sangesfrohe, sangreiche Wanderung, wandermüde. Diese Wanderzüge führen den Wanderer durch Gottes freie Natur, vor allem durch Gebirge und Wald. Eichendorff ist der Dichter des deutschen Waldes, was auch wortstatistisch zum Ausdruck kommt. Von den überaus zahlreichen Zusammensetzungen mit Wald(es) – seien erwähnt: Waldabhäng, -berg, -bach, -beere, -brausen, -braut, -dunkel, -frau, -geselle, -garten, -geist, -grün, -grund, -gegend, -gruß, -horn, -hornsklang, -hornslaut, -hauch, -herberge, -höhle, -hort, -kapelle, -könig, -kloster, -kranz, -laut, -lieb, -lust, -mädchen, -mann, -mühle, -nacht, -pfad, -pracht, -quelle, -revier, -rauschen, -schauer, -schloß, -schluft, -schlucht, -tal, -vögel, -weg, -weise, -wiese, -wipfel, -wärts; Eichenwald, Sagenwald, Dichterwald, Heimatwald usw. Die frische Reiseluft, die den Wanderer umweht, bläst aber nicht nur vom Wald, sondern auch von den Bergen her. Von diesem haben es besonders die Felsenberge dem Dichter angetan (Felsenbogen, -kranz, -mauern, -tal, -wand.) Besonders schön ist das Wandern am frühen Morgen, wenn die erste Sonne die Wipfel vergoldet, doch auch des Nachts, wenn der Mond die dunkle Landschaft zauberisch erhellt. Die Vorliebe Eichendorffs für diesen so echtromantischen Himmelskörper spiegelt sich auch im Wortschatz: mondbleich, -beglänzt, -scheinblaß, -scheinwüchsig, -scheinwüchsig, Mondenblick, -glanz, -scheinduft, -scheinzauber, -scheinregenbogen, mondbeglänzte Einsamkeit. Von den Jahreszeiten ist die zum Wandern tauglichste der Frühling, den Eichendorff vor allem liebt: Frühlingsandacht, -bühne, -dämmerung, -gesellen, -gruß, -hand, -grüßen, -luft, -nacht, -welle usw. Unter den Begegnungen und Erlebnissen, die der romantische Wanderer unterwegs hat, lassen sich gewisse Hauptmotive immer wieder feststellen; einsame Waldherbergen, Försterhäuser, Waldmühlen, Waldschlösser, abgelegene Burgen und Ruinen sind als Lokal besonders beliebt. Kennzeichnenderweise arm ist der Wortschatz an Bezeichnungen für die Unannehmlichkeiten und physischen Beschwerden des Wanderns; nur zu parodistischen Zwecken wird dergleichen jemals hervorgehoben. Die romantischen Wanderer befinden sich meist in froher Gesellschaft und wie die frühen Romantiker die Reize des Sympoetisierens und Synkritisierens priesen, so rühmen die späteren die Herrlichkeit gemeinsamen Festefeierns und Wanderns.

Der Wortschatz läßt ferner einen Schluß zu, welche Farben unser Dichter besonders liebt: blau (als die Farbe der verdämmernden Ferne, die stets von neuem die Sehnsucht des Romantikers wachruft) und grün (die Farbe des Waldes und der Frühlingsnatur). In der „Kanzone“ kommen in 50 Versen folgende Farbangaben vor: durch die Bläue, des Lenzes grünes Reich, auf blauem Fluß, den grauen Winter,

grün und kühl, grüne Schwüle, des Mittags blaue Burgen, blaue Winde, durchs Grün gegangen, Abendrot der Wangen, morgenrote Stunden, im grünen Grund, den blauen Fluß, die alten Klänge grün um ihn geschlagen. Das alles sind natürlich keine realistisch-kennzeichnenden, sondern lediglich Stimmungsfarben. Immer wieder findet man solch vages Stimmungskolorit: blaue Tage, Lüfte, Fernen, Schwingen, Winde, Berge; grüne Netze, Scheine, Weiten, Fernen. Mehrfach verbindet sich blau mit dem gleichfalls beliebten romantischen Motiv des Dunkels. Das Stimmungserlebnis des Dunkels künden uns Ausdrücke wie dunkelleuchtend, schauersüßes Dunkel usw. Häufig ist die Verwendung des Ausdrucks golden, bei dem aber gleichfalls das farblich-optische Moment zurücktritt hinter dem stimmungsmäßigen (goldne Ströme gehen). Mehrfach erscheint die Farbangabe golden als Bestandteil synästhetischer Erlebnisse (Die Sterne selbst vor großer Sehnsucht golden klangen).

In einem frühen Gedichtentwurf findet sich der Dreiklang grün, gold, blau (grünende Au, goldene Brücken durchs Blau geschlagen). Romantische Synästhesien spielen bei Eichendorff überhaupt eine große Rolle. In dem Gedicht „*Sehnsucht*“ wird die Frage aufgeworfen: Sind die Farben denn nicht Töne und die Töne bunte Schwingen? Oder wir finden in einer Novelle die Wendung ...die mit weiten offenen Augen in die Klänge vor sich hinaus sah. Den Gesamtbestand seiner Lieblingsworte und -vorstellungen könnte man aus gewissen ausgesprochen romantischen Bildern erfassen, wie sie bei ihm so häufig sind: Die Gegend lag in der abendroten Dämmerung wie ein verworrenes Zaubermeer von Bäumen, Strömen, Gärten und Bergen, auf dem die Nachtigallen gleich Sirenen schifften. Oder: der Prinz sprach ununterbrochen so wunderliebliche und zauberische Worte, gleich sanfter Quellen Rauschen, kühlelockend und sinneberauschend, wie Töne alter Lieder aus der Ferne verführend herüberspielen. Ferner: die Nacht dehnte langsam die ungeheuren Drachenflügel über den Kreis der Wildnis unter ihnen, die Wälder rauschten dunkel aus der grenzenlosen Stille herauf.

Fast die gesamte Bildlichkeit Eichendorffs steht im Dienst jener echtromantischen Zentralmotive und -stimmungen, die sein ganzes Dichten beherrschen und die er auch bei seinen Lesern mit suggestiver Gewalt zu erregen weiß. Minor hat sie in seinem Jubiläumsaufsatz über Eichendorff gut beschrieben und so treffend zusammengefaßt, daß ich mir jede Wiederholung sparen kann. Die Vorliebe des Dichters geht indes nicht nur auf die mit romantischem Vorstellungs- und Gefühlsgehalt sozusagen bis zum Bersten angefüllten Ausdrücke – die wichtigsten davon haben wir eingangs aufge-

zählt –, sondern er zeigt auch deutliche Neigung, an sich stimmungsgleichgültige Worte stets von neuem zu verwenden. So ist etwa **gehen** ein ausgesprochenes Lieblingszeitwort unseres Dichters, das in verschiedenartigsten Verbindungen erscheint: **Quellen, Bäche, Mühlen, Ströme, Mühlräder gehen**, aber auch **Morgenglocken** und **Töne**. Aus den immer wieder verwendeten Tropen, Vergleichsbildern und Schilderungsbestandstücken ist längst deutlich geworden, daß Eichendorff nicht als Augenmensch, sondern als auditiver Veranlagungstypus anzusprechen ist. Die Gehörseite der Welt wird ihm vor allem wichtig: besonders gern benutzt er akustische Eindrücke zur Stimmungsfärbung (Hörnerklang, Gesang, Lautenspiel, das Plätschern der Bächlein, das Rauschen verschlafener Brunnen, das Klappern der Mühlräder, vor allem aber die Stimme des heimatlichen Waldes, vom Rauschen der Wipfel an bis zum Schlagen der Nachtigallen).

Was ferner eine gewisse Einheit in seinen Wort- und Motivschatz hineinbringt, ist die Tatsache, daß seine Helden zum großen Teil einer Berufsgruppe angehören, die man im weitesten Wortsinn als die der Musensöhne bezeichnen könnte: Studenten, Künstler (vor allem Dichter und Maler) und solche, die es werden wollen, Jägerbuschen und junge Adlige, die *procul negotiis* frei ihren romantischen Neigungen leben können, die Zeit, Geld und Neigung haben zu ziellosen Reisen in die weite Welt: **Antiphilister** mit einem Wort. Ebenso wenig wie unter seinen handelnden Personen der eigentliche Berufsmensch, spielt unter den Schauplätzen seiner Dichtung die Stadt eine maßgebende Rolle. Für deren Anliegen fehlen ihm die Fachausdrücke. Desgleichen ignoriert er wortschatzmäßig bestimmte Jahreszeiten wie vor allem den Winter. Diese Motivenschau, die vom Wort- und Wendungsschatz Eichendorffs ausgehend, seine lyrischen und epischen Hauptanliegen und -themen zusammenstellt, braucht hier nicht weiter fortgeführt zu werden. Diese Arbeit ist bereits mit Glück und Feinsinn geleistet in den Schriften von Hoerber, Krüger, Minor, Nadler u. a., auf die hier mit Nachdruck verwiesen sei.

Die im Vorhergehenden aufgezählten motivischen und wortschatzmäßigen Dominanzen sind das einheitsstiftende Moment in Eichendorffs dichterischer Sprache. Nun gilt es noch, einige der Mittel kennenzulernen, durch die Eichendorff seinem Ausdrucksbestand lebendige Fülle, abwechslungsreiche Mannigfaltigkeit zu geben unternimmt. Wie sehr es dem Dichter auf Ausdrucksreichtum ankam, welchen Wert er auf Ausdrucksfülle legte, sieht man am besten daraus, daß er ihretwillen das Fremdwort in Kauf nahm. Fremdworte finden sich beim ihn großer Zahl und damit gleicht er mehr den Frühromantikern als den stärker auf Sprachreinheit bedachten Spätromantikern.

Indes liegen derartige Bräuche noch immer im Stil der Zeit, und im Vergleich etwa mit den Jungdeutschen ist seine Sprache verhältnismäßig fremdwortarm. Besonders zahlreich sind die Fremdworte in den nichtdichterischen Schriften. Eine kleine Auslese: Bildungsphasen, Produzent und Konsument, Nationalkalamität, Sukzeß, Spurcismen, Reverbère, Wutsponsade; influieren, purifizieren, luxurieren, trist, gentil, desolut, affabel, struppiert, rustikalisch, janisch, perfektibel, exilieren, beneventieren, sponsieren; massiver Boden, allegorische Dichterprätension, ideale Totalität, perfide Eskamotage, Emypreum der modernen Kultur, epinöse Anstellung, negative Demonstration, asthenische, radikal-prosaische Gesinnung, Trivialschule der Realien, frivole Libertinage, automater Hofmeister, markalste Reichsprosa, Impotenz der Phantasie, flexible Empfänglichkeit, insularische Abgeschlossenheit; innerhalb des schlesischen Adels werden einmal die Gruppen der Exklusiven, Präntiösen und Extremen unterschieden. Als Beispiel für die Anschoppung einzelner Sätze mit Fremdwörtern führe ich folgende Stelle aus seiner Literaturgeschichte an: Die Reformation ... hat die revolutionäre Emanzipation der Subjektivität zu ihrem Prinzip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschland mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen. Daß zur Schilderung des damaligen Gesellschaftslebens, der Mode, zivilisatorischer Errungenschaften usw. häufig Fremdworte verwendet werden, ist fast selbstverständlich (Ressource, Posche, Kondukteur). Weniger selbstverständlich, sondern eher befremdlich ist es, daß sie auch in den lyrischen Gedichten nicht ganz fehlen, wenn sie auch dort ungleich seltener sind. Sie kommen sogar in der ausgesetzten Stellung des Reims vor: liberal (: ideal), manierlich (: spazierlich), Resonanz (: Kranz), Komponist (: ist), Kabinett (: Himmelbett), Tamburin (: ziehn), Instrument (: Firmament), Kreaturen (: Konturen), pausieren (: musizieren). Dergleichen Bräuche sind in der späteren Romantik nicht ganz selten; man denke an den Reim neutral (: Wahl) bei Brentano. In Eichendorffs Versnovelle „*Robert und Guiscard*“ findet sich der Vers Vom Saale her schallte roher Toasts Gelächter. Außerhalb des Reims stehen Fremdworte wie skandieren und salutieren usw. Indes fehlt es nicht an Zeugnissen, daß Eichendorff die Fremdworte als Fremdkörper im Fleisch der Sprache zu empfinden beginnt; man sieht das an der Häufigkeit, mit der er sie zu komisch-parodistischen, satirisch-ironischen Zwecken verwendet. Als Überleitung dazu dienen jene im halbspöttischen Dialog so zahlreichen saloppen Fremdworte

wie kolitische Nüsse, proselytenmacherischer Emissär. Ein wahres Schwelgen in parodistisch gebrauchten Fremdworten kennzeichnet die Schilderung des ästhetischen Tees in „*Krieg den Philistern*“, wo Sätze verzapft werden wie der folgende: Goethe ist und bleibt die potenzierte Vitalität, die in dem Umschwung ihrer universellen Polarität den Reflex aller Zeiten und Zonen im Zentrum objektiviert. Und wenn zur Schilderung der „feinen“ Lebensform adliger Damen (z. B. des Fräuleins Sibylle in „*Libertas*“) französische Fremdwörter gehäuft werden, so ist die spöttische Absicht gleichfalls deutlich (Neveu, Parasol, Waise von Distinktion, emigrieren, embrassieren usw.). Desgleichen erscheinen abgedroschene Fremdwörter bei ihm mit merkbarem Ironievorzeichen (ästhetisch, genial, Idee). Die Romantik liebt – nach dem Vorgang des Barock, wo der *Horribilicribrifax* von Gryphius gute Belege liefert – bestimmte sprachkomische Wirkungen, die durch barbarisch bildungslose Entstellungen von Fremdworten zustandekommen: Tiecks *Vittoria Accorombona* sei als Beispiel genannt. Vereinzelt findet sich Ähnliches auch bei Eichendorff: Tausend Parlament .. Schändlichmens, Lordmajors oder Oberstlieutenant .. ich nehme nicht tausend Pfund Sperling für den Skandal. Bemerkenswert ist, daß Eichendorff für eine Reihe geläufiger Fremdwörter gute Verdeutschungen kennt (Stubengerät für Möbel, Meublement, Erziehungshaus für Institut, Pensionat usw.).

Von übertriebenen Sprachreinigungsbestrebungen allerdings will er ebensowenig wissen wie Brentano; er verspottet sie durch allerlei komische Übersetzungslehnwörter (ausbrusten – expektieren, verzweideutigen – kompromittieren). Es ist kein Zweifel, für ihn lieferte die Verwendung von Fremdwörtern gewisse sprachästhetische Erträge (Möglichkeit des Ausdruckswechsels, Steigerung der bunten Mannigfaltigkeit im Wortschatz) und so hielt er an ihr fest, obgleich ihm, wie eben die Heranziehung der Fremdworte zu komischen Wirkungen zeigt – die Problematik des Fremdwortgebrauchs zum Teil wenigstens bereits aufgegangen war.

Lizenzen und dichterische Freiheiten finden sich bei Eichendorff nur vereinzelt. Hoch- und gemeinsprachliche Regelrichtigkeit ist nach seiner Ansicht Hauptbedingung und -voraussetzung sprachlicher Schönheit. Unrichtige Formen: Böte (statt Boote), schöne Frauen, der Monden (beides erster Fall Einzahl), einsam Engel, seltsam Töne (beides Mehrzahl); entbrennte (Mitvergangenheit), der Himmel borst. Harte Synkopen finden sich gelegentlich in Jugendgedichten (ein'n wunderlichen Alten, lob'n und fechten). Mehrfach werden die Vorsilben zusammengesetzter Verba auch in solchen Formen vom Zeitwortstamm entfernt, wo dies selbst bei trennbaren Zusammensetzungen nicht angeht; desgleichen wird die Stellung der Vor-

silben frei behandelt (droben wird der Herr nun bald / an die Lichter zünden; wenn alle Wälder schliefen / er an zu graben hub). Auch mit den üblichen Betonungen erlaubt sich Eichendorff vereinzelt gewisse Freiheiten: so erscheint bei ihm, was aus dem trochäischen Metrum die Sicherheit festzustellen ist, das Wort **Rokoko** einmal in der Betonung Rokóko. Mundartliches ist ganz selten. Eichendorff schreibt mit Bewußtsein die Gemeinsprache seiner Zeit. Daß sich mit der Mundart auch hohe und ernste Wirkungen erzielen lassen, nimmt er für sein eigenes Dichterschaffen nicht zur Kenntnis; darum meidet er auch das heimatliche Schlesisch, das ihm nicht mehr zur Verfügung stellen darf als hin und wieder einen vereinzelt Ausdruck. Eher macht er – gleichfalls meist zu komischen Zwecken – eine Anleihe bei fremden Mundarten. So spricht etwa die Marketenderin Hegesa in „*Krieg den Philistern*“ ständig in Berlinismen und verwechselt den dritten und vierten Fall. Der Wiener Mundartausdruck **talket** bei Eichendorff ist oft bemerkt worden. Wienerisch ist ferner das Wort **grauslich**. Gelegentlich erscheinen Kontaminationen von mundartlichen und hochsprachlichen Formen: so ist etwa das Eigenschaftswort **genaschig** entstanden aus einer Durchdringung von genäschig und wienersich g'naschti(g), die **Gems** ist eine Mischung von hochsprachlich die Gemse und bayrisch-österreichisch die Gams. Vulgarismen und saloppe Alltagsausdrücke sind gleichfalls ganz selten: **moralischer Salm**, **duse** (zart, leise), **schmachtisieren**; W. v. Humboldt wird mehrfach mit dem Epitheton **spiköpfigt** belegt. Über Herkunft und Bedeutung der **Guckmäste** (= eine Art *laterna magica*?) bin ich mir nicht ganz klar. Eine Häufung rotwelscher Fachworte enthält die Erzählung „*Die Glücksritter*“: **Klebis** (Pferde), **Santzen** (Edelleute), **Hautz** (Bauer), **Kummerer** (Kaufleute), **Schwärze** (Nacht), **Quin** (Hund), **Schöcherbeth** (Wirtshaus), **Massen** (Geld), **Lenninger** (Soldaten), **Glestrich** (Glas), **Gleicher** (Gesell), **Madium** (Ort), **gefunkelter Johann** (Branntwein), **grandige Kuffen stecken** (tüchtige Prügel verabreichen), **schwänzen** (reisen), **schlunen** (schlafen), **alchen** (sich trollen), **bracken** (stehlen), **schöchern** (trinken), **barlen** (sprechen). Diese Gaunersprache setzt sich bekanntlich zum Großteil aus hebräischen Bestandteilen zusammen; aus dem Jiddischen stammt das Wort **schofel**, das sich bei Eichendorff gelegentlich in wegwerfendem Sinn findet. Einmal wird zu Zwecken der Verspottung auch die jüdisch-deutsche Wortstellung nachgeahmt: **Man muß nur haben Verstand**, sagt Herr Pinkus in „*Libertas und ihre Freier*“.

Für den Sprachschatz der Spätromantiker ist es kennzeichnend, daß in ihm alte r-

tümliche Worte eine beträchtliche Rolle spielen. Das findet sich bei Eichendorff auch, obgleich in geringerem Maß als etwa bei Brentano. Da lesen wir Ausdrücke wie **Knollfink**, **gassaten**, **Schildereien** (Gemälde), **schalkisches Wohlgefallen**, **öde** (in der alten Bedeutung grausig: es erschallt öde durch das Schloß), **Schnappsackspringer**, **minneselig** usw. Um die schlicht-naive Sprache des Volkslieds zu treffen verwertet er hin und wieder dessen altertümlichen Ausdrucksbestand (**viel tausendmal**, **der liebste Buhle**) und Formen (**sein Roß tät stille grasen**, **verklungen**, als Mehrzahlform der Mitvergangenheit, **von sammen scheiden**). Gelegentlich verwendet er die alten Wortnebeneinanderstellungen, die eine Vorstufe zur Zusammensetzung bilden (**in Berges Tiefen**). Daß sich Eichendorff der Archaismen in geringerem Ausmaß bedient als andere Spätromantiker, wurde schon gesagt. Dazu stimmt es gut, daß er sich über den treuherzig-schlichten Chronikenton, der bei Brentano so stimmungsvoll zur Geltung kommt, einmal sogar lustig macht. Dabei werden der Romantik ansonst teure Vorbilder mit gutmütigem Spott bedacht. Als Beleg folgende bekannte Stelle: Als heut die ersten Morgenlichter begannen zu schimmern, zog ich das Glöcklein meiner Klause und blätterte mit einfältigem Gemüt im Jakob Böhme, hatt auch ein saubres Pergament bei mir liegen, auf dem ich die Gedanken, so mir befielen, abzuschildern suchte – da wurden die Nebel wie mit tausend Strahlen beseitigt und es schien eine dauernde Klarheit zu erstehen. Hier ist mit echtromantischer Laune Jakob Böhmesche Terminologie zu einer Wettervorhersage verwendet. Kein Archaismus, sondern einfach konservativerer Sprachgebrauch liegt vor, wenn Eichendorff einzelne Worte und Fügungen im Sinn des 18. Jahrhunderts benützt: **schmauchen** (rauchen), **sich prostituieren** (sich bloßstellen), **das hohe Wort führen**. Im Anschluß an diese kurzen Bemerkungen seien einige Worte verzeichnet, die seit ihrer Verwendung bei unserm Dichter ihre Bedeutung geändert haben: **gemein** erscheint bei ihm noch im harmlosen alten Sinn alltäglich; **abnehmen** (=erkennen); **künstlich** (=kunstvoll, **künstlich tanzen**, **singen**); **häufig** (=in Massen); **englisch** (=engelhaft); **genau** (=eng, genaue Verbindung); **einfältig** (=redlich, unverstellt); besonders merkwürdig ist die Bedeutung von **irren**, das etwa in der Wendung **irrender Ritter** nicht die Bedeutung von errare, sondern von itinerare hat. **Irrzüge** sind romantisch frei dahinschweifende Wanderungen ohne Bindung durch Zweck und festes Ziel; die Wendung **irre von vergangenen Tagen sprechen** würde gänzlich mißverstanden, wollte man hier die moderne Bedeutung (=geistesgestört) einsetzen, es bedeutet vielmehr: mit vag schweifender träumerischer Sehnsucht. In diesem

Sinn spricht Eichendorff auch von **irrenden Liedern** und gebraucht Wendungen wie **irres Singen** und **das Horn irrt**. Diese Verwendung des Wortes **irren** ist allgemein romantisch. In A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen heißt es einmal: **Für diesen irrenden Gang, diese nachlässigen Schönheiten hatte der Römer keinen Sinn**; gemeint ist das freiere, nicht durch ein strenges Gesetz gebundene Dahinschweifen griechischer Verse. Das Wort **Redensart** hat in der Eichendorffischen Fügung **der Sterne heilige Redensarten** einen unabgedroscheneren Sinn als heute. **Entglimmen** wird damals auch transitiv gebraucht (=entzünden; **es hat der Krieg den Funken kühn entglommen**). Die Vorsilbe **ver-** erscheint gegenüber dem heutigen Sprachgebrauch mehrfach in geänderter Verwendung; manchmal steht sie dort, wo heute allein **er-** zulässig ist (**und als nun verklommen die Gründe**); hier hat die Vorsilbe einfach perfektivierende Wirkung; die in ihrer Dauer nicht begrenzte Handlung des Klimmens wird als zu einem abschließenden Ergebnis führend bezeichnet. Manchmal würde es zu ausgesprochenen Mißverständnissen führen, wollte man die Eichendorffsche Verwendung dieser und anderer Vorsilben im heutigen Sinn verstehen. In dem Satz etwa **da stürzten halbverkleidete Studenten mit Rapiere und Knütteln aus allen Türen** heißt **verkleidet** natürlich nicht maskiert, sondern angekleidet. **Ein Verdienst verschränken** heißt es einschränken, mindern. Die heutige Wendung in jemand verschossen sein lautet bei Eichendorff in **jemand geschossen sein**. Die Nachsilbe **-isch** zeigt sich mehrfach ohne die damals schon im Durchdringen begriffene spöttisch-herabsetzende Bedeutung, so daß **kindisch** etwa ganz harmlos im Sinn des heutigen **kindlich** zu verstehen ist. Die Nachsilbe **-lich** erscheint in Verwendungen, wie sie unser Sprachgebrauch nicht mehr zuläßt: von **erquicklichen Früchten** und einem **innerlich vergoldeten Becher** können wir heute nicht mehr sprechen. **Innerlich** ist – ganz im Sinn der romantischen Innerlichkeitsterminologie, von der schon die Rede war – ein Lieblingswort des Dichters; zugleich aber wird es Angriffsgegenstand des romantischen Ironisierungstriebes, so wenn etwa einmal von dem **Innerlichen einer Blutwurst** die Rede ist. Das damals in seiner unspöttischen Verwendungsmöglichkeit absterbende Eigenschaftswort **alfränkisch** hat bei Eichendorff noch die hamlose Bedeutung **altertümlich**. **Glatteis** besitzt noch nicht die heutige Sonderbedeutung, sondern enthält lediglich eine pleonastische Verstärkung des schon im Wort **Eis** liegenden Inhalts. **Note** muß damals in allgemein üblicher metonymischer Verwendung auch die Bedeutung **Melodie, Gesang, Lied, Musik** gehabt haben, wenn Eichendorff sagen kann: **Eine frische Reisenote durch Wald und Herz erklingt** oder **er singt eine schöne Note**. Das heute fast nur in übertragenem Sinn mögliche Eigenschaftswort

feenhaft erscheint bei Eichendorff noch in wörtlicher Verwendung. Die Zither dürfte damals ein lautenähnliches Instrument gewesen sein. **Einsprechen** wird noch im alten Sinn (einkehren, sich zu Gaste laden) gebraucht. **Aufducken** (auftauchen), **sich aufführen** (sich vorstellen), **etwas überschauen** (verächtlich herabsehen auf etwas) sowie verschiedene andere Wörter und Wendungen erscheinen bei Eichendorff in der damals allgemein üblichen Bedeutung; dagegen sind **Merker** (bei ihm landwirtschaftliche Aufseher) und **Janhagel** (wirrer Haufen, aber nicht nur von Angehörigen des Mobs, sondern auch der feinen Gesellschaft: **als sich die Bahn mit einem Janhagel junger Männer verstopfte**) wohl nicht allgemein in diesem Sinn verwendet worden. Das Wort **Zote** hat im Sprachgebrauch unseres Dichters noch nicht die heute zur Herrschaft gelangte Bedeutungsver schlechterung mitgemacht, es heißt lediglich abgedroschener Gassenhauer (**Gleich daneben stand auf einer andern Tafel die erste Strophe von „Freut euch des Lebens“ usw. nebst einiger anderen Zoten**). Von Wendungen, die bei Eichendorff üblich, heute aber ausgestorben sind, erwähne ich **jemand in den Sack sprechen**. Angeführt sei die auch bei Kleist anzutreffende, gelegentlich falsch verstandene Wendung **mir schießt das Blatt**; sie kann nicht heißen „ich werde aufmerksam“ – so deutet sie ein Aufsatz in der *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* – sondern „mir geht ein Licht auf“ (**da schoß der Gräfin endlich das Blatt**).

Ungleich wichtiger als die Bereicherung des Wortschatzes durch altertümliche, mundartliche, verkehrs- und sondersprachliche Ausdrücke sind für seine Sprache die Wortneubildungen: neue und seltene Worte spielen in seiner Sprache eine große Rolle. Eichendorff selbst ist sehr geschickt und fruchtbar im Bilden neuer Worte; dabei handelt es sich nicht bloß um einfache Zusammenschreibungen, sondern mehrfach auch um echte Zusammensetzungen und wahrhaft schöpferische Ausnützung der reichen wortbildnerischen Fähigkeiten unserer Muttersprache. Ebenso bereit und aufgeschlossen ist er aber auch im Aufgreifen der Neuschöpfungen anderer, wobei natürlich die Bildungen seiner romantischen Dichtergefährten in erster Linie berücksichtigt werden. Auch seltene Worte werden gern verwendet. Das folgende Verzeichnis neuer und damals noch verhältnismäßig seltener Worte erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit; es will nicht mehr geben als Proben, berücksichtigt dafür aber alle Typen, von der ephemersten Gelegenheitsbildung, dem spöttischen Einfall einer boshaften Augenblickslaune bis zur wohlherwogenen Bereicherung des deutschen Wortschatzes.

Hauptwörter: **Adlerperspektive**, **Allerweltspoesie**, **-schule**, **Angstmauer** (übervorsichtige Baukonstruktion), **Bangnis**, **Blütenmeer**, **Buchenhalle**, **Blumen-**

krone, -gesang, -zinne, Bluteswelle, Blutfahne, Blütental, Bewillkommnungsgetümmel, Bettelmuse, Brantweinzipf, Begriffsgestalt, Beischmuck, Drucker (Pointe), Donnerruf, Eisenbraut, -quell, Erdenleid, Familienglückverächter (komische Umschreibung für Junggeselle), Farbenlicht, Feenburg, Felsenluft, -mauer, Feuermann, Feuergestalt, grüne Freiheitsburg (Berg), Flammenkrone, Freudenquell, Gebirgsgeist, Gedankenblitz, Geisterblick, Gemütslage, -trockenheit, Hausfrömmigkeit, Heimatsfieber, Heerschild, Heldenlust, Hexenpacht, Höhenrauch, Himmelsfechter, -licht, -schein, Jagdgesindel, Jägerlust, Jammerspiel, Katzenatur, Kleinmeister, Kriegsgurgel, Kunstseele, Landläuferin, Lebenstraum, Leseböbel, Liebesturm, Liebestücke, Liedertafel, Lobestunde, Luftbad, Lustrevier, Mannesmuskel, Mädchenschau, Medusengewalt, Metallfürst, Meerfey, Mondscheinprovinz, Moosbett, Mordgesicht, Morgenblitz, -brand, -flammen, -leuchten, -schimmer, -schönheit, Mutterboden, Nachsommer, Nebelferne, -kuppe, Opferzopf, Paß (=Passepoil), Plundermarkt, Poesierer, Regenbogenbrücke, Ritterbild, Rührei, Sagenwelt, Sangesbaum, -mund, Schalkstat, Schmachthahn, Schluff, Sehnsuchtsschauer, Selbstgott, Sinnenfesseln, -spiel, Staubgeburt, Sternenmantel, Stromeskühle, Sturmkopf, -beutel, Tafellied, Talggrube, Tanzplan, -grube, Taubenherz, Todeszunge, Traumblüte, Trübnis, Tückelauern, Unwirtschaft, Verschlimmbesserung, Verdampfung, Vertretungsstaat, Völkerindividuum, Volksfrömmigkeit, -fest, Weltbildung, -drama, -eitelkeit, -gewühl, -geschick, -gewimmel, -ereignis, -frömmigkeit, -kunst, -liebe, -lust, -poesie, -prosa, -sprache, -ton, -verachtung, Wetterblick, Wintereinsamkeit, Widerlicht, Wortängstlichkeit, -gepränge. Eigenschafts-, Umstands- und Zeitwörter: abendrot, abdenken, abmarken, altneu, anpinken, anschlägisch, altritterlich, aufdunkeln, auffunkeln, aufrumoren, ausflattern, auswundern, bangsam, bettelwenig, begeisterungsmutig, bergesjung, biederherzig, bitterwahr, blaugewunden, -schwül, blumen, blutleckend, britisieren, duftschwül, dummlich, dunkelerbrausend, -feucht, -dicht, -glühend, -hantierend, -mütig, -schwül, -verbaut, -wühlend, -wüst, -vertraut, -schaurig, -schwank, dumpfbrütend, edelig, einfachkräftig, emporpfeilern (in diesem Wort sowie in dem Simplex pfeilern kommt Eichendorffs Bewunderung für die gotische Baukunst zum Ausdruck, ebenso wie in dem damals geschaffenen und bei den Romantikern besonders beliebten Wort *himmelwärts*; romantische Religiosität und Lebenstranszendenz spricht sich aus in der Wendung *Gedanken pfeilern freudig himmelwärts*), emporfliügen, entherzt, entwandeln, ernst-

richtend, erzgediegen, ertosen, ewigrün, faselig, farbentrunken, felsengroß, felsenkantige Heldengestalt, felsenhart, Federspritzeln, feinbrüderlich, freigrün, freudeverstört, froherschrocken, fröhlichbunt, glänzig, gleichmachend, glückverborgen, gnadenlos, goethen und schillern (epigonisch auf den durch die Dichturfürsten gebahnten Pfaden einherwandeln), gotterfüllt, grünfeurig, halbbärtig, hellaut, hellerwacht, herzigeunern, hirnschellig, hochgewaltig, hochmutsvoll, Hochzeitsgrüßen, hohnverlacht, höllischgurgelnd, irrisch, irverlockend, keckes, knolliges Leben, kobolden, kühlerauscheid, kühnfrei, lenzfrisch, liebewarm, liebesbunt, liebeln, meckern (unsinniges Daherschwätzen), mittagsschwül, mordbrütend, nachtigallenhaft, neurauscheid, nichtbeatmet, proberecht, ratvoll, sangesmüde, schafmäßig, schattigkühl, schauersüß, schläfern, schneeflockig, schwerverhaltene Tränen, schleiern (Eigenschaftswort), schönberaset, -wirrend, silberrein, sommerabendlich, -haft, -lau, -müde, siegeswund, stillgeschäftig, -geweiht, süßbeklommen, -melancholisch, -schauern, -verträumt, -verwacht, talunter, tiefbildlich, tiefschauern, tiefschwül, tonangebend, traumestrunken, trägringelnd, treulichfördernd, übertäuben, -golden, -waldet, -witzen, -gipfeln, umwildern, verschallen, vielsonnig, wasserblau, welterschmerzdarkel, wildfrei, -lustig, -schön, -verstört, wählig, wogwärts, wüstverfallen, zerzottelt, zerknattern, zornigbäumend.

Unterzieht man die zuletzt erwähnten Grundsätze der Ausdruckswahl einer zusammenfassenden Betrachtung, so wird folgender Verwendungssinn klar. Alle diese Stilmittel dienen vorwiegend der lebendigen Vermannigfaltigung des Ausdrucks, auch die Archaismen, die freilich zunächst die Aufgabe haben, Verklungenes und Vergangenes in den Tönen der Dichtung und durch sie stimmungsmäßig heraufzubeschwören und den poetischen Reiz zeitlicher Fernen anklingen zu lassen. In der reichlichen Verwendung von Fremdworten offenbart sich – so merkwürdig das klingen mag – ein durchaus deutsches Stilgesetz: das Verlangen nach buntem Wechsel im Ausdruck und reicher Fülle des Wortschatzes; ein Verlangen, dem nichts verhaßter ist als eintönige Regelmäßigkeit und die ängstliche Tüftelei übertriebener Sprachreinigungsbestrebungen. Eichendorff teilt die Forderung der Romantiker, daß die Worte lebendig und individuell im lebendigen Ganzen der Sprachfügung stehen sollen, eine Forderung, die nur durch reiche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erfüllt zu werden vermag. Er steht hier auf dem Standpunkt Adam Müllers, J. Grimms, O. H. Loebens und Brentanos, die bei aller bewußten Deutschgesinnung doch den Übereifer gewisser Sprachreiner ablehnten. Was vor allem seiner Prosa das Gepräge erstaunlicher Mannigfaltigkeit verschafft,

ist ferner der Umstand, daß er zahlreiche Schlag- und Modeworte, aktuelle Ausdrücke, Fachbegriffe des damaligen geistigen, politischen und zivilisatorischen Lebens bereitwillig, ja begierig aufgreift. Allerdings nicht aus dem realistischen Drang des jungdeutschen Zeitdieners und -schilderers, sondern aus dem des romantischen Zeitkritikers, der den mehr und mehr anwachsenden Phrasenbestand des positivistischen Zeitalters durch spöttische Anführungen und Analogiebildungen lächerlich macht. Das Wirklichkeitsnahe hat bei dem Romantiker meist etwas Parodistisches, und wenn es auch gerade bei Eichendorff deutlich wird, daß aus dem Idealismus der Romantik ein neuer Realismus erwächst, so ist doch ebenso klar, daß dieser zunächst noch der Tendenzkrücke, der Satire und Parodie bedarf, ehe er auf eigenen Füßen zu stehen vermag. Mit Vorliebe mischt Eichendorff in eine Reihe dichterisch stimmungsvoller und gehobener Ausdrücke ein paar höchst konkrete Alltagsworte, um dadurch die ganze Stelle und die hier geschilderten Inhalte ironisch aufzulösen: Bei dem hellen Mondenschein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufgeschwollen waren. Oder: Die andere .. sang auf italienisch ganz außerordentlich künstlich, daß ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufschwollen. Das ist natürlich heitere romantische Ironie, selbstzweckhafte Laune ohne Verspottungsabsicht, die sich daran ergötzt, einheitliche poetische Stimmungen durch drastische Alltagsworte aufzuheben oder prickelnde Dissonanzen in sie hineinzubringen. Diesem Streben dienen auch Ausdrücke wie Schlagtriller, Blitzableiter, Grotesk tänzer, Fabrikleben, Schulterquarten, Schlenkerprimen, die sich im Gefüge romantischer Erzählungen finden. Etwas anderes – nämlich bewußte Verspottung – liegt vor, wenn der Dichter ein romantisches weibliches Wesen sich über spießbürgerliche Männlichkeit also äußern läßt: Fleißige Staatsbürger, ehrliche Ehestandskandidaten, die, ganz beschwitz von der Berufsarbeit und das Schurzfell noch um den Leib, mit aller Wut ihrer Inbrunst von der Werkstatt zum Garten der Liebe springen. Der romantische Literaturhistoriker Eichendorff macht sich lustig über bestimmte Erscheinungen unseres Schrifttums durch Äußerungen wie: Die Sentimentalität ist nur eine Verstimmung und Krankheit der Poesie, indem sie, wie bei einer Straßburger Gans, das Gefühl auf Kosten der anderen Seelenkräfte einseitig, monströs auffüttert und herausbildet. Oder: Der wenigstens noch natürliche Büffellaut der Pöbelkomödie ist noch unschuldiger und erträglicher als der präventöse Kannibalismus (Lohensteins). In der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen *Literaturgeschichte* bemerkt Kosch, Eichendorffs Stil sei hier wuchtig und volkstümlich. Dabei denkt er nicht nur an die zahlreichen urwüchsigen und drastischen Ausdrücke wie

zertrampeln, verzappeln, Mordsspektakel, sondern auch an die Rolle, die Satire und Ironie hierin spielen. Eichendorffs Wendungsschatz ist durch allerhand geistreich treffende, ironisch-parodistische Fügungen gekennzeichnet, in denen der Romantiker gelegentlich dem Espritlitteratentum der Jungdeutschen recht nahekommt. Hierher gehören etwa: meisterhafter Sprachverkünstler; moralischer Zensurklecks; dünne Mondscheinkost; ausgeweiterer Lesemagen; die bereits abgenutzte schäbige Paradedecke der Aufklärung; ein Schwall von Poesie, Andacht, Tugend und Vaterländerei; in seinem Jugendtagebuch finden sich Ausdrücke wie lungensüchtige Steppe (Kennzeichnung der Lüneburger Heide); Marionettenziererei der Braunschweiger Bürgermädchen; staubige Handwerksburschenattitüde; Champagnerfranzosen. Außerordentlich prägnant sind Wortzusammensetzungen wie Experimentalkatholizismus, psychologische Experimentalpoesie (vor Zola!), industrielle Reichsritterschaft, Industrieritterschaft. Ganz deutlich wird das Ironievorzeichen in Wortbildungen und Wendungen wie: industrieselig; Urwälderei; praktischer Prosakopf; kritischer Kleinmeister; Tugendwirtschaft; salondüftelnde Lebensweisheit; literarischer Klatschkurier; Teetaufe; simplicianisch-deutscher Michel; Erbschleicherei der Tugend; schäferliche Thränodisten; Tränenbad der Empfindsamkeit (Anschluß an Jean Paul); feindnachbarlich; unsere neueste unschöne Literatur; Treckschuite gemeiner Glückseligkeit; Otto war beständig im poetischen Tran, das mußte ein Ende mit Katzenjammer nehmen; nazarenische Kunstübung wird verspottet mit Wendungen wie anmaßlich affektierte Männergestalten voll Männerstolz und Würde.

Besonders reich sprudelt der Quell seiner satirisch-parodistischen Wortbildungen und Wendungen, wenn es gilt, politische Gegner zu verspotten. So ist etwa die Novelle „*Liber-tas und ihre Freier*“ und das Literaturdrama „*Krieg den Philistern*“ voll von parodistisch gebrauchten, ins Spöttische gewendeten Zeitschlagworten und zeitgebräuchlichen Phrasen: Projektenmacher; in Ideen machen; Jesuiten wittern; Konversationslexikon; Männerwürde; Menschenbeglückung; Gedankendampffabrik; vernünftiger Fortschritt (spöttischerweise in wörtlicher Bedeutung verwendet: Magog bemerkte mit Genugtuung den langen Fortschritt seines Reisekumpans und da er seinen Rücken recht betrachtete, freute er sich dieser breitesten Grundlagen); herablassender Volksfreund; gebieterischer Gang der neuern Weltgeschichte; unverjähbare Rechte des Volks; Völker verdummen und knechten; Attentat; Fürsten, Pfaffen, Bürokraten; mündig gewordener Menschengestalt; Glaubens-, Rede-, Preß- und alle erdenklichen Freiheiten;

[Aus einem Briefe Eichendorffs an seine Frau Luise / Eichendorffs Handschrift: *Der besorgte Familienvater* (Kischke: oberschles. Wort für Schlickermilch) Deutsches Eichendorffmuseum Neisse]

göttliche Gewerbefreiheit; Gewerbe, Kunst und Wissenschaft; Dreifelderwirtschaft; mit Intelligenz rigolen; Statistik; unaufhaltsame Intelligenz; Mündigkeit der Zeit; unaufhaltsame Gewalt unverjährbarer Rechte – diese Liste der spöttischen Entlehnungen aus dem liberalistischen Phrasenschatz der Zeit ließe sich noch beträchtlich verlängern. Die Altliberalen werden in einem Gedicht voll komisch ungewöhnlicher Reime verspottet: **So habt den Zeitgeist ihr gebraut, gemodelt / Und wie so lustig dann der Brei gebrodelt / Ihm eure Zaubersprüche zugejodelt.** Gegen liberalistische Gleichmacherei wenden sich die Verse: **Planierend schwirrt die Schere / Seid Lumps wie wir, so sind wir gleich.**

Ungleich gutmütiger und harmloser ist der Spott, der sich gegen gewisse Entgleisungen eines biderben Altdeutschtums richtet. Auch dessen Lieblingswörter werden aufgestochen und die dort erbrachten Neologismen durch spöttische Analogiebildungen vermehrt: **Holmgang, Nordmann, Todkampf, Schwertblitz, Heldbraut, Donnergesang.** In „*Krieg den Philistern*“ läßt sich ein „altdeutscher Jüngling“ einmal folgendermaßen vernehmen: **Da habt ihr auch alle Ursach dazu. Es läßt sich nicht leugnen, wir sind ganz voll Tugend und Mannheit. Weh, wo wir hinsehen, nichts als entdeutsches Franztum.**

Aus dem Wortschatz der Fachsprache der völkischen Richtung gebraucht Eichendorff eine Reihe von Ausdrücken **Nationalseele, Volkskraft, Volkstum, mannlich**; die dort beliebten Zusammensetzungen mit **Ur-** (Urvolk, -licht) werden gelegentlich durch spöttische Neubildungen vermehrt (**Urtante**). Selbstverständlich verwendet er die politisch-zivilisatorische Fachsprache seiner Zeit auch ohne spöttisches Vorzeichen: **fliegendes Korps, Freikorps, Freiheitsschwert** (Terminologie der Befreiungskriege), **Erfahrungsseelenlehre, Indifferentismus, Fabrikwesen, Karbonaromantel, Desorganisation, kommunistische Rebellion, naturalistische Zeit, Naturalist in der Poesie, radikale Stichworte, Föderativstaat, Vernunftstaat, Arbeiterkasernen, materialistische Zeit, Materialismus.** Von komischen Bildungen ohne satirisches Ziel seien erwähnt: **Lumpengeld, Rumpelmorgen, Kommandotrompete** (Stimme einer resoluten ältern Dame), **Herr-Jemine-Gesicht, Spitalströster** (wohlfeile Trostreden).

Eichendorffs Wortschatz ist ferner zu einem gewissen Teil bestimmt durch literarische Einflüsse und Anspielungen. Namentlich Goethes Sprachgebrauch wird für ihn wichtig. Es finden sich nicht nur zahlreiche Zitate aus Goethe (so will ich mich der Magie ergeben; Ramelei und Diebsgelüst; geschäftiger Müßiggang), sondern auch eine Reihe Goethescher Prägnanzen und ausgesprochener

Goetheworte (eratmend, wesenlos, morgenschön, aufgeregt, falsches Streben usw.). An Shakespeare (beziehungsweise seine Übersetzer) schließen sich Worte und Wendungen an wie Pulverfutter (food for powder), ich wittre Morgenluft, Rüpel, um Hekuba weinen, jeder Zoll ein Kavalier, eine Welt von Bildern usw. Von gelegentlichen Anspielungen auf zeitgenössisches Dichtungsgut (Weihe der Kraft, gute Leute und schlechte Philosophen) sei nur in Form dieses kurzen Hinweises die Rede.

Gleichfalls nur in Kürze erwähnt seien gewisse stilistische Erscheinungen, die auf den Wortschatz Eichendorffs von Einfluß sind. Da haben wir etwa die wortspielenden Polemiken, die in echtromantischer Weise durch die Figur der Annomination zur Verwertung ungewohnter Wortguts verleitet werden: Du wunderst wunderlich dich über Wunder .. Was du begreifst ist doch nur Plunder / Und in Begriffen nicht mit einbegriffen / Ist noch ein unermeßliches Revier. Allerhand neues oder eigenartig verändertes Wortgut erzeugt sein romantisches Verlangen nach onomatopoetischer Lautcharakteristik: knospern (knuspern); gollern (Kollern des Truthahns); hineinwuschen (in ein Haus); schurren (über Stock und Stein); von Ohrgehängen umbommelt; Gebommel von Säbeltasche, Dolman und Fangschnüren; schnurzen (prustendes Geräusch der Pferde beim Fressen). Die Verwendung seltener Worte wird ferner gefördert durch seine Vorliebe für schlaggereimte, assonierende und alliterierende Zwillingformeln: Lorbeerkrantz-Lobestanz; wogten, walzten und wirrten durcheinander; Sauschlingel-Hauklingen; es hampelt und hebt sich; lau und blau; schwebende webende Lebensart; nebeln und schwebeln usw.

Zum Abschluß eine Verwahrung. Die vorliegende Arbeit will mit ihrer Trennung von vereinheitlichenden und vermannigfaltigenden Kräften der Klarheit der Darstellung dienen, keineswegs aber den Eindruck erwecken, als beständen diese Strebungen im Sinn reinlich zu scheidender Tendenzen im Dichterschaffen Eichendorffs nebeneinander. Vielmehr sind auch die im Dienst der Ausdrucksvermannigfaltigung stehenden archaischen, neologistischen usw. Neuerwerbungen zum großen Teil durch die beharrenden Lieblingsmotive organisiert. Diese stellen gewissermaßen die Kraftzentren und Kristallisationspunkte dar, um die das neue Wortgut zu Fügungs- und Wendungsgebilden anschießt. Wir sprachen von den „Zauberworten“ im Sprachschatz Eichendorffs. Was darunter zu verstehen ist, hat er selbst einmal angegeben. „Es gibt gewisse Worte, die plötzlich wie ein Blitzstrahl, ein Blumenland in meinem Innersten aufturn, gleich Erinnerungen alle Saiten der Seelen-Äöls-

harfe berühren, als: Sehnsucht, Liebe, Frühling, Heimat, Goethe“. Diese Worte – die Liste ließe sich unschwer vermehren – sind Ausdrücke mit besonders reichem, ergiebigem Stimmungsrelief. Die hier beschlossenen Gefühlstöne und Wortsphären sind dann eben jene Kräfte, durch welche der Gewinn neuen Sprachguts bewirkt wird, wie sich besonders deutlich an den neuen Wortzusammensetzungen, -ableitungen und Ähnlichkeitsbildungen zeigen läßt, die eines dieser Zauberworte als Grund- oder Bestimmungswort, als Kern und schöpferischen Ausgangspunkt enthalten.

Eichendorffs geschichtliches Denken

Von Dr. Ernst Laslowski

In ihrem eigentlichen Kern ist die Romantik eine dialektische Gegenbewegung zur Aufklärung, nach Hegelschem Sprachgebrauch ihre Antithese. Es bäumen sich, durch die Sturm- und Drangperiode vorbereitet, aus der Tiefe der menschlichen Seele hervorbrechende Kräfte wider die Alleinherrschaft der Ratio auf und fordern ihre ewigen Rechte. Aus dieser Abwehrstellung zur Aufklärung ist auch das romantische Geschichtsdanken zu verstehen. Der Rationalismus ist im Grunde unhistorisch gesinnt. Wenn Ernst Schaumkell in seiner *Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung* den Historikern der Aufklärungsepoche auch gewisse Verdienste zuschreibt, so handelt es sich in der Hauptsache doch nur um solche extensiver Art, indem damals die einseitige Staatengeschichte durch die Einbeziehung neuer Gebiete, wie z. B. Völker- und Volkskunde, Religions- und Sittengeschichte, zur Kulturgeschichte erweitert wurde.¹ Aber das historische Bewußtsein selbst wurde durch diese Ausdehnung des Blickfeldes weder vertieft noch geklärt. Es wurde vielmehr durch das apriorische Denken der Aufklärung, durch ihre abstrakte Auffassung des Menschen und vor allem durch das maßlos hochgespannte Fortschrittsbewußtsein der eigentliche historische Sinn immer mehr verbaut.

Es mußte also, wenn die Aufklärung wirklich überwunden werden sollte, der Weg für das geschichtliche Sehen und Erkennen erst wieder frei gelegt werden. Historischer Sinn ist einerseits der Sinn für den im Abstand der Zeiten begründeten Wesensunterschied menschlicher Dinge und andererseits der Sinn für den Zusammenhang dieser Zeiten.² Die romantische Philosophie sieht im Einmaligen und Unvergleichlichen den Kern des Menschen und das Prinzip aller Dinge.³ Dieses Individuelle und einmalige läßt sich aber, wie schon Herder immer wieder betont hat, nur historisch-genetisch erfassen, d. h. es dürfen zeitlich oder räumlich entfernte Verhältnisse nicht mit dem Maßstab der eigenen Zeit und des eigenen Volkes, sondern nur mit den jeder Epoche

¹ E. Schaumkell, *Gesch. der dtsh. Kulturgeschichtsschreibung*. Leipzig 1905, S. 245.

² A. Poetsch, *Studien zur frühromant. Politik u. Geschichtsauffassung*. Leipzig 1907, S. 62.

³ ebdt., S. 64.

und jedem Volk eigentümlichen Maßstäben gemessen werden.⁴ An die Stelle des universell-apriorisch-systematischen Begreifens, wie es der Aufklärung eigentümlich war, mußte das individuell-historisch-genetische treten. Voraussetzung für eine solche auf das Individuelle und Einmalige hinzielende Betrachtung ist jedoch, daß die Mannigfaltigkeit des Besonderen und die Unvergleichbarkeit des Individuellen von einer letzten Einheit und Ganzheit umschlossen und getragen wird. Einen solchen letzten Ausgleich aller Gegensätze, die in den Spannungen zwischen Besonderem und Allgemeinem, zwischen Kausalität und Teleologie, zwischen Gesetz und Freiheit, zwischen Zeitlichem und Ewigem begründet sind, sehen die Romantiker gewährleistet in der Organismusedee. „Organisch heißt“ – so schreibt Friedrich Schlegel 1793 an seinen Bruder Wilhelm – „dasjenige, worin Einheit und Fülle auf das innigste verbunden sind.“

Mit diesen hier nur kurz angedeuteten Ideen haben die Romantiker das *Säculum Historicum*, wie man das 19. Jahrhundert genannt hat, eingeleitet und begründet. Sie konnten es, weil sie, wie Wachsmuth mit Recht hervorhebt, einen intuitiven Sinn für Geschichte hatten.⁵ Als Fr. Schlegel in seinen Wiener Vorträgen über neuere Geschichte auf die verschiedenen Versuche zu sprechen kam, das Wesen eines Zeitalters zu erfassen und mitzuteilen, entschied er sich dahin: „Mir hat es geschienen, daß der sicherste Weg zu dieser von allen gesuchten richtigen Erkenntnis der Zeitalter der geschichtliche wäre.“⁶ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Die Gegenwart ist garnicht verständlich ohne die Vergangenheit. Wir tragen die Lasten unserer Väter, wie wir ihr Gutes empfangen haben, und so leben die Menschen in der Tat von Vergangenheit und Zukunft.“ Wir geben Fr. Schlegel in diesem Zusammenhang deshalb das Wort, weil von ihm die entscheidenden schöpferischen Impulse für die Gestaltung des romantischen Geschichtsbildes ausgegangen sind. Novalis und Adam Müller haben dieses Bild nach verschiedenen Seiten hin ergänzt und bereichert. Und schließlich hat Görres die praktischen Folgerungen aus der romantischen Geschichtsphilosophie gezogen und hat in seinen sprachgewaltigen Schriften die einzelnen Bauelemente zu einem großen, noch heut den Leser packenden historischen Weltbild zusammengefaßt.⁷

⁴ Schaumkell, S. 125.

⁵ Br. Wachsmuth, *Eichendorffs hist. u. polit. Anschauungen*. Diss. Rostock 1921, S. 36.

⁶ Fr. Schlegel, *Über neuere Geschichte*. Wien 1811, S. 291.

⁷ Es sei hier auf die im Entstehen begriffene, 22 Bände umfassende Neuausgabe der *Gesammelten Schriften von Josef Görres* hingewiesen, die im Auftrag der Görresgesellschaft bei J. P. Bachem – Köln erscheinen wird.

Joseph von Eichendorff gehört zwar nicht zu den eigentlich schöpferischen Geschichtsdenkern der Romantik. Er betrachtet sich selbst nur als dankbaren Schüler dieser Männer und als ihr Sprachrohr. Er hatte aber besonders feine Organe für diese Ideenwelt, und es war ihm überhaupt, nach einem Wort Nadlers, ein „truglos wacher Sinn für Historie“ eigen.⁸ Daher formt sich in seinen Schriften das Geschichtsbild der Romantik mit so seltener Treue ab, daß es sogar möglich wäre, nach dem Verlust aller anderen Quellen die wesentlichen Züge dieses Bildes allein aus Eichendorffs Werken zu rekonstruieren. Das ist jedoch nicht der einzige Vorzug seines treu aufnehmenden und treu widerspiegelnden Geistes. Als Dichter vermag Eichendorff auch den abstraktesten Ideen eine gegenständliche und plastische Form zu geben. Und so übersetzt er die romantische Geschichtsphilosophie in greifbare Bilder und Versucht selbst das kaum mit Worten Sagbare durch Symbol und Gleichnis auszudrücken. Man kann ihn also den Übersetzer, den Verkünder, ja im edelsten Sinne des Wortes den Popularisator romantischen Geschichtsdenkens nennen, indem er diesen geistigen Schatz in die gangbare Münze anschaulicher und leicht faßbarer Formeln umprägte. Es ist deshalb schwer zu verstehen, warum in den allgemeinen Darstellungen der romantischen Geschichtsphilosophie, wenige Ausnahmen abgerechnet, Eichendorffs Name kaum genannt wird. Wenn wir nun im Folgenden die wesentlichsten Elemente Eichendorffschen Geschichtsdenkens nachzuzeichnen versuchen, möchten wir zugleich auch die Erinnerung an die wichtige Mission wachrufen, die dem Dichter im Werkeprozeß eines neuen Geschichtsbildes damals zufiel.

Eichendorff hat den Gegensatz der romantischen Geschichtsauffassung zu der der Aufklärung ganz stark empfunden und eindeutig ausgesprochen. Für ihn ist die Romantik, die „in Religion und Staat auf die Vergangenheit zurückgegangen ist, die historische Schule“.⁹ In seinen Werken übt er an dem unhistorischen, traditionslosen und naiv fortschrittgläubigen Sinn der Aufklärung schneidende Kritik. Der sog. „starke Mann“ im „*Krieg den Philistern*“ ist der typische Rationalist. „Geschichte! Sie machen mich lachen. – Wir können aus der Geschichte nur mit einigem Lächeln und großer Selbstgenügsamkeit ersehen: wie das Kind, Menschheit genannt, allmählich aufgepöppelt wird, bis es nach und nach sich aus den Windeln von Täuschung

⁸ J. Nadler, *Literaturgeschichte der deutschen Stämme u. Landschaften*. Bd. II, 189. Über Eichendorffs Verhältnis zur Geschichte vergl. E. Laslawski, *Eichendorff als Historiker*. *Aurora* 1937. S. 69–87.

⁹ Die Zitate sind in der Hauptsache der *Eichendorffschen Gesamtausgabe*, herausgegeben von W. Kosch, entnommen. X, 408.

und Aberglauben endlich hervorarbeitet und wächst. – Ja, die Zeit ist endlich mündig geworden. Die ganze Vergangenheit ist im Zuschnitt verdorben, wir streichen sie aus und fangen die Geschichte von vorn an – wir sind endlich Männer!¹⁰ Auch im *Ezzelino* geißelt der Dichter diese Leugner und Zerstörer des geschichtlichen Bewußtseins: „Der Vorzeit riesenhafte Angedenken hat klug das rüstige Geschlecht verräumt, daß nichts die lust'ge neue Zeit verstöre.“ Er selbst spricht ehrfurchtsvoll immer von dem „goldenen Faden der Tradition“¹¹ und ist überzeugt, daß es „kein Vorwärts gäbe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, und daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und Irrtümern der vorbeigegangenen Geschlechter nachzuweisen sei.“¹²

Wie sehr wir der Vergangenheit verpflichtet sind, zeigt sich freilich erst dann, wenn ein Volk plötzlich zu großen Taten und Opfern aufgerufen wird. So war für Deutschland das Jahr 1813 die Geburtsstunde eines neuen, lebendigen Geschichtsbewußtseins. Damals begann für unser Volk wieder eine Epoche, wo „die Tatsachen reden und das Individuum demütig zurücktritt“.¹³ „Das deutsche Leben sollte aus seinen verschütteten geheimnisvollen Wurzeln wieder frisch ausschlagen, das ewig Alte und Neue wieder zu Bewußtsein und zu Ehren kommen“.¹⁴ Erst in den sturmschweren Jahren der nationalen Erhebung wurde die Aufklärung mit ihrer „alles verwischenden Gleichmacherei ohne Nationalität und Geschichte“ überwunden. „Diese barbarische Gleichmacherei, dieses Verschneiden des frischen Lebensbaumes nach einem eingebildeten Maße war die größte Sklaverei; denn was wäre denn die Freiheit anderes als eben die möglichst ungehinderte Entwicklung der geistigen Eigentümlichkeit“.¹⁵ Nur auf der Illusion einer „Allerweltsheit“ konnte Napoleon seine „ganz gleichförmige europäische Universalmonarchie“ gründen.¹⁶ Die wertvollste Frucht des neuen, von der Romantik vorbereiteten und durch die Freiheitskämpfe entbundenen geschichtlichen Bewußtseins war, daß jetzt wieder die nationale Idee lebendig wurde, daß das einzelne Volk als Träger, Sinn und

¹⁰ Drittes Abenteuer.

¹¹ Eichendorff, *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*. Herausgegeben von W. Kosch. Kempten 1906, S. 112.

¹² X, 69.

¹³ *Geschichte der poetischen Literatur*. 240.

¹⁴ X, 408.

¹⁵ X, 412.

¹⁶ X, 173, 408.

Ziel der Geschichte wieder in Erscheinung trat. Die Aufklärung kannte als Objekt der Geschichte nur die „Menschheit als bloßes Abstraktum“.¹⁷ Sie übersah völlig, daß die Menschheit „ein lebendiger Föderativstaat der verschiedenen Völkerindividualitäten ist“. Eichendorff wird nicht müde, auf die „eigentümliche Natur und Geschichte der Nation“ hinzuweisen.¹⁸ „So wie persönliche Individuen, so gibt es auch Völkerindividuen, durch Klima, Historie, Erziehung, durch Stammesliebe und -abneigung voneinander mannigfach geschieden“.¹⁹ Er spricht von der „Nationalehre, die das materielle Staatsrecht nicht zu würdigen und zu schützen vermag“,²⁰ und beklagt den „nationalen Quietismus, der um Hekuba weint und für Glück und Unglück des deutschen Vaterlandes kein rechtes Herz hat“.²¹

Erst das nationale Denken führt jedes Volk zur Erkenntnis seines eigenen Wesens und seiner ihm zugewiesenen weltgeschichtlichen Aufgabe. Die deutsche Romantik hat das unvergängliche und heut erst wieder ganz gewürdigte Verdienst, den Blick für das Eigentümliche des deutschen Wesens geöffnet zu haben. Es ist, als wäre damals ein lange verborgener kostbarer Schatz wieder entdeckt worden: das deutsche Volk. Wie wundervoll haben die Romantiker die schon halb verblaßten Wesenszüge unseres Volkes nachgezeichnet und ausgedeutet. Eichendorffs Schriften lesen sich oft wie ein ergreifender Hymnus auf Adel und Wert der deutschen Seele. Die deutschen Stammesunterschiede sind ihm nicht ein Mangel, sondern ein Gewinn. „Die deutsche Nation ist, Dank sei dem Schöpfer, nicht so arm, daß sie in der Eigentümlichkeit eines Stammes rein aufgehen sollte“.²² „Viele verschieden gestimmte Saiten geben erst Harmonie, und wahrlich, im Jahre 1813 gab es einen schönen Klang durch das gesamte Deutschland“.²³ Es ist keine bloße Redensart, wenn Eichendorff am 1. Oktober 1814 an den Dichter de la Motte Fouqué schreibt, daß sein ganzes „Sinnen, Trachten und Leben mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrtümern“ der deutschen Nation geweiht sei. „Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt; es ist nun an uns, dasselbe treu und ruhig zu behüten und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend,

¹⁷ X, 402.

¹⁸ X, 312.

¹⁹ X, 134.

²⁰ X, 439.

²¹ *Geschichte der poetischen Literatur*. 14.

²² X, 323.

²³ X, 324.

solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig bewaise“.²⁴ Die Einheit des deutschen Volkes und Staates blieb Eichendorffs Sehnsucht bis ins Greisenalter. Als sich 1841 unter seiner Mitwirkung der Berliner Dombauverein bildete, feierte der Dichter in dem von ihm verfaßten Aufruf den Kölner Dom als Symbol der nationalen Einheit: „So trete denn das deutsche Volk in allen seinen Stämmen und Gauen zusammen, soweit die deutsche Zunge reicht, und stifte seiner Eintracht und christlich brüderlichen Liebe ein neues Denkmal, welches mit den Gedenkzeichen der zusammenwirkenden Volksstämme geschmückt, Deutschlands ernsten Willen verkünde, daß dieser Tempel stets auf deutschem Boden und unter deutscher Obhut stehen soll“.²⁵ Freilich müßte der staatlichen Einheit erst die innere Einheit des Volkes vorausgehen. „Wir müßten vor allem erst selbst eine Nation, d. h. eine feste brüderliche Phalanx von Glauben, Sitte und Denkart sein, wie es Calderons Spanien mit seiner Religion und Ritterlichkeit und Shakespeares England in seiner unerschütterlichen Vaterlandsiebe war“.²⁶

Eichendorff hatte ein tiefes Wissen um die verborgenen Lebensgesetze des Volkstums. Schöpfte er doch selbst in seinem Dichten und Denken aus jener „ursprünglichen Tiefe des Volksgemüts, wo kein menschliches Gesetz mehr auslangt“.²⁷ Die rechnerische Klugheit des Rationalismus vermochte in diese geheimen Schächte nicht hinabzuleuchten. Für sie waren die Völker starre Schemata, die man von außen her mit bestimmten Begriffen auszufüllen hatte. Im Sinne der Romantik aber ist das Volk etwas lebendig sich Entfaltendes, und deshalb kann auch „Volksg Geist nicht durch philosophische Zauberformeln besprochen werden“.²⁸ Wenn er einmal verdorrt ist, wird man ihn nicht dadurch wieder lebendig machen, daß z. B. die Volkslieder „jetzt sorgsam in ästhetischen Herbarien aufgetrocknet werden, um in Teezirkeln botanisch zerlegt zu werden“.²⁹ Es müssen vielmehr „Religion, Wissenschaft, Vaterlandsiebe und alle Tugenden, welche den fröhlichen Kranz des Lebens flechten“, wieder gepflegt und in der „Eigentümlichkeit jedes besonderen Volkes gleichsam persönlich werden“.³⁰ Das aber ist keine mechanisch von außen her zu lösende Aufgabe. Diese zarten und

²⁴ XII, 8.

²⁵ X, 123.

²⁶ *Geschichte der poetischen Literatur*. 213.

²⁷ X, 149.

²⁸ X, 312.

²⁹ X, 170.

³⁰ X, 172.

kostbaren Werte können vielmehr „als etwas aus Gottes Gnade für sich überall geheimnisvoll selbst Erzeugendes nur erweckt und erzogen werden“. Vor allem müsse man die „höhere Sittlichkeit“ im Volksleben schützen, jene „deutschen Naturgefühle der Liebe, Treue und des Gehorsams, auf denen unsichtbar die Ordnung des Ganzen beruht“. ³¹ Wo man „die Ehre, die Tugenden und die heiligen Interessen des Volkes über dem Strome der Zeiten emporhält“, wird sich auch „der alte, schöne Glauben bewahren, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme sei“. ³² „Der Völker Herzen sind wie Saiten, durch die jetzt Gottes Hände gleiten“.

Das ist der allgemeine Rahmen, in dem Eichendorff die konkreten Faktoren, die das geschichtliche Werden eines Volkes bedingen, würdigt, also vor allem Staat und Religion. Er betrachtet sie unter dem Gesichtswinkel ihres Nutzens und ihres Schadens für das Volksganze. Für ihn ist der Staat zunächst eine „geistige Gemeinschaft zu einem möglichst vollkommenen Leben durch Entwicklung der Geistes- und Gemütskräfte im Volk, welche ja eben allein Leben genannt werden kann“. ³³ „Die äußeren Staatsformen sind immer nur die Resultate der inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprozesses eines Volkes“. ³⁴ Die sog. Staatskunst läßt sich mit der Astronomie vergleichen. „Wie diese den Wandel der Gestirne, so sucht jene das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken, um das natürliche Planetensystem der Gesellschaft herzustellen.“ ³⁵ Nur durch „Gerechtigkeit, Maß und Liebe“ wird ein Staatsmann seine schwere Aufgabe, den „gärenden Kampf widersprechender Elemente“ zu meistern, erfüllen können. ³⁶ Zur Ordnung eines Gemeinwesens bedarf es aber nicht nur geistiger Kräfte. Gerade die romantischen Staatsdenker haben die Notwendigkeit starker staatlicher Machtmittel immer betont. Eichendorff gibt dieser Überzeugung Ausdruck, wenn er im *Letzten Held* sagt: „Wer mit dem Schwert im Buch der Welt Gesetze schreibt, der fragt nicht, ob ein Blatt ihm an der Degen spitze hängen bleibt“.

Damit nun nicht innerhalb der Verbände, zu denen sich die verschiedenen Individuen und Völker zusammenschließen, ein Krieg aller gegen alle entsteht, muß eine „allen Staaten gemeinsame, höhere Idee diesen zerstreuten Staatenkomplex durchdringen“.

³¹ X, 219.

³² X, 361.

³³ X, 159 u. 172.

³⁴ *Geschichte der poetischen Literatur*. 455.

³⁵ ebdt.

³⁶ X, 300.

Eichendorff sieht diese verbindende Idee in der Religion. „Der wahrste Ausdruck aller Religionen ist das Christentum“.³⁷ Die christliche Religion garantiert „das Gesetz im Staate und das Recht der Staaten gegeneinander“. „Die innere Wiedergeburt und Verjüngung des Volkes durch das Christentum ist die erste und unerläßliche Bedingung eines besseren Daseins“.³⁸ Wo der echte religiöse Geist fehlt, wird „das wahrhafte Gleichgewicht aller Staaten in ihrem eigenen Innern zerstört, und indem das Gegengewicht des Glaubens, der Religion und der Nationalsitte untergeht, schnell alles in der anderen materiellen Richtung bis zu einer schwindelnden Höhe hinauf“.³⁹

Aus der Funktion der beiden wichtigsten geschichtsbildenden Faktoren ergibt sich von selbst, daß das Verhältnis von Staat und Christentum ein positives und harmonisches sein muß. (Darüber hat Joseph von Eichendorff, wenn auch als Kind seiner Zeit, Bedeutsames gesagt. Weil jedoch der vorliegende Aufsatz zu umfangreich werden würde, wenn wir die diesbezüglichen Ausführungen Dr. Lasowskis darüber veröffentlichen würden, und auch eine solche Erörterung in unserem Jahrbuch uns augenblicklich nicht zeitgemäß erscheint, ließen wir diesen Teil seiner wichtigen und tiefeschürfenden Arbeit weg. Es wird später einmal bei einer gegebenen Gelegenheit darüber zu sprechen sein. Die Schriftleitung.)

Man spürt ohne weiteres, daß ein solches Geschichtsdenken auf eine philosophisches Weltbild gegründet sein muß, in dem die verschiedenen Faktoren der Wirklichkeit nicht isoliert und sogar in einen feindlichen Gegensatz hineingezwungen, sondern miteinander zu einer höheren Einheit verbunden werden. Diese zusammenschließende und alle schroffen Gegensätze ausgleichende Funktion ist der sog. Organismusidee eigentümlich. Wir sprechen dann von einem Organismus, wenn ungleiche Teile durch von innen her wirkende Kräfte zu einer geordneten, lebensvollen Einheit verbunden sind, so daß die Glieder und das Ganze nur in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander existieren können. In seiner Schrift „*Die Lehre vom Gegensatz*“ (1804) war Adam Müller von dem Gedanken ausgegangen, daß das All eine lebendig gegliederte Schöpfung sei. Jedes Einzelwesen ist in sich ein Organismus wie die ganze Welt, in die es eingegliedert ist. Es ist nach unten das, was die nächsthöhere Welt für es selber bedeutet. Dasselbe Glied ist also Teil zugleich und Ganzheit, je nach seiner Stellung im Organismus der Welt. Es gibt daher, so folgert Eichendorff, einen Herderschen Gedanken aufnehmend, im Geschichtsprozeß weder ein bloßes Zerstören noch ein völliges Neumachen,

³⁷ X, 134.

³⁸ X, 158.

³⁹ X, 156.

sondern nur ein organisches Verwandeln.⁴⁰ Auf das Staatsleben angewandt lehnt Eichendorff jedes willkürliche „Machen“ einer Verfassung ab. „Mit und in der Geschichte der Nation muß die Verfassung, wenn sie nicht ein bloßes Luftgebilde bleiben will, organisch emporwachsen wie ein Baum“.⁴¹ Nur eine solche organisch gewachsene Verfassung könne einem Volke wirklich „Heimat im vollen Sinne sein, d. h. seine eigentümliche Sphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen, und deren äußerer Ausdruck eben die Institutionen seines Lebens sind“.⁴² Die Aufklärung meinte bekanntlich, man könne mit Hilfe der Vernunft alles willkürlich einrichten und regulieren. Eichendorff antwortet: „In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich bleibend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung weniger, sondern aus dem Innersten des Volkes hervorgegangen“.⁴³ Wer organisch denkt, wird auch immer ein Mißtrauen gegen den „lärmenden Eilmarsch der Zeit“ haben, die „gleichsam in der Luft sich überschlagend vor übergroßer Hast unversehens leicht eine gute Strecke über ihr eigenes Ziel hinausgelangen dürfte“.

Die Arbeiten Othmar Spanns und seiner Schule, vor allem aber die Erlebnisse der letzten Jahre haben uns wieder zu Bewußtsein gebracht, daß die Organismusidee nicht nur zu einem antimechanistischen, sondern auch zu einem antirationalistischen und antiliberalistischen Geschichtsdenken führen muß. Wenn man mit den allgemeinen Begriffen Vernunft und Freiheit Götzendienst treibt und sie unmittelbar und ohne historische Vermittlung auf das öffentliche Leben anwendet, dann muß das „zur Karikatur oder Tyrannei führen, wie die vorletzte französische Revolution sattsam erwiesen hat“.⁴⁴ Man dürfe der Vernunft nicht das Recht zuerkennen, sich als Alleinherrscher keck auf den Thron der Welt zu setzen, von dort herab alles, was sie nicht begreift, ... vornehm ignorierend“.⁴⁵ Mit dem Worte Freiheit ist in der Geschichte oft der schlimmste Mißbrauch getrieben worden. „Es gibt einen Despotismus der Liberalität, der so unleidlich ist wie jede andere Tyrannei“. Besonders auf die Gefahren der unbeschränkten Pressefreiheit hat Eichendorff mehrfach hingewiesen.⁴⁶ „Dasjenige,

⁴⁰ X, 179.

⁴¹ X, 325.

⁴² X, 332, 297, 359.

⁴³ X, 144.

⁴⁴ X, 290.

⁴⁵ X, 297.

⁴⁶ X, 207, 210, 218.

worüber sich die Besonnenen, Gemäßigten und Wohlmeinenden aller Farben einig sind, läßt sich etwa in folgenden Satz zusammenfassen: ohne gesellschaftlichen Zustand gibt es keine Presse; im gesellschaftlichen Zustande aber ist unbedingte Freiheit überhaupt, also auch unbedingte Preßfreiheit unmöglich⁴⁷. Eichendorff scheut sich garnicht, für Pressezensur und eine besondere Strafgesetzgebung einzutreten. Ja er hat 1830 selbst „*Allgemeine Grundsätze zum Entwurf eines Preßgesetzes*“ aufgestellt. Er hält diese gesetzlichen Schranken für notwendig, um „das Interesse der Gesamtheit zu sichern, ohne die Freiheit der Einzelnen zu zerstören, oder mit anderen Worten: um den Mißbrauch der Presse zu verhindern“.

Man würde Eichendorff Unrecht tun, wenn man ihn auf Grund solcher Äußerungen zu den Reaktionären oder Pessimisten zählen wollte. Er weiß sehr genau und hat es auch ausgesprochen, daß es „in der Weltgeschichte keinen Stillstand gibt“⁴⁸. Und er weiß auch aus seinem organischen Geschichtsdenken heraus, daß „keine Zeit durchaus schlecht ist“⁴⁹. Ein ehrlicher Kampf und ein gesunder Fortschritt sind für ihn notwendige Elemente des geschichtlichen Lebens. Zeiten und Kulturen wandeln sich fortwährend, und was uns Untergang erscheint, kann für die kommende Generation der Beginn einer neuen Epoche sein. Eichendorff hat diesen ewigen Prozeß des Vergehens und Neuwerdens in einem dichterischen Bilde gestaltet. „Zerfallene Burgen liegen einsam in der Abendstille; aus den Tälern schallt verworrenes Geräusch herauf, in dem noch keine Stimme zu unterscheiden ist, und fernher Glockenklänge dazwischen, wie die Abschiedslaute einer untergegangenen Zeit. Aber auf den Trümmern der Burgen spielen fröhlich rotwangige Knaben, in den alten Mauerritzen, das morsche Gestein sprengend, treibt und rauschet frisches Grün, niemand weiß, wohin es sich breite; die Ströme und Wälder rauschen noch immerfort wie damals, durch alle Wipfel fliegt ein scharfes Leuchten, und mit freudigem Schauer gewahren wir, daß es Morgenrot ist, was wir für versinkende Abendröte gehalten haben“⁵⁰.

Die Organismusidee ist das eine beherrschende Zentrum romantischen Geschichtsdenkens. Das andere Zentrum ist in jener Einstellung zur Wirklichkeit zu suchen, die man den romantischen Realismus genannt hat. So subjektiv vielfach auch die Wurzeln des dichterischen Schaffens der Romantiker sein mögen, ihr geschichtliches Erkennen baut sich auf dem festen Grund des Objektiven auf. Eichendorff betont ausdrücklich, daß

⁴⁷ X, 197.

⁴⁸ X, 294.

⁴⁹ *Ahnung und Gegenwart*. (Inselausgabe) 24.

⁵⁰ X, 295.

„in der Geschichte die Ereignisse für sich selbst sprechen“.⁵¹ Der Historiker darf also nicht wie der Lyriker das Objekt in der subjektiven Empfindung aufgehen lassen, noch darf er die geschichtlichen Tatsachen und Persönlichkeiten nach subjektiven Maßstäben beurteilen. „Es ist ungerecht, große Geister außerhalb ihrer Zeit beurteilen zu wollen“.⁵² Eichendorff hält es geradezu für das Erkennungszeichen des echten Historikers, „die Dinge objektiv zu nehmen“.⁵³ Hier liegen die geistigen Ursprünge jener Geschichtsauffassung, für die Ranke die berühmte Formel geprägt hat, daß es die Aufgabe des Geschichtsschreibers sei, zu sagen, wie es wirklich gewesen ist. Eichendorff selbst hat sich in seinen historischen Arbeiten immer um eine objektive Erkenntnis bemüht. In seiner Antwort an Theodor von Schön, der seine Literaturgeschichte ein „heillos schönes Buch“ genannt hat, bekennt der Dichter, daß er „wenigstens gestrebt habe, sich möglichst über die Parteien zu stellen“.⁵⁴ Auch wenn er Persönlichkeiten würdigt, die ganz andere Tendenzen verkörpern, als er selbst sie vertritt, so liegt ihm doch jede konfessionelle oder moralische Engherzigkeit gänzlich fern. Schon die zeitgenössische Kritik hat dieses Streben nach objektiver Erkenntnis an Eichendorffs Literaturgeschichte ausdrücklich anerkannt. „Wo er aber – so heißt es in einer Besprechung des Historikers Hermann Marggraff vom Jahre 1857 – innere Wahrheit, feste Grundsätze und ehrlich konsequentes Streben antrifft, ist er unparteiisch genug, diese Eigenschaften auch bei Schriftstellern und Dichtern der protestantischen Seite anzuerkennen“.⁵⁵ Konfessionelle Abneigung lag dem Dichter, wie auch die moderne Literaturkritik ausdrücklich hervorhebt, gänzlich fern. Wilhelm Kosch nennt ihn „den unablässigen Ireniker, der den Kantianer von Schön, den Hegelianer Hotho und andere Gegner seiner Weltanschauung zu seinen persönlichen Freunden zählt und einen protestantischen Schwiegersohn und eine protestantische Schwiegertochter hat, den vorurteilslosen Katholiken, der seine letzte Liebesspende dem evangelischen Friedhof in Graz zuwendet“.⁵⁶

Der historische Realismus lehnt aber nicht nur jede konfessionelle oder sonstige Tendenz ab, sondern er widerstrebt der Vertuschung oder Verklärung der Wirklichkeit überhaupt. Es soll in keiner Beziehung eine Scheinwirklichkeit vorgetäuscht werden. In Eichendorffs Augen ist jeder, der die historischen Tatsachen aus irgendeinem Grunde beugt oder ignoriert, ein Pamphletist. Ein solches Verfahren ist „Geschichtsverderberei“,

⁵¹ *Geschichte der poetischen Literatur*. 103.

⁵² ebdt. Einleitung. XI.

⁵³ XII, 119.

⁵⁴ XII, 300.

⁵⁵ XII, 333.

⁵⁶ XII, Vorwort VII.

und Eichendorff klagt, daß sie „bei Historikern nichts weniger als selten ist“.⁵⁷ Das Fragment „*Trübsamkeit*“ sieht als besonderes Thema „die Lüge der Geschichte“ vor. Wie der Dichter über solche Entstellungen der Wahrheit dachte, läßt sich aus einem Brief an Theodor von Schön erkennen, wo von den Angriffen eines zeitgenössischen Geschichtsschreibers gegen Schön die Rede ist: „Das ist ja ein recht gemeiner Teufel, dieser Hofdemagog X.! Glücklicherweise steht er als Historiker oder vielmehr Geschichtssudler so wenig geachtet vor der Welt, daß seine Handvoll perfider Noten niemals einen Strich durch die Wahrheit machen können“. Er rät seinem Freunde nachdrücklich, sich dagegen zu wehren. „Es ist daher dringend nötig, der Lüge, wo sie auftaucht, mit der Wahrheit unmittelbar auf die Fersen zu treten“. Das geschieht am würdigsten und am sichersten durch eine positive Darlegung der wirklichen Tatsachen. „Es ist hiernach meine unmaßgebliche Meinung, daß Ew. Excellenz, ohne von dem ganz unwürdigen Gegner irgend weiter Notiz zu nehmen, alle zur dereinstigen Widerlegung und rechten Wahrheit führenden Beweisstücke, Dokumente, Briefe und Traditionen sammeln, um sie dann dem Varnhagen zu übergeben“.⁵⁸

Der historische Realismus sieht also die Wirklichkeit ohne jede Illusion. Vor allem täuscht er sich nicht durch einen billigen Optimismus über jenes mächtige Element der Wirklichkeit hinweg, das man mit Kant das radikal Böse genannt hat. Rousseau und nach ihm der fortschrittsgläubige Liberalismus hat bekanntlich das Böse in der Menschennatur zu ignorieren oder zu bagatellisieren versucht. Eichendorff täuscht sich weder über die Tatsächlichkeit des Bösen noch über seine Funktion in der Geschichte. Er kennt nur zu gut „die wilden Elemente, die in der eigenen dunklen Brust des Menschen nach der alten Willkür lauern und an ihren Ketten reißen und beißen“.⁵⁹ Er bezeichnet diese „verlockende Naturmusik, diesen Veitstanz des freiheitstrunkenen Subjekts kurzweg als das Dämonische“ und weiß aus eigenem Erleben um den „Kampf mit den dämonischen Kräften, nicht draußen, sondern in der Menschenbrust selbst“.⁶⁰ „Du aber“ – so warnt der Dichter am Schluß der erschütternden Novelle „*Das Schloß Durandé*“ – „hüte dich, das wilde Tier zu wecken in der Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich selbst zerreißt“. Und ganz ähnlich klingt sein Epos „*Julian*“ aus: „Du aber hüt’ den Dämon, der in der Brust Dir gleißt, daß er nicht plötzlich ausbricht und wild Dich selbst zerreißt“.

⁵⁷ *Geschichte der poetischen Literatur*. 411 u. 529.

⁵⁸ XII, 160. Varnhagen sollte die Biographie Schöns schreiben.

⁵⁹ *Ahnung und Gegenwart*. 199.

⁶⁰ *Geschichte der poetischen Literatur*. 419 u. 533.

Mit dem Prinzip des Bösen, mag es sich nun in der eigenen Brust regen oder mag es als geschichtliche Macht auftreten, gibt es kein Paktieren. Es muß vielmehr direkt bekämpft werden. „Die Welt hat nun einmal ihre Unschuld verloren“.⁶¹ Der Liberalismus möchte sich zwar dem Bösen in der Geschichte gegenüber möglichst neutral verhalten. „Von solchem ewigen Abwägen und Schaukeln zwischen Idee und Tierheit, wo Gutes und Böses beständig einander wechselseitig neutralisieren, kann notwendig zuletzt nur der Nihilismus eines völlig nüchternen *juste milieu* zurückbleiben“.⁶²

Das Bagatellisieren des Bösen und das Vertauschen der Werte war freilich zu allen Zeiten üblich. Selbst in gewissen Epen des Mittelalters wird „verräterische List und Betrug als Kardinaltugend belobt, das gewissenlose Beharren bei der Sünde heißt Treue, und die Treue der Hofleute, die es mit dem betrogenen Ehemann gut und ehrlich meinen, wird als Untreue gebrandmarkt; ja der freigeisterische Dichter scheut sich nicht, mit der Heiligkeit des Eides und des Gebetes frevelhaften Spott zu treiben“.⁶³ Selbst geistliche Gemeinschaften haben mit dem Bösen paktiert. „Der Orden der Tempelherren, eben in der üppigsten Blüte seiner weltlichen Macht, war den immer lauenden finsternen Mächten der Welt verfallen, mit der er übermütig fraternisierte“.⁶⁴ Wenn man die Macht des Bösen sich entfalten läßt, wenn man „den Zauberkreis, den Religion und Sitte um uns ziehen“, freventlich überschreitet, dann kann sich „das Dämonische ins Diabolische verkehren“.⁶⁵ Ja es können sich ganze Völker und Zeitalter den Mächten der Finsternis verschreiben, so daß Eichendorff einmal von der „Satanologie“⁶⁶ spricht, ein Ausdruck, von dessen Berechtigung uns der moderne Bolschewismus erst wieder überzeugen mußte.

Metaphysisch gesehen liegt der Sinn des Bösen darin, daß der Mensch als freiwählendes Wesen sich zwischen gut und böse entscheiden muß. Damit stehen wir bei dem letzten und wichtigsten Faktor alles geschichtlichen Geschehens: beim Menschen. Der Wahrheitswert jeder Geschichtsauffassung hängt von dem Begriff des Menschen ab, der ihr zugrunde liegt. Denn der Mensch ist nun einmal Subjekt und Objekt, Träger, Sinn und Ziel aller Geschichte. Macht man sich vom Menschen einen illusionären Begriff, dann wird auch das allgemeine Geschichtsbild, das sich auf diesem

⁶¹ X, 139 u. 438.

⁶² *Geschichte der poetischen Literatur*. 228.

⁶³ ebdt. 88.

⁶⁴ X, 7.

⁶⁵ *Geschichte der poetischen Literatur*. 498 u. 493.

⁶⁶ XII, 135.

Begriff aufbaut, notwendig ein illusionäres sein. Menschenbild und Geschichtsbild entsprechen einander. Das haben die Romantiker klar gesehen. Wilhelm Dilthey rühmt z. B. Friedrich Schlegels Methode, geistige Bewegungen aus der Totalität der menschlichen Natur nachzukonstruieren.⁶⁷ Eichendorff sieht den Menschen, wie er wirklich ist, nämlich in seiner tragischen Mischung von Göttlichem und Tierischem. Diese anthropologische Tatsache ist Schicksal und Aufgabe zugleich. „Die verschiedenen menschlichen Kräfte, Gelüste und Widersprüche, einmal frei gegeben, müssen sich erst kämpfend aneinander messen und formulieren, um sich selbst zu begreifen und, wills Gott, endlich ein Gleichgewicht und eine Versöhnung wiederherstellen zu können“.⁶⁸ Ein völlig harmonischer Ausgleich der verschiedenen polaren Kräfte und Strömungen im Menschen wird allerdings immer ein Ausnahmefall sein. Der Mensch ist nun einmal ein Wesen, dessen „innerster Wert hier nicht fertig wird“.⁶⁹ Deshalb besteht auch „die Weisheit dauernder Einrichtung nicht darin, daß man auf, immer seltene, Genies und Gottbegeisterte rechnet, sondern auf die menschliche Natur mit ihren Fehlern und Tugenden, und diese wird in ihrer Armut immer nach Broten gehen“.⁷⁰ Jenen naiven Optimismus, dem z. B. nach dem Vorbild Rousseaus auch Jean Paul huldigt, als wären alle Menschen in der natürlichen Güte ihres Herzens gleich, lehnt Eichendorff ab. „Wir haben keineswegs alle dasselbe Herz; und hätten wir es wirklich, wo gäbe es wohl etwas Unbestimmteres, als diese Doktrin des allein seligmachenden menschlichen Herzens“.⁷¹ Den nach Rousseaus Ideen arbeitenden Basedow nennt Eichendorff einen „revolutionären Renommisten“ und seinen Nachfolger Campe einen „zahmen Philister“.⁷² Das soll aber nicht bedeuten, als würde der Dichter an der Gleichheit der menschlichen Natur oder gar an der Gleichheit der Idee des Guten und Sittlichen zweifeln. Er spricht vielmehr ausdrücklich von der „ewig gleichen Sittlichkeit“ im Gegensatz zur „ewig veränderlichen Sitte“, d. h. zu den Erscheinungsformen des Sittlichen.

Die Aufklärungsphilosophie hatte sich angemaßt, den lebendigen Menschen mit Hilfe der Vernunft gewissermaßen zu errechnen. Der Mensch wurde auf eine Formel gebracht, die ohne Rest aufgehen mußte. Das war aber nur möglich, weil man das

⁶⁷ *Prenß. Jahrbücher*. IX, 388.

⁶⁸ *Geschichte der poetischen Literatur*. 219.

⁶⁹ X, 154.

⁷⁰ X, 368.

⁷¹ *Geschichte der poetischen Literatur*. 294.

⁷² X, 400. Basedow und Campe waren pädagogische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Böse im Menschen bagatellierte und sich über die dunklen Abgründe im Wesen des Menschen mit philanthropischen Redensarten hinwegtäuschte. Eichendorff vergleicht deshalb die Aufklärung mit „einer Art chinesischer Schönmalerei ohne alle Schatten, der doch das Bild erst wahrhaft lebendig macht“.⁷³ In den Romantikern dagegen wurde der Sinn für das Irrationale und auch die Ehrfurcht vor dem Geheimnis wieder lebendig. Die nüchterne Flachheit des Rationalismus wich jener Stimmung, der Goethe einmal in einem Gespräch mit Eckermann (1827) Ausdruck gegeben hat: „Wir wandeln alle in Geheimnissen“. Das undurchdringlichste Geheimnis aber ist der Mensch. „Der Mensch kann schon sich selbst nicht begreifen“.⁷⁴ Noch viel schwerer ist es, das Wesen anderer Menschen ganz zu durchdringen. „Wie wenig verstehen wir von den Taten, ja selbst von den Worten eines Menschen“. Das irdische Leben setzt sich aus lauter Ungewißheiten zusammen, und „die Ahnungen und Geheimnisse werden mit jedem Schritt nur größer und ernster“.⁷⁵

Auch über dem Weltganzen und über dem Ganzen der Geschichte liegt letzten Endes ein Geheimnis. Es gibt unendlich viele Dinge, Tatsachen, Erscheinung und Zusammenhänge, die wir rational nicht völlig begreifen können. Eichendorff wollte den Glauben der Aufklärer an die Allmacht der Vernunft kritisieren, wenn er es „sehr widersinnig nannte, anzunehmen, daß für den Menschen überhaupt nichts vorhanden sei, als was der menschliche Verstand begreift“.⁷⁶ So wie die romantische Dichtung neben dem lichten Tag auch die Nacht mit ihrem alles verhüllenden Dunkel zum beherrschenden Motiv erhob, so ergänzte sich im romantischen Denken der Realismus durch einen ehrfürchtigen Sinn für das Irrationale. Das Geheimnisvolle, das Unerforschliche, das Unergründliche sind stehende Ausdrücke in Eichendorffs Schriften. Dem Menscheng Geist müssen gewisse Grenzen der Erkenntnis gesetzt sein, da nicht er, sondern der unerforschliche Wille Gottes alle Dinge schafft, gestaltet, lenkt und regiert. Dieses letzte Nichtwissen, dessen Tatsächlichkeiten die ernstesten Denker aller Zeiten anerkannt haben, hat für den Menschen nichts Erniedrigendes oder Grausames, sondern im Gegenteil etwas Erhebendes und Tröstendes. In diesem Zusammenhang spricht Eichendorff einmal von dem „geheimnisvollen Goldgrund, dem Schimmer Gottes, der alle Erscheinungen durchleuchtet“.⁷⁷ Das gilt besonders für die geschichtlichen Erscheinungen.

⁷³ X, 407.

⁷⁴ X, 182.

⁷⁵ *Ahnung und Gegenwart*. 53 u. 236.

⁷⁶ X, 182.

⁷⁷ *Geschichte der poetischen Literatur*. 9.

So sehr wir uns auch im Sinne des historischen Realismus mühen müssen, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, so vermag der forschende Geist doch nur bestimmte Zonen des Raumes und der Zeit zu durchdringen. Es gibt eine „höhere Weltgeschichte, die über den Profangeschichten der verschiedenen Nationen immerfort ihren geheimnisvollen leisen Gang geht“. Diese „höhere Weltgeschichte der Menschheit dichtet, ohne sich an Raum und Zeit zu binden, durchaus in größeren Dimensionen, indem sie, die heilige Bestimmung des Menschengeschlechts im Auge behaltend, die Vergangenheit prophetisch an die Zukunft knüpft und daher das wechselnd irdische Treiben fortwährend an das geheimnisvolle Jenseits knüpft und daher jenen Evolutionen erst ihre wahre Bedeutung und Stellung gibt“.⁷⁸ Wo sich der Blick für diese metaphysischen Zusammenhänge trübt, entstehen „die bei aller philosophischen Aufgeblasenheit entsetzlich dünnen und prosaischen Historien“.⁷⁹ Nur wer die Vergangenheit „mit jener ernsten, hingebenden Anerkennung einer höheren leitenden Weltkraft betrachtet, der allein schließt das Heiligtum der Geschichte sich auf“.⁸⁰ Denn Gott ist der Herr der Geschichte, und die Geschichte ist „eigentlich eine fortgehende Offenbarung“.⁸¹ Kein irdischer Geist vermag die Ratschlüsse Gottes zu erkennen und zu deuten. Gottes Wege sind „oft unerforschlich und seine Gedanken, weil sie auf das Ganze des Weltalls gerichtet sind, nicht unsere Erdwinkelgedanken“.⁸² Dieses letzte Nichtwissen gehört, wie Eichendorff in seiner Literaturgeschichte zum Begriff der Tragödie bemerkt, zur echten menschlichen Tragik. „Was ist die Meinung des Einzelnen im Sturm der Weltgeschichte, die über uns ein höherer Meister dichtet, uns unverständlich und nach anderen Regeln“.⁸³

Immer wieder vergleicht Eichendorff die Weltgeschichte mit einem Schauspiel, dessen Dichter und Regisseur Gott selbst ist. „Ich muß gestehen“ – heißt es in einem Brief an Theodor v. Schön –, „ich befürchte das Dümme und also auch das Gräßliche, wenn nicht der liebe Gott, der von Zeit zu Zeit auf seine Weise die Weltgeschichte dichtet, durch sog. Zufälle und Ereignisse unerwartet alles anders lenkt, als der Mensch denkt“.⁸⁴ Zuweilen fährt er „mit irgend einer unverhofften Weltbegebenheit reglementierend dazwischen“.⁸⁵ So griff z. B. 1812 die Hand Gottes auf den Schnee-

⁷⁸ X, 130 u. 135.

⁷⁹ XII, 149.

⁸⁰ X, 144.

⁸¹ X, 298.

⁸² *Geschichte der poetischen Literatur*. 532.

⁸³ *Der letzte Held von Marienburg*. V, 1.

⁸⁴ XII, 102. Brief vom 2. Juni 1849.

⁸⁵ XII, 115.

feldern Rußlands „allmächtig ordnend durch die ziehenden Verhältnisse“.⁸⁶ Das sind jene Entscheidungsstunden, wo „in Gewittern von den Bergesspitzen der Herr die Weltgeschichte schreibt mit Blitzen“.⁸⁷ Dann „scheint dem Menschen, der immer nur einzelne Ringe der großen Kette zu überschauen vermag, plötzlich ein Blick in die geheime Werkstatt der Geschichte vergönnt zu sein, und in den Wandlungen und Übergängen wird die verborgene Hand Gottes sichtbar“.⁸⁸

Diese transzendente Geschichtsauffassung hat weder mit dem antiken Schicksalsglauben noch mit dem modernen Fatalismus etwas zu tun. Denn so unzweifelhaft auch die göttliche Weisheit das Ganze des Geschichtsverlaufes lenkt und den letzten verborgenen Sinn alles Geschehens bestimmt, so muß doch jeder Mensch sein eigenes Schicksal in die Hand nehmen und gestalten. Die schwere Aufgabe der Entscheidung zwischen gut und böse, zwischen Gott und seinem Widersacher wird ihm nicht abgenommen. Geschichte ist ein dynamischer Prozeß, und die Menschen sind in diese Dynamik unentrinnbar eingespannt. In der Hand jedes Menschen liegt es, ob sich sein Leben und Handeln im positiven oder negativen Sinne auswirkt. „Es walten im Leben der Menschen seit dem Sündenfalle zwei geheimnisvolle Kräfte, die beständig einander abstoßen und in entgegengesetzten Richtungen feindlich auseinandergehen. Man könnte sie die Zentripetal- und die Zentrifugalkraft der Geisterwelt nennen. Jene strebt erhaltend nach Vereinigung mit dem göttlichen Zentrum alles Seins: es ist die Liebe; während die andere verneinend nach den irdischen Abgründen zur Absonderung, zur Zerstörung und zum Hasse führt. Der Kampf dieser beiden Grundkräfte, je nachdem im Wechsel der Zeiten die eine oder die andere die Oberhand gewinnt, bildet die Weltgeschichte, deren große Aufgabe eben der endliche Sieg jener göttlichen Grundkraft ist“.⁸⁹ Mit dieser Geschichtsauffassung, die der Dichter als Greis in der Fragment gebliebenen Einleitung zu einem geplanten Leben der hl. Hedwig entwickelt hat, nimmt er einen Gedanken auf, der seit Augustin in der Geschichtsphilosophie des Abendlandes immer wirksam geblieben ist: der Mensch als Kämpfer. Der Mensch sieht sich mitten hineingestellt in das Ringen einander widerstrebender Kräfte und Tendenzen; er muß, selbst kämpfend, sich für eine Richtung entscheiden. Eichendorff vertritt also eine heroische Geschichtsauffassung, nach der auch die Heiligen Helden sind, „weil sie den Himmel erkämpfen“.⁹⁰ Die Erde ist kein Paradies mehr und keine Ruhestätte, sondern

⁸⁶ X, 69.

⁸⁷ Gedicht „*Mahnung*“.

⁸⁸ X, 7.

⁸⁹ X, 129.

⁹⁰ Citat bei H. Brandenburg, *J. v. Eichendorff. Sein Leben und sein Werk*. 1922, 497.

ein Kampffeld. Und nur dynamisch, d. h. in ständigen Kämpfen und Auseinandersetzungen vermag die Geschichte fortzuschreiten. „Ew. Excellenz“ – so schreibt der Dichter 1852 an Theodor v. Schön – „haben ganz recht, der alte Gott scheint jetzt mit Gegensätzen zu operieren, um durch den endlichen Zusammenstoß das junge Morgenrot zu entzünden“.⁹¹ Auch seine eigene Zeit sah der Dichter im Lichte dieser heroisch-dynamischen Geschichtsauffassung. Auf den letzten Blättern seines Romans *Abnung und Gegenwart* gibt Friedrich der Stimmung des Dichters Ausdruck: „Im Kampfe sind wir geboren und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehen .. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft .. Denn aus ihren Fugen wird die Welt noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen“. Hier ist mit wahrhaft prophetischem Geist der jetzt anhebende Weltkampf gegen den Bolschewismus vorausgesehen.

Welchen Verlauf die Geschichte im Einzelnen und welchen Ausgang sie hier auf Erden nehmen wird, vermag kein irdischer Verstand vorauszusagen. „Und keiner kennt den letzten Akt von Allen, die da spielen. Nur der da droben schlägt den Takt, weiß, wo das hin will zielen.“⁹² Aber wenn uns auch Verlauf, Ende und Ziel der Weltgeschichte vorläufig verhüllt bleiben, das eine wissen wir: Gott steht „allein über allen Kontrahenten“, und „seine Justiz ist nicht immer von dieser Welt“.⁹³ Mögen sich die menschlichen Dinge noch so sehr verwirren, mag das Böse manchmal scheinbar den Sieg davontragen, „Gott behält zuletzt doch recht“. Es ist deshalb müßig, mit unseren Meinungen und Urteilen den Tatsachen vorzugreifen. Vor allem dürfen wir uns nicht vermessen, unsere eigenen ach so menschlichen Wünsche und Hoffnungen für den Sinn der Geschichte auszugeben. Wir werden, wie es in dem Gedicht „*Mahnung*“ heißt, die Weltgeschichte ja doch nicht meistern. Die „Stunde der Gerichte“ läßt sich durch keinen Menschenwitz aufhalten. Sie wird sich erfüllen und zwar anders, als wir meinen. „Denn seine – des Herrn – sind nicht eure Gedanken“.

Wer so von dem sinnvollen Ganzen der Geschichte überzeugt ist, wird allen wirbelnden Zufälligkeiten der einzelnen Geschehnisse gegenüber stets Ruhe und Sicherheit bewahren. Geschichtsphilosophie wird für ihn zur Lebensphilosophie werden. Im Wesen Eichendorffs sind die praktischen Wirkungen dieser geschichtsmetaphysischen Selbst-

⁹¹ XII, 137.

⁹² Gedicht „*Dryander mit der Komödiantenbande*“.

⁹³ X, 325 u. 291.

erziehung deutlich zu spüren. Die großen Katastrophen der Zeit vermochten seine innere Gelassenheit nicht zu erschüttern. Seine Festigkeit und Entschiedenheit im Grundsätzlichen wurde niemals zur Härte und Selbstgerechtigkeit. In seinem Urteil über Menschen und Dinge blieb er immer versöhnlich, großherzig und gütig. „Denn keiner hat gelesen in des Gerichtes Buch“, so klingt sein Epos „*Julian*“ aus. Und das andere Epos „*Robert und Guiscard*“ schließt mit der Bitte: „So wolle Gott all' Wirrsal mild entwirren und gnädig richten, die da menschlich irren“. – Die Zeit rast fort, und wir überblicken in unserm kurzen Erdenleben nur eine winzige Zeitspanne. Das menschliche Auge ist vielfach getrübt, und unsere Erkenntnis von Leidenschaften und Irrtümern verdunkelt. Erst in der Ewigkeit werden sich alle Rätsel und Widersprüche lösen. Dann werden auch alle Ungerechtigkeiten und Härten ausgeglichen und alle verborgenen Liebestaten offenbar werden.

Wie im Turm der Uhr Gewichte
Rückt fort die Weltgeschichte,
Und der Zeiger schweigend kreist,
Keiner rät, wohin er weist.

Aber wenn die eh'rnen Zungen
Nun zum letztenmal erklingen,
Auf den Turm der Herr sich stellt,
Um zu richten diese Welt.

Und der Herr hat Nichts vergessen,
Was geschehen, wird er messen
Nach dem Maß der Ewigkeit –
O wie klein ist doch die Zeit!⁹⁴

⁹⁴ Gedicht „*Weltlauf*“.

Eichendorffs Meeresehnsucht

Von Adolf Dyroff

Immer wieder verkündet man, daß Eichendorffs Dichtkunst an großer Enge auch des Stofflichen leide, ewig uns von Wäldern, Schlössern, Postillonfahrten, Jagden, Ritten in die Ferne und andern dergleichen erzähle. Das ist aber eine Übertreibung. Nicht nur die nach Frankreich verlegten Erzählungen, „*Das Schloß Dürrand*“, „*Die Entführung*“ und „*Robert und Guiscard*“, die alle ein Nachhall der Reise nach Paris sind, legen Verwahrung dagegen ein; Jägerfamilie, Frauenkloster, Pariser Revolutionsvorbereitung mit Pariser „Milieu“, Revolutionskämpfe, Pariser Bälle, Königshof, Krankenzimmer mischen neue und eigene Töne in die bekannten Farben, zu denen aber auch schon früh das Element des Brandes gehört. In den epischen Gedichten „*Julian*“ und „*Lucius*“ mußten schon wegen der dargestellten Ereignisse die neuen Elemente das früher Beliebte überwuchern. Kaum, daß einmal das Waldschloß wieder durchblickt. Das schon seit dem Beginn des Eichendorffschen Erzählens vorhandene Säulenhaus hat dort ein anderes Gesicht angenommen. Schließlich führt auch „*Das Marmorbild*“ in die stark veränderte Welt italienischen Renaissance-Lebens hinüber. Das, worin sich unser Lieblingsdichter zu sehr wiederholt, sind die Personentypen, die geheimnisvolle zauberische Venus eingeschlossen, und die Gesamtfärbung samt deren Elementen und Sprachwendungen (wie „Vater und Mutter sind lange tot“). Übersehen wird bei jenem Fehlurteil meist, vielleicht sogar immer auch Eichendorffs Freude am Meere. Diese hat aber einen unverächtlichen Anteil am Stoffgut des Dichters und liefert ihm zu den genannten neue, eigenartige Elemente. Ja, faßte man alle Stellen zusammen, an denen in unseres Dichters Seele die Vorstellung „Meer“ erwacht, so würde manchen ein leises Erstaunen überfallen, weil er diese Tatsache bisher unbeachtet ließ.

Bereits sehr frühe wendet sich Eichendorffs Einbildungskraft der See zu. Der beste Beweis dafür ist der Schluß des Jugendromans, wo das Meer als das Mittel auftritt, den ersten Nebenhelden Leontin aus unerträglicher geistiger und besonders politischer Enge der hohen Freiheit in Amerikas grünen Wälder zuzuführen. Die später dem Dichter geläufige Verbindung von Waldbergen und Meer hat da zwar eine geographisch unmögliche Form empfangen. Aber das Meer hat doch eine wichtige

symbolische Aufgabe. Es dient der Befreiung aus Ketten und leitet aus der Enge ins Weite. Indes noch früher scheint als Aufgabe des Meeres die gesehen zu sein, daß es ungebärdige Lust zum Schiffbruch bringt und so eine Befreiung ins höhere Leben vermittelt. Denn in der „*Brautfahrt*“, die nach der „*Hist.-krit. Ausgabe*“¹ ungefähr der Heidelberger Zeit zufällt, lockt ein verwegener Ritter die Braut vom Meerschloß herab auf die weite See, strandet dort an einem Riff mit seinem Schiffe, wird auf ein Eiland voll fremdländischer Pracht gerettet, gewinnt aber dabei nur der Leiche der Teuersten eine neue Erdenheimat; er selbst wird Einsiedler auf einem hohen „Felsenbogen“ und rüstet sich dort für den gemeinsamen Besitz der Himmelsheimat. In dem Riff und dem Felsenbogen hat der Dichter zwei bleibende Elemente seiner Meeresvorstellung gewonnen und zwei nach verschiedenen Richtungen zielende Bewegungen sind hier vereinigt, die nach dem Meere und die nach dem Himmel.

In dem Zuruf „*An meinen Bruder 1813*“ vergleicht Joseph sich und seinen Bruder Wilhelm mit zwei Quellen, die, aus einem Felsen geboren, dann jeder die eigene Bahn ziehen, zuletzt aber doch, obwohl sie einander verloren, sich im Meere wiederfinden. Mit den Worten:

Es treffen echte Brüder
Im ewigen Meere doch zusammen wieder,

schlägt der Dichter ein Thema an, das ihn nicht wieder losläßt:

Der Fluß als Symbol des Menschenlebens in seinem Verlauf und die Unermeßlichkeit des Meeres als Symbol der Ewigkeit! Die hiermit gewordene Bildgestalt eines wesentlichen Bestandteiles der Weltanschauung des Dichters nimmt ihn sogar vielleicht öfter in Beschlag als sein anderes Lieblingsbild, das Hinstreben von Liedern, Gedanken oder Vögeln nach dem Himmel. In solchem Sinne ruft Eichendorff den Sängern zu ihrer Fahrt auf der Jugend ewigem Strome zu:

So fährt im Morgenschimmer!
Seis Donau oder Rhein,
Ein rechter Strom bricht immer
Ins ew'ge Meer hinein. (*Sängerefahrt*.)²

Der Dichter stellt sich den Strom daher mehrfach als den vor, der sich nach dem Meere sehnt. Wie schön heißt es von ihm:

An Burgen, die vom Felsen einsam grollen,
Aus Waldesdunkel, zwischen Rebenhügeln,

¹ Inskünftig als „*H. K. A.*“ angeführt. Hier I 2, 780.

² Nach *H. K. A. um 1818 entstanden!*

Vorüberleitend in die duft'ge Ferne,
Entwandelt er zum Meer, dem wundervollen,
Wo träumend sich die sel'gen Inseln spiegeln
Und auf den Fluten ruhn die ew'gen Sterne.

Und noch einmal geht's im gleichen Kranz der „*Sonette*“, zum „ew'gen Meer“. Noch deutlicher wird in „*Wehmut*“ das Meer zum Sinnbild unserer ew'gen Heimat. Da lesen wir vom Fluß:

Kein Bett darf er hier finden.
Wohl in den Tälern kühl
Siehst du sein Gold sich winden,
Dann plötzlich meerwärts drehn.³

In einem für die Novelle „*Eine Meerfahrt*“ verfaßten Liede heißt es dann sehr burschikos:

Feldwebel, Reiter, Musketier,
Sie müssen all ersaufen,
Derweil mit frischem Winde wir
Ins Paradies einlaufen. (Seemanns Abschied.)

Mit ernsterer Kraft jedoch erfaßt den fromm gewordenen Sänger das Bild, als er aus Träumen, in die ihn Sirenenlächeln und Glücksbehagen hineingelockt, durch die mächtigen Stürme eines von Gott verhängten Schicksalsschlages aufgeweckt worden war und jetzt das einst doch auch vom Herrn geschenkte Glück selbst als Opfergabe willig zurückgibt. Er gesteht dem Allmächtigen:

„Nun weiß ich, wie Du labst“,

und, in dem weiten Schweigen, mit Ihm allein stehend, bittet er, daß Seine Hand uns dorthin führe, wohin unser aller Fahrt geht, zum Heimatstrand. Das Lied steht unter den „*Geistlichen Gedichten*“ und erschien zuerst 1836.

Das Bild einer Fahrt auf dem Lebensmeere selbst liegt wieder unter, wo der Sänger das „*Liebchen*“ auffordert, bindende Fesseln durch recht Gebet sprengend, frei in den Morgen hinabzuspringen.

Er heißt sie am Meeresstrande willkommen, er löst des Schifflens Bande und segelt mit ihr dahin, wo Paradiesvögel schweifen und der Garten Gottes aus Morgenflammen steigt. – „Aurora scheint, soweit die Blicke langen.“⁴

³ Die „*Sonette*“ will Nadler um 1808, „*Wehmut*“ die Historisch-kritische Ausgabe I 2 667 gegen Krüger später als 1807 setzen.

⁴ „*Der Fromme*“. Die Hist.-krit. Ausgabe I 2 758 denkt an 1808 ff. (*Kätzchenzeit*).

Einmal wird das Bild „Himmel“ über das Bild „Meer“ Herr: Einen Adler hat der Sturm weit übers Meer gelockt und der Vogel findet sein Felsenest nicht mehr. Wald, Land und Meer liegen verdämmernd tief unter ihm. So muß er von dem Felsenbogen, auf dem er Rast gemacht, höher, immer höher fliegen, um zu versuchen, ob nicht der Himmel offen wär.

So hat die weitere Lieblingsvorstellung Eichendorffs – der hochfliegende Vogel – zur Schöpfung eines ganz eigenartigen Gesamtbildes geführt. Das Lied „*Durch!*“ bildet den Schluß der „*Geistlichen Gedichte*“.

Bei solcher Liebe zum Meere tut es unserm Dichter sehr leicht die ihm durch seinen Freund von Schön nahe gebrachte Sage von den Tonga-Inseln an, die von einem Götterland in Meereseinsamkeit weiß.

(*Der Götter Irrfahrt* I 412)⁵

Während es zumeist vom Land zum Meere geht, wählt den umgekehrten Weg Eichendorffs Phantasie dort, wo er den Steuermann, der sein „tapferes Schiff“ ruhmvoll „überm tück’schen Grund“ gelenkt hat, nach langem Irren zurückkehren und tot an der Heimatküste niedersinken läßt.

(„*Sonnette an A.*“)

Gelegentlich wird ihm die Ewigkeit selbst wie ein Meer so erschrecklich still und weit:

Da sinken all’ Ström’ und Segel hinein,
Da wird es wohl endlich auch ruhig sein. (*Der irre Spielmann.*)

Damit ist ein schwarzer Farbton in das Bild gekommen, obwohl das Meer immer noch als letzter Zielpunkt erscheint.

Ein ähnlicher Sinngehalt fließt in das Wort „Meer“ hinein, wo der Dichter einen ganz vereinsamen, aus fröhlichem Tag geworfenen Menschen kurz zeichnen will; da spricht er vom Schiffer in des Meeres Einsamkeit (Wandersprüche). Und im „*Nachtgebet*“ blickt er, seine Lieben alle verstorben wägend, wie ein einsamer Steuermann in des Meeres öden Reichen himmelan.

Als Endiger der aus Sünde erwachsenen Seelenpein und des Unglücks wird der Tod im Meer herbeigewünscht im Gedicht „*Die falsche Schwester*“.

Noch finsterer ist die Meeresstimmung im „*Schiffergruß*“, wo in einer Zeile calderonscher Geist herrscht. Ein reiches Schiff mit seidenen Schwingen fährt des Dichters armes Boot fast zu Grunde. Da ruft der arme Segler zum stolzen Schiffsherrn hinauf: An deinem Steuer steht ein fremder, finsterer Bootsmann.

Gleiche Winde, gleiche Wellen,
Reiches Schiff und armes Boot
Nach demselben Strande schwellen,

⁵ Aus der Zeit um 1814? H. K. A.

Deine Hoffart, meine Not
Wird an einem Riff zerschellen,
Denn der Bootsmann ist der Tod.

Und so finden wir stets von neuem die Vorstellung „Meer“. Selbst im „Lucius“ (V) verläßt es Eichendorff nicht, einen Liebenden bei der Werbung mit der Erzählung von einem Meer des Sehnsens beginnen zu lassen, auf dem er, ein verirrter Schiffer, schlief; ein wunderbares Lied der Sirenen habe ihn rastlos aus seinen Träumen gerufen „zum Zauberland, wo glühnde Rosen düften.“

Dem Liebenden wird jedoch die Antwort:

„Sirenenlied zieht Schiff und Mann – Zum Klippenstrande, dem erbarmungslosen.
– Die Rosen sind blutrot.“

Nerva und Julia sind es, die sich so unterhalten – nicht römisch, wie man erwarten sollte, sondern echt eichendorffisch.

Rasch eingehaucht ist die Mahnung an den Untergang des Schiffes und den Tod des Schiffers in den zwei Strophen, die den Titel tragen „Verloren“.

An die Stelle des Steuermannes Tod tritt im „Julian“ (VIII) einmal aber eine geschichtliche Persönlichkeit, die dem Helden dräut: Sein Gegner Severus.

Tag- und Nachtansicht vom Meere eint die katholisch-christliche Aufschau zur „Heiligen Mutter“. In dem wüsten Meer, in dem alle Schiffe, die nach den falschen Landen steuern, stranden müssen, ragt ein Felsenbogen, an dem aller Brandungszorn der gegen den Himmel sich aufbäumenden Tiefe zu Schanden wird. Dort oben betet die mildeste der Frauen, ihrer Kinder und der zertrümmerten Schiffe gedenkend, daß sich rings die Stürme legen möchten. Dort will der Dichter sein Schiff hinter sich versenken, und sich dem Schutz der Mutter auf immer anvertrauen.

Weltschmerzlich dürfen auch folgende Worte nicht verstanden werden:

Tritt nur mit in mein Schiff!
Wo wir landen oder stranden,
Erklinget das Riff,
Bricht der Lenz aus dem Sande,
Hinter uns dann ins Branden
Versenk' ich das Schiff! (Vorwärts!)

Einer gänzlich andersartigen Anregung scheint das Bild des Steuermanns auf dem Preußenschiff sein Leben zu verdanken. Man⁶ verweist für das Gedicht „Der brave Schiffer“ auf das „Preußenlied“ von Möwes, in dem bereits das Schiff von

⁶ H. K. A. I 2 71 ff.

Preußenland und sein heldenhafter Kapitain besungen waren. Eichendorff wendet das Bild auf die Politiker von Stägemann und von Schön an, nicht ohne seine eigenen Riffe, Nornen, Meeresungeheuer und Korallenspitzen, stark umfärbend, einzumischen. Damit wird ihm der wackere Steuermann sittliches Vorbild, das auch in „den *Letzten Helden von Marienburg*“ hineinglänzt.⁷ So nennt er sich auch selbst beim Abschied von Danzig 1824 einen kühnen Steuermann, in den „*Tafelliedern*“.

Mehr als alle solche Ausweitungen des Vorstellungsbildes „Meer“ zeugt das nicht seltene plötzliche Auftauchen der Worte „Meer“ oder „die See“ in ganz meerfremden Zusammenhängen für die Dauer der Meerfreuden des Dichters. Mitten im grünen Wald denkt „der wandernde Musikant“ daran, daß ihn die Sonne plötzlich im Dunkeln läßt, im Meere sich zu spülen. Den Satz, daß ihm, dem Dichter, nichts so sehr gefalle, als das deutsche Waldesrauschen, setzt er italischen Wundern entgegen, unter denen die Fei prunkt, die auf blauem Meer singt („*Rückkehr*“). Und ebenso rasch hingeweht ist die Erinnerung an die See in dem Liede „*An die Waldvögel*“:

Und herauf durch die Wälder
Spiegelt die See.

Zuweilen dient das Meer zum Vergleiche. Hoch über alles Landläufige schwingt sich der Vergleich empor:

Wie vom Gebirge ins Meer zu schauen,
Wie wenn der Seefalk, hangend im Blauen,
Zuruft der dämmernden Erd, wo sie blieb?
So unermeßlich ist echte Lieb.

Aber schon fängt die Vorstellung „Meer“ zu erblasen an, wo es heißt:

Als läg es weit im Meer (Eldorado) – So tausend Stimmen irren, Wie Wind im
Meere gehen. (*Der Riese.*)

Und fast abgenutzt mutet uns heute der Vergleich an:

Still wie die See (im Gemüt). (J. E...s Stammbuch).

Es liegt in unseres Dichters Eigenart, daß er, wo nicht Handlungen in Betracht kommen, die Bilder in eine Art von Verschwommenheit impressionistischen Stiles taucht. Eichendorffs Seebilder sind noch um vieles nebelhafter als die Seegemälde des großen Briten Turner. Bevorzugte Doré nicht den Holzschnitt, so würde man ihm am ersten den Schlesier nahe rücken dürfen. So treten gewöhnlich nur wenig Züge des Meeres deutlicher heraus, wie die Wogen, die Brandung und das vor allem beliebte

⁷ H. K. A. I 2 717.

Riff, das aber leicht das Symbol für die Lebensgefahr wird; seltener die Insel. Auffallend oft erhebt sich ein Felsenbogen hoch über den Wellen der See. Einmal haben wir im Meer das eichendorffsche Felsenschloß. Schon bestimmter wird der Ausdruck, wo das Schiff echt germanisch „wildes Roß“ genannt wird. Von den germanischen Fabelwesen verbindet der Dichter mit der See gerne die Meerfei; einmal indes sehen wir auch den langbärtigen Seekönig, wie er auf seiner Warte über seiner Harfe eingeschlafen sitzt (I 469). Da wirkt es fast knallartig, wenn wir in „*Seemanns Abschied*“ lesen:

Der Haifisch schnappt, die Möwen schrei'n.

Wir haben bisher fast überall von Stellen abgesehen, in die die Vorstellung „Meer“ durch sachliche Zusammenhänge hineinkommt, wie etwa durch die Sage (*Der Wachturm* I 421) oder durch die Geschichte (*Die stille Gemeinde* I 458). Immerhin bezeugt schon die Wahl solcher Stoffe des Dichters Liebe zum Meere. So noch das Altersfragment⁸ „*Der Auswanderer*“. Wir dürfen, wenn wir das Fortschwelen des Meeresmotivs beobachten, schon von steter Meeresehnsucht Eichendorffs sprechen. Wie ein vulkanischer Ausbruch dieser Sehnsucht erscheint die Geburt der Novelle „*Eine Meerfahrt*“. In der Ausgabe der „*Sämtlichen Werke*“ von 1864⁹ ist sie mit dem Zeitzeichen 1835 ausgestattet. Natürlich enthalten die eingestreuten Lieder Hindeutungen aufs Meer genug, nicht nur das schon angeführte „*Seemanns Abschied*“ oder das Lied des an „den“ Bord des Schiffes gelehten Haupthelden Antonio, oder das Lied des fremdländischen Mädchens in der Laube des verwilderten Inselgartens oder deren Lied auf dem Schiff, das mit „*Waldmädchen*“ in der Sammlung der Gedichte betitelt ist, sondern auch das berühmte Lied, das sonst „*Der Einsiedler*“ benannt ist:

Komm' Trost der Welt, du stille Nacht.

In das Waldesrauschen dieser sanften Verse tönt der Sang, den ein wandermüder Schiffer im Hafen der Insel übers dunkelnde, weite Meer ertönen läßt.

Diese Novelle, die den Leser mit einem 1540 aus Valencia in den weiten Ozean steuernden spanischen Schiff „Fortuna“ zu zwei geheimnisvollen Inseln führt, ist in der Gesamtfärbung wie in deren Elementen und in manchen Hauptpersonen echt eichendorffisch. Wir werden wieder mit rauschenden Wäldern, Bergen voll Klippen, Zacken, Schlüften, Tälern überschüttet. Der eichendorffsche Garten nimmt uns zweimal auf; Allein fehlen nicht und ein eingeschlafener Pfau fällt so wenig aus dem bekannten Rahmen wie die Klippenbäche. Das ewige Reh geht öfter einsam hin.

⁸ H. K. A. I 2 S. XXXIV.

⁹ Nach ihr unsere Anführungen.

Brände erleben wir genug (Waldbrand, Burgbrand, Schiffsbrand). Die Metaphysik des großen Meeres der Ewigkeit über den Wolken wird keineswegs versäumt (274, 259). Der halb irre Geist (jetzt Alonso), der naive junge Mensch, jetzt Antonio, der Student aus Salamanka, das schöne verliebte Mädchen, jetzt die Indierin Alma, der von abenteuerlichem Welttum zu frommem Einsiedlertum bekehrte Kriegsmann, jetzt Diego, die gefährliche Venus, jetzt die Königin eines Indierstammes, sind Eichendorffs Phantasie seit längerem eigen.

Aber diesmal hat sich der Dichter mehr als je vorher und nachher bemüht, schärfere Züge aus der ihm durch irgend eine Quelle bekannt gewordenen Wirklichkeit in seine alten Muster einzuweben. Nur darf man bei der Eigenart der Eichendorffschen Kunst nicht erwarten, irgendwo unterrichtmäßige Schilderungen oder gar Belehrungen zu empfangen wie bei Gerstäcker und Cooper. Seinem feinsinnigen Gefühle folgend fügt unser Dichter die neuen Elemente mit feinsten Dosierung da und dort in das Bekannte ein. Erst, wenn wir zusammenfassen, ersehen wir, wieviel Neuartiges im Ganzen steckt. Recht bestimmt wird gleich das allgemeine Verhältnis der Handlung zum Meer bezeichnet: Das aus Valencia ausfahrende Schiff „passiert die Linie“ und „sticht nun in den atlantischen Ozean hinaus“. Eine rasche Strömung treibt es ins Ungewisse von Amerika ab, wohin man gewollt hatte. Nach zwei Tagen Fahrt geraten die Seefahrer in das Gebiet einer Windstille, die das Schiff fast eine Woche lang festhält. Und dann gelangen sie zum Hauptschauplatz, zwei einander benachbarten und sich ähnlichen Inseln.

Genauer ist die Schilderung des aussegelnden Schiffes: Durch die Löcher in den Segeln, die nur teilweise geflickt sind, pfeift der Wind, am Vorderteil steht die künstlich geschnitzte bunte Glücksgöttin. In der dann eintretenden Windstille auf dem Ozean draußen hängen die Segel und Tauen schlaff an den Masten, im untern Raume hört man die Ratten schaben. Auf einmal kräuselt ein leiser Hauch das Meer immer weiter und tiefer, die Segel schwellen allmählich, das Schiff knarrt und reckt sich, aus allen Luken steigen plötzlich wilde gebräunte Gestalten. Antonio klettert in seinem buntseidenen Wams wie ein Papagei auf der schwankenden Strickleiter den Hauptmast hinan. Als man spät abends vor einer unbekanntenen Küste liegt, werden die Segel eingezogen, die Anker geworfen und auf Bord und Masten Wachen ausgestellt.

Fortwährend erhalten wir rasche Einblicke ins Seemannsleben. So sehen wir, wie ein toter Genosse in ein Segeltuch gewickelt wird, wie die Flaggen über ihm „auf eine gute Fahrt auf dem großen Meere der Ewigkeit“ geschwenkt werden und die Leiche an Seilen über Bord ins feuchte Grab hinuntergelassen wird (259). Der Kompaß

erscheint wenigstens im Vergleich (254) und ein Seeboot wird „Nußschale“ gescholten (238). Die Zurückhaltung, die sich Eichendorff hinsichtlich der seemännischen Namen der Schiffsteile auferlegt, wird auch dadurch bedingt sein, daß die meisten damaligen deutschen Leser mit der Seemannssprache bei weitem nicht so vertraut waren wie wir heute.

Dem Realistischen¹⁰ neigen sich auch die Schraffierungen an den Zeichnungen mancher Personen zu. Eine überaus köstliche Gestalt ist der ewig aufbrausende, betrunkene Leutnant Sanchez, der doch auch so tapfer zu sterben weiß, um aber vom ungenießbaren Wasser des Meeres gepeinigt, plötzlich wieder lebendig zu werden (ein unendlich komischer Auftritt!). Vor allen aber ist der ausgezeichnete Draufgänger Alvarez, der Kapitän und Hauptmann, eine wertvolle Bereicherung des Eichendorffschen Figureschatzes. Hager gelb sitzt er bei der Windstille auf seinem ledernen Armstuhl und wirft kurze Blicke in alle Winkel, ob ihm nicht jemand guten Grund zu ordentlichem Zorn geben will. Als es später vom Mastkorb schrie: Land, Land, eilt er nach seiner Karte, die Stelle zu bestimmen, findet freilich nichts. Als Antonio meldet, er sehe goldglänzende Berggipfel, da nimmt Alvarez sein altes Perspektiv, zielt, zieht es immer länger und länger und behauptet, was da vor ihnen liege, sei das reiche Indien, das große Südland. Ein Geier von riesenhafter Größe hängt mit weit ausgespreizten Flügeln über dem Schiff; Alvarez zieht seinen funkelnden Ring vom Finger, läßt ihn schweigend in seine Muskete, schießt nach dem Vogel und trifft ihn. Die Matrosen glauben Sirenen in den Fluten zu erblicken. „Die erwisch ich“ ruft Alvarez, der mit Degen, Muskete und Pistolen bis an die Zähne bewaffnet ist, und steigt auf der Schiffsleiter in das kleine Boot hinab. Man will den tollen Hauptmann an der Abfahrt hindern, aber Alvarez zerhaut zornig mit seinem „Schwerte“ das Tau. Kühn und besonnen, allen gefährlichen Lagen gewachsen, rauh und doch leicht gerührt, wenig gebildet und doch sehr gescheit – so tritt er auf. Selten sonst ist unserm Dichter eine so waschechte Gestalt gelungen. In den späteren „*Glücksritern*“ (1841) haben wir nur Nachbilder von Menschen wie Alvarez und Sanchez.

Der neue Stoff gab dem Dichter auch neue Handlungsbilder ein. Nirgends bei Eichendorff sind Kampfvorgänge so deutlich aufgewiesen wie in der „*Meeresfahrt*“. Besonders gut gelang die Umzinglung der Spanier durch die Wilden, die Bildung einer inneren „Burg“ mit nach außen gerichteten Musketenläufen (Vorbild Napoleon I.?) und die Lösung der Eingeschlossenen aus dem nun zaudernden Kreis der

¹⁰ Selbst die indische Venus ist realistischer gezeichnet: Sie jagt mit Alonso in den Wäldern, setzt ihm den Fuß auf den Nacken (286).

Braunen. Die Kraft, mit der sich Sanchez durch die Wilden durchhaut, die Kunst, mit der Diego die ihn bedrohenden Wilden mit alles erhellender Leuchtkugel und mit Feldschlange zum Weichen bringt (275 f.) sind nicht zu verachten. Sehr gut, wenn auch knapp ist die Rettung der Spanier aus der Hand der Feinde in die Barke und von der Barke in das große Schiff gegeben (258). Das Ringen Diegos mit Hunger und Sturm stattet Eichendorff mit dem realistischen Zuge aus, wie der Schiffbrüchige nach schwimmenden Lebensmitteln, Werkzeugen und Gerätschaften hascht (288). Stark belebt ist das Bild der sich auf der kleinen unbewohnten Insel einrichtenden Spanier; Zimmerleute schlagen ihre Werkstatt auf, die Segel werden geflickt (266)! Lebendig auch das Bild der jäh emporwachsenden Burg des Diego (282). Selbst die Gesamtkennzeichnung der Bemannung des Schiffes ist trefflich. Immer leicht erregbar und doch leicht lenksam, bieder und doch goldgierig, abenteuerlustig und doch heimattfroh zeigt sie sich.

Eine wundervoll komische Mischung von Realismus und Phantastik bietet die Erzählung von der Amabassade der Spanier zu dem indischen König: Pfannen, zerschlagene Kessel, anderes altes Gerümpel zieht mit. Alvarez, eine große Allongeperücke auf dem Kopf, thront, in einen alten, weit ausschlagenden Scharlachmantel gehüllt, auf dem Schiffsesel; der Schiffskoch ist als Page ausgeschmückt. Wer denkt nicht an Don Quijote und Sancho Pansa? Und doch ist es kein bloßer Abklatsch geworden!

Man übersehe nicht die Buntheit der spanischen Kleiderfarben, das Wehen der weißen Fahnen mit dem kastilianischen Wappen (244), den Fandango des Schiffskoches (240). Dem „Exotismus“ huldigt der deutsche Novellist, wo er die fernen Inseln und ihre Bewohner ausmalt, in nicht wenigen Zügen.

Wie der Held Alvarez, so hat der Dichter selbst nach der „Natur und Beschaffenheit“ des fremden Landes (243) Neugier. Das Land wird durch die Vorstellungen vom Korallenriff (231), von der ganz smaragdenen Felsenküste (233), vom rauchenden Krater auf dem vulkanischen Boden (243) uns nahe gebracht. Gold schimmert überall durch den grünen Teppich der Insel (282, 290 u. ö.). In großen Körben voller Platten, Körner, Klumpen haben es die Wilden gesammelt (246 ff.).

Die Pflanzenwelt bietet auch stark duftende unbekannte Kräuter und Blüten, hohe Blumen, Brotbäume (264) dar. Gerne wirtschaftet Eichendorff mit Palmen. Palmen strecken ihre langen Blätter und Fächer hinaus (239) und Kokospalmen (242, 264) gewähren Nahrung. Bunte Schlangen (282), fremde bunte Vögel (242, 266), Hähne, die im Walde krähen, Paradiesvögel (273) beleben die Landschaft.

Wohl ist die Schilderung des Leibes der Menschen zu allgemein gehalten: sie werden zumeist nur dunkel oder braun genannt. Dafür findet das Tun der Wilden – und das entspricht Eichendorffs aktivistischer Neigung – liebevolle Beleuchtung. Ihre Königin betet einmal knieend (285), d. h. sie haben eine Religion. Ihre „indische“ Sprache, ja ihr besonderer Dialekt spielt eine Rolle (245 u. ö.). Sie wohnen in Hütten, das Meer befahren sie in Nachen (287). Da die Indier es mit Fremden zu tun haben, die in ihr Land eindringen, werden sie ausschließlich als Verhandelnde und als Krieger dargestellt. Man leitet Verhandlungen mit ihnen dadurch ein, daß man ihnen Glaskorallen, Tücher, Bänder schenkt (279). Diego weiß sie auch durch einen Teppich zu reizen. Ein Baum von bestimmter Art (diese wird nicht angegeben) gilt in jenen Weltgegenden „als Zeichen des Friedens und der Freundschaft“ (278). Durch Musik und Tücher und Bänder auf Stangen lockte Diego die Wilden an. Voran zieht ein Trupp „Burschen“, im künstlichen Kampfspiel bald sich verschlingend, bald wieder auseinanderfliegend, von den Schlüften herabkommend; sie werfen dabei ihre Speere in die Luft und fangen sie wieder auf. Hinter diesen tragen an der Spitze eines langen, gewaltigen Gesang anhebenden Zuges kriegerisch geschmückte junge Männer auf einem aus breiten Schilden gebildeten Dach die Königin. Sie springt, Diego erblickend, herab und eilt auf ihn zu, indes die turnierenden Burschen sie ehrerbietig durchlassen und die Lanzen vor ihr senken. Bei Alvarez verlief die Einleitung der Verhandlung so, daß er eine Gesandtschaft dorthin lenkte, wo er den Sitz der Wilden vermutete. Als ein im Waldesdickicht lauernder Wilder den Gesandtschaftszug erblickte, stieß er in eine große Seemuschel. Ein zweiter gab Antwort und so lief der Schall plötzlich von Gipfel zu Gipfel über die ganze Insel. Daraufhin zeigten sich in der Ferne bewaffnete Haufen mit Speeren und Schilden. Die Gesandtschaft rückte weiter in das Gebirge vor und erblickte plötzlich einen senkrechten Felsen, auf dessen Klippen steinern-stumme Braune saßen. Da ein durchdringender Metallklang wie auf einen großen Schild! Die Braunen springen mit den Speeren rasselnd auf. Ihr König steigt zwischen den Felszacken herab und ruft den Spaniern gebieterisch etwas zu, bleibt aber, ohne Antwort gelassen, auf seine Lanze gestützt vor ihnen stehen. Nachher winkt er und einige Wilde tragen große mit Gold gefüllte Körbe heran, aus denen der König Goldsachen hervorholt und unter „seine Gäste“ ausschüttet (245 f.).

In beiden Fällen aber ist Tücke im Hintergrund und den Wilden kommt es wesentlich auf kämpferische Vernichtung der Eindringlinge an. Die Kampfweise der Braunen ist mit den üblichen Farben gemalt. Neu ist bei Eichendorff etwa nur das Herausheben des haufenweises Anstürmens und Überfallens. Neben den Speeren und

Schilden werden Köcher mit Pfeilen erwähnt (279). Selbst das Brauchtum der Indier wird herangezogen. Wir vernehmen von ihren Kriegstänzen, die auch Frauen ausüben dürfen (290). Wir sehen von der Ferne eine Art geheimnisvollen Gottesdienstes mit an, wie die Braunen, Windlichter in den Händen, abgemessen und lautlos um eine auf einem Moosbett ruhende Frauengestalt tanzen, während sie manchmal dazwischen mit ihren Schilden, bald mit den Fackeln zusammenschlagen. Eine echt eichendorffsche Spitzbüberei leistet sich der Dichter, wo er den braunen König dem Alvarez dessen Allongeperücke als Skalp (dieser Ausdruck fällt aber nicht) mit dem Speer vom Haupte abheben und seinem jauchzenden Volke als Trophäe vorweisen läßt (246). Die Königin hat um den Hals eine Perlenschnur von Zähnen erschlagener Feinde (279).

Recht klar ist die Verfassung der Braunen dargestellt: Eine Königin und unter ihr „Häuptlinge“ zur Zeit des Dingo (283, 286); bei dem jungen König des Alvarez wird es kaum anders sein. Der König trägt goldene Spangen, einen Federmantel und einen Reiherbusch auf dem Haupt (246). Die Königin ist in ein buntgeflecktes Pantherfell gekleidet (276). Die Häuptlinge haben ebenfalls besonderen Schmuck (288). Man erkennt an alledem: Eichendorffs Meeresehnsucht brachte ihn in die Gefahr, eine Indianergeschichte zu schreiben. Aber davor war er durch seine dichterische Eigenart gefeit. Es wäre nicht schwer, durch eine Fülle von Einzelheiten nachzuweisen, wie der Dichter mit Hilfe sei es von schmückenden Adjektiven, sei es von romantischen Zeitwörtern, sei es von Personifikationen des Untermenschlichen, sei es von Phantasievorstellungen seiner Art und Weise, sei es von Gefühlsbetonungen der Sachvorstellungen, sei es von Vergleichen und geistreichen Einfällen um jene Klippe herumkommt, ohne daß er sich eigens Mühe geben muß. Eichendorff vermeidet sachgemäß das Wort „Indianer“ und spricht von „indisch“.¹¹ Für das Gesagte nur ein paar Beispiele: Die Palmen stehen verwundert. Der Boden ist unheimlich. Vom Indierkönig heißt es: „Ein junger hoher, schlanker Mann ..., einen bunten Reiherbusch auf dem Haupt wie ein Goldfasan“. Die Wogen sind ihm der wandelbare Tanzboden Fortunas. Die Segel ziehen wie stumme Schwäne vorüber. Das Schiff hängt wie ein dunkler Raubvogel über den unbekanntem Abgründen. Natürlich wirken Worte wie „Träumen“ mit. Würden wir die Reisebeschreibungen sicher, die Eichendorff las, bevor er dichtete, so würden wir uns einen glänzenden Einblick in das Wesen seines Dichtens und seiner Eigenart verschaffen können. Schwerlich hat es Eichendorff bei

¹¹ Eine Parallele dazu sind die Bildungen „valenzisch“ und „valenzianisch“ statt „aus Valencia kommend“.

der Lesung des Werkes über die Tonga-Inseln bewenden lassen. Studierte er Forster? Wir haben, dünkt mich, durch unsern Erkundungszug im weiten Gelände der Eichendorffschen Dichtungen die Überzeugung gewonnen, daß das Meer für unsern Sänger viel bedeutete.¹² Ganz in die Anfänge und zu den Wurzeln seiner Liebe zum Meer geleitet uns die Urkunde des frühen Tagebuchs von 1805, aus dessen Einzelheiten sich ergibt, daß Eichendorff hier einer Anregung durch Literarisches (Goethe) nicht bedurfte. Wer den folgenden Auszug aus dem Tagebuch nachdenklich liest, wird sofort sehen, wie sich der Hallenser Student Eichendorff schon bald Anschauungen von der See erwarb, die dauerhaft waren. Wir finden: 10. September: „Früh nach 7 Uhr verließen wir unsere ver wünschte Residenz“¹³ (Halle). „Gegen 10 Uhr erreichten wir das schöne Amt Seeburg, wo uns der herrliche Anblick der beiden unübersehbaren Seen (des Salz- und Süß-Sees) auf ihren Inseln etc. ein kleines Vorspiel der unendlichen Meeransicht, die unser harnte, gab.“ – 18. September. „Endlich war der ersehnte Tag da, an welchem wir das schöne, längst ersehnte Hamburg sehen sollten ... Je näher wir demselben kamen, desto öfterer überraschten uns Ungeheuer von Schiffsgerippen, die am Ufer ausgebessert wurden. Endlich langten wir im Hafen an. Welchen Eindruck dieses seltsame in der Welt einzige Schauspiel auf uns machte, ist unbeschreiblich. Mit staunendem Entzücken fuhren wir in das tosende Chaos hinein, wie eine Feenwelt umschlossen uns rings die ungeheuren Seepaläste. Hier wurde gezimmert, dort gerudert, dort klommen Matrosen an den Masten hinan, hier schwebten andere am Tauwerke zwischen Himmel und Wasser“. 20. November „Mieteten wir uns des Morgens im Hafen ein kleines Boot, in welchem uns ein alter Matrose, der uns viel von einer Reise erzählte, die er in seinen jüngeren Jahren nach Ostindien mitgemacht hatte, nach Altona brachte ... Von den Schiffen her tönnte uns der wildfeierliche Gesang der Matrosen nach, den sie jedesmal anstellen, wenn sie die Schiffsladung ausheben ... Unser Alter erzählte uns, wie dieses Schiff unlängst aus Ostindien, jenes aus Amerika, jenes vom Walfischfange zurückgekommen sei usw., so, daß wir dann jedes dieser Meerschlosser mit lebhafterem Interesse anstauten ... Bei unserer Zurückkunft aus Altona bestiegen wir im Hafen eines der größten Seeschiffe, wo uns der Steuermann für ein kleines Douseur herumführte. Das des Capitains war gleich dem schönsten Paradeszimmer ausmöbliert. Nebenan hat der Obersteuermann seine Stube. In dem ersten Unter- raum, aus dem man in Capitains Wohnung

¹² Eine hübsche Errungenschaft im Kleinen ist die Wendung: „Die weitgestirnten Nächte“ (*Meerfabrt* 273).

¹³ Wir ändern die Schreibung der Worte.

kommt und zu welchem eine Falltür vom Verdecke herabführt, befindet sich der Schiffs-herd und zu beiden Seiten kleine hölzerne Kisten, in welchen die Matrosen schlafen. Hier sind auch die Pferde-, Schweine- und Federvieh-Ställe. Unter allen diesen ist noch der unterste Raum, wo die Ladung und der Ballast liegt. Auf dem Verdecke interessierte uns noch der Anker, der durch eine große Walze aufgewunden wird, die tausendfachen Verkettungen der Taue, die 3 Masten, von denen der mittelste aus drei Stücken besteht. etc. etc. Auf dem Vorderteile des Verdeckes befindet sich in einem eignen Kasten der große Kompass und zu beiden Seiten die Kanonen.“ – 21 ... „verließen das schöne Hamburg, das so lange das Ziel unserer Erwartungen war, die es auch alle nicht nur erfüllte, sondern übertraf. Bei jeder Schönheit Hamburgs dachten wir jedesmal: hier hat auch unser Vater gestanden, das hat auch er angestaunet.“ – 22. Die Reisenden kommen über Lübeck nach Travemünde, wo sich die Trave ins Meer stürzt: „Mit der gespanntesten Erwartung sahen wir dem Augenblicke entgegen, wo wir das Meer zu Gesicht bekommen würden. Endlich ... lag plötzlich das ungeheure Ganze vor unseren Augen und überraschte uns so fürchterlich, daß wir alle in unserem Innersten erschrakten. Unermeßlich erstreckten sich die grauisigen Fluten in unabsehbare Fernen. In schwindlichster Weite verfloß die Riesen-Wasserfläche mit den Wolken, und Himmel und Wasser schienen ein unendliches Ganzes zu bilden. Im Hintergrunde ruhten ungeheure Schiffe, wie an den Wolken aufgehangen. Trunken von dem himmlischen Anblicke erreichten wir endlich Travemünde ... Gleich nach unserer Ankunft bestiegen wir im Hafen ein Boot und ließen uns bis auf die sogenannte Lübecker Rhede, d. h. anderthalb Meilen in die offene See hinaus schiffen. Mit klopfendem Herzen verließen wir die enge Beschränkung des Hafens, und segelten in das Unermeßliche hinein. Vergebens suchte unser ungewohntes Auge im Hintergrunde ein Ende, eine Grenze; einzelne Schiffe nur, die von hier wie Nußschalen erschienen, schwebten in tiefer Ferne. Ein nie gefühlter Schauer überfiel uns bei diesem Anblicke und wir sahen uns oft genötigt, unsere Augen von dem herrlichen Schauspiele abzuwenden. Wie zwei Arme strecken sich zu beiden Seiten felsige, waldigte Landzungen ins Meer.“ Die weitere Beschreibung bezieht sich auf die dunkelgrüne Farbe des reinen Wassers, die „Unterwelt“ des Meergrases, die auf der Oberfläche herumschwimmenden Seepolyphen und auf Meersterne im Boote, auf Schiffe aus England, Schweden, Westindien, Rußland, die draußen vor Anker lagen, da sie wegen ihrer Größe nicht in den Hafen hinein konnten. Aus dem englischen Schiff scholl den Reisenden englischer Matrosengesang entgegen. Das russische bestiegen sie auf einer Strickleiter. Nach der Rückwanderung zum Städtchen Travemünde besichtigten sie genau den Leuchtturm.

Von diesem auf einer ins Meer gebauten Mauer hinauswandelnd, trafen sie russische Matrosen, die Wasser vom Lande holten, und sahen sie ein dreimastiges Schiff mit vollen Segeln vorüberfliegen. Als sie dann die Karren für die Seebäder in Augenschein nahmen, erhob sich ein kleiner Sturm; man genoß das herrliche Schauspiel, die ungeheure Wassermasse in wogender Bewegung zu sehen.

Um sich einige Zeit dieser furchtbaren Wasserwiege zu überlassen, wiederholte man die Spazierfahrt um die Lübecker Rhede; obschon die Wogen nur klein waren, hatten sie doch Kraft genug, das Boot auf- und niederzuheben, so daß der Gesellschaft anfangs auf dieser Schaukel „nicht ganz wohl zu mute war.“ (*H. K. A.* XI 123–132).

Dieser Teil des Berichts schließt mit den Worten: „Travemünde allein mit seinen Herrlichkeiten war der ganzen Reise wert und ewig wird der Anblick des Meeres meiner Seele vorschweben.“ Da wir von manchem andern her wissen, daß der eindrucksvolle Anschauungsunterricht der wirklichen Erlebnisse Eichendorffs Phantasie mächtig zu befruchten pflegte, dürfen wir schließen, daß alle Züge, in denen die Novelle mit diesem Reisebericht übereinstimmt, ihre seelische Grundlegung durch die Hamburg-Travemünder Reiseeindrücke empfangen haben. Josephs Seele nahm erwartete Erlebnisse stets ungewöhnlich tief auf. Wie enthusiastisch begrüßt er den Rhein bei Schwetzingen-Speyer, der auf mich bei mehrfachem Besuche den Eindruck des Langweiligen machte (und das meiste war genau noch so, wie es Eichendorff beschrieb)! Und das Meer bei Travemünde kam mir keineswegs ungeheuer gewaltig vor wie dem Dichter und ich ging doch weit über den Seetempel bei Travemünde hinaus am Strande hin. Der jugendlich-stürmende Eichendorff faßte eben mit vollen Poren auf; ich hatte das mittelländische Meer bei Cette, Nervi, Capri, Palermo und die Nordsee von Ostende bis zur Themsemündung, diese bei heftigstem Sturme, gesehen und war wohl etwas abgestumpft. Aber selbst über Hebbels Gemüt erhob sich das Eichendorffs an Aufnahmefreudigkeit; Hebbel war vom Neckartal bei Heidelberg stark enttäuscht. Dazu kam wohl, daß Eichendorff den Timmendorfer Strand vor Wolken nicht erblicken und zuerst von einer Anhöhe vor Travemünde auf das weite Meer sah, was ich nicht getan. Nicht zu vergessen aber ist, daß Joseph von der Kindheit her durch Campes Erzählung von Robinson, auf die er selbst in diesem Zusammenhang verweist (*H. K. A.* XI 124, 10) und durch Erzählungen des innig geliebten Vaters tiefe Gefühlstöne mit der Vorstellung des Meeres verband. Darum verzeichnet das Tagebuch schon vor dem Bericht über die Hamburger Erlebnisse für die Fahrt durch „die weltberühmte Lüneburger Heide“ den Satz: „Wie auf einsamem Meere durchschifften wir die dünne Fläche, doch leider ohne Kompaß“ (*H. K. A.*

XI 122, 16). Wieviel unser Sänger durch seinen Danziger und Königsberger Aufenthalt vom Meere genoß, bleibt hier ununtersucht. –

Eichendorff wäre nicht der deutsche Dichter, der er doch war, hätte er nicht für das Meer innige Liebe gefühlt. Denn des Deutschen Seele ist wie auf den Wald mit seinen Bächen und Flüssen auch auf das Meer hingewiesen und durch tausend Fäden der Geschichte auch mit diesem verbunden. Nun scheint aber Eichendorff das dritte zu fehlen, was zur Liebe des Deutschen wesensmäßig gehört, das tiefe Verständnis für die Scholle. Ich glaube jedoch, auch da würde eine sorgfältige Durchleuchtung des ganzen Eichendorffschen Schrifttums ergeben, daß ihm die Liebe zur Scholle nicht abgeht, sondern sich nur hinter feinsten Vorstellungen anderer Art versteckt, wenn auch tiefer als seine Liebe zum Meer.

Zusatz. Mehrere Vertreter der Geographie und Ethnographie stimmen mit mir nur darin überein, daß der Dichter in der Novelle „*Eine Meerfahrt*“ zwar eine Phantasielandschaft komponiert, aber doch Elemente aus der Wirklichkeit hineingewoben hat. Vieles führt auf die Inselgruppe Tahiti; aber auch die Tonga-Inseln und Samoa könnten Züge geliefert haben. Beim Goldvorkommen dachte Eichendorff vielleicht an Neu-Guinea. (Hier habe ich besonders Professor Stickel zu danken!) Die zugrunde liegende Reisebeschreibung ist wohl nicht die von Chamisso, der auf ganz andere Dinge Gewicht legt als Eichendorff, sondern die von Johann Reinhold Forster (1780) oder die von Cook (Stickel); die erste Kenntnis von den Tonga-Inseln hatte er durch die Reisebeschreibung von Mariner, aus der er den Stoff für die Romanze „*Der Götter Irrfahrt*“ entnahm (H. K. A. I 2 S. 777 f.).

Eichendorff

Von Benno Nehlert

I.

Jauernig

Als er vom Bergschloß und den Waldrevieren
Des bischöflichen Freundes Abschieds nahm,
Ging durch den späten Sommertag ein Frieren,
Und säumiger Schwalben Flug, der morgens zahm

Noch um die Rast am Gartenrundbau kreiste,
Zerschwang mit letztem Zwitschern mittagswärts.
Der Bischof, fühlend, daß er ganz verwaiste,
Zog einmal noch den Scheidenden ans Herz.

Dann riß der Wagen talab ihn von hinnen.
Ein Neben, gütig, hüllte Wink und Gram ...
Wie Traum zergingen Berge, Turm und Zinnen.
Er fühlte, schmerzlos, kühle Tropfen rinnen
Und wußte, daß er niemals wiederkam.

2.

Neisse

Sonst ging er, wenn die morgenhelle Glocke
Des alten Klosters an sein Fenster klang,
Verwöhnung hassend, im durchwehten Rocke,
Bei halbem Winter, liebgewordenen Gang;

Und beugte, in Verhärmters müdes Schreiten
Geengt, der Gnade sich, die überfloß,
Wohl wissend, daß beglückten Seins Erweiten
Auch ihm sich bald zu engstem Ringe schloß.

Doch einmal, kaum ein Hauch mehr, glitt das Läuten
Um jäher Müdigkeiten Angst und Bann:
Er lag, wie ganz erdrückt von tausend Beuten,
Die er den Jagden Gottes abgewann.

Als, spät, er sich erraffte, stillversonnen
Wie stets sein Blick am Rand der Gräber hing,
Nur eines suchend, efeugrün-umsponnen,
Das seiner Träume zärtlichsten umfing,

Dann fiel ihm ab, wie Schmuck, erborgt aus Fernen,
Was Bild und Wort bedrängtem Fühlen bot:
Wald, Berg und Strom, die Mondnacht mit den Sternen,
Reh, Jäger, Liebste, Grab und Morgenrot.

Noch durften, sinn- und ziellos, Stunden rinnen.
Ihm starben längst Gesetz und Maß der Zeit:
Durchs zarte Weinen frommer Enkelinnen
Schwang Wissen schon und Glanz und Ewigkeit.

Und als das Posthorn abendlich im Tore
Die Weise blies vom Ringlein, das zersprang,
Schwoll längst sein Lied als schönstes auf dem Chore,
Der aller Himmel-Weiten überdrang ...

Und Gott Selbst weinte selig, da er sang.

Kunstwerk und Betrachter

Bemerkungen zur Riesengebirgs-Ausstellung
im Schlesischen Museum der bildenden Künste zu Breslau

Von Dr. Cornelius Müller

Unter den zahllosen Wegen eines Museums, um Kunst zur Wirkung zu bringen für den Betrachter, gibt es wohl keinen dankbareren als das Thema der heimatlichen Landschaft unter dem Blickpunkt des künstlerischen Gestaltungswillens. Kommt dazu, daß diese Landschaft selbst begnadet ist mit Schönheit, Größe, Reichtum ihrer Motive und Formationen, dann wird ihre Bewältigung von begnadeten Künstlern für den Betrachter ein Erlebnis, wie wir es im Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau gelegentlich der Ausstellung „*Das Riesengebirge in der Kunst des 19. Jahrhunderts*“ betrachten konnten.¹ In seltener und geradezu idealer Weise treffen hier unsere Voraussetzungen zusammen: Das Riesengebirge, längst in unser aller Bewußtsein als das schönste und großartigste deutscher Mittelgebirge eingegangen, war für die deutsche Romantik der Gegenstand, aus dem sich die hervorragendsten Schöpfungen der deutschen Landschaftskunst entwickelt haben. Es hatte etwas ergreifendes, zu beobachten, wie in einem einzigen kleinen Raum unserer Ausstellung vor kaum einem Dutzend Werken von D. C. Friedrich, C. G. Carus und L. Richter aus einem Naturerlebnis der Künstler von damals, ein Kunsterlebnis der Betrachter von heute entstand.

In dieser Zuspitzung und zeitlichen Spaltung zweier Begriffe, die im Grunde zusammengehören, mag manches Unberechtigte liegen. Ergänzend müssen wir sagen, daß die faszinierende Kraft dieser Bilder nicht zuletzt darin beruht, daß gerade der heutige Betrachter mit einem gesteigerten Empfinden für die Natur, ihre Schönheit und Macht begabt ist, und in diesem Falle hat man mit Recht auf Goethe hingewiesen: „Wem die Natur ihr offenes Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigen Auslegerin, der Kunst.“ Offen-

¹ Dieser Ausstellung entstammen die beigelegten Abbildungen von Riesengebirgslandschaften. Zur näheren Unterrichtung sei auf den ausführlichen Katalog und Führer und das Buch von Dr. Grundmann „*Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik*“, Breslau, Verlag Korn, hingewiesen.

kundig hat diese Sehnsucht in den Bildern der Romantik eine Erfüllung gefunden, sich zu einer künstlerischen Form verdichtet, wie es in dieser gültigen Weise für uns heute nicht wieder geschehen ist.

Zugleich fragen wir, war es nicht auch so, daß das formgewordene Naturerlebnis der Künstler der Romantik mit unmittelbarer Zündkraft auf den Beschauer von damals als Kunsterlebnis übersprang. Wir wollen diese Frage ruhig sofort mit Nein beantworten, verhehlen uns jedoch dabei nicht, zu ihrer Erörterung etwas weiter ausholen zu müssen. Denn unser Ausstellungs-Thema bringt nicht nur einen Wandel der künstlerischen Anschauung vor und nach 1800, sondern mit dieser Scheidung zweier künstlerischer Epochen verbindet sich auch zugleich eine Wandlung des Betrachters in seinem Verhältnis zum Kunstwerk, die eine grundlegende Bedeutung hat, und an den Werken von C. D. Friedrich zum ersten Male klar zutage trat. Wir schicken voraus, daß wir unter „Betrachter“ in unserem Falle das Publikum im allgemeinen Sinne verstehen, als den breiten Resonanzboden, der den schaffenden Künstler wohlwollend aufnahm, sich freudig oder ablehnend verhielt, der damit den Gradmesser für die „Beliebtheit“ des Künstlers abgibt, die jedoch wohl zu unterscheiden ist von seiner geschichtlichen Bedeutung. Weiterhin ist unsere Frage engstens verknüpft mit dem Verhältnis des Menschen zur Natur in dieser Zeit. Für dieses Verhältnis hatte der Mensch am Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur im Bild, sondern fast deutlicher im „Englischen Garten“ einen wichtigen Ausdruck gefunden. Hier hatte nach den verschnörkelten, gekünstelten Anlagen mit den gestutzten Bäumen, geometrisch aufgeteilten Beeten, Wegen und Wasserläufen, ein freieres und ursprünglicheres Naturgefühl Platz gefunden. Die einzelnen Motive werden nicht mehr in rationalistisches Schema gepreßt, sondern jetzt ergab sich aus dem Zusammenklang von freiströmendem Gewässer, unverschnittenen Baumgruppen und zwangloser Wegführung das Bild einer ausgesprochenen Natürlichkeit. Zwar immer noch „Bild“ in der Art, wie sich die einzelnen Motive aufbauten und ordneten, aber doch alles mit dem Ziel, die Natur sich freier als bisher entfalten zu lassen. Auch diese Natur hatte ihre Grenzen: nur das Anmutige galt, sanfte Hügel, Wiesen und Seen in lieblichem Wechsel, Gebüsch und Baumgruppen mit traulichen Winkeln, das Ganze zu einer gefälligen Harmonie vereint, die den Besucher schnell mit der Schöpfung vertraut werden ließ. In den zur Abwechslung und Belebung hineingestellten Felsgruppen, Ruinen, künstlich hergerichteten Schluchten macht sich zwar ein stärkeres romantisches Gefühl für die andere Seite der Natur geltend, im ganzen überwiegt aber der Eindruck des Idyllischen, Träumerischen, oft mit elegischem Einschlag. Dieser Haltung war die Malerei jener Zeit vollkommen

angepaßt. Ihr stärkster Exponent ist bekanntlich der Schweizer Maler Salomon Geßner mit seinen idyllischen Landschafts-Kompositionen. Auch bei dem Riesengebirgsmaler Christoph Reinhardt (1738–1827) haben wir eine malerisch-gefällige Gruppierung der Motive, und trotzdem es sich bei seinen Riesengebirgsmotiven nicht um Parks handelt, machen sie doch einen parkartigen Eindruck mit ihrem anmutigen Wechsel von Hügeln und Wiesen, Wäldern und Feldern, lieblich gelegenen Ortschaften in weiche atmosphärische Stimmung gebettet. Dabei ist das alles weniger das Ergebnis einer immer neuen und wechselnden Beobachtung, sondern genau wie bei der Parkgestaltung eine bewußte Stilisierung, die schematische Wiederholungen nicht scheute. Entscheidend für uns ist, daß diese Dinge auch sofort verstanden wurden von dem Betrachter seiner Zeit. Wir haben hierüber das eigene Zeugnis Reinhardts: „Es gereicht mir zur angenehmen Beruhigung, daß meine Arbeiten, sowohl von der Akademie, als auch vom kunstliebenden Publikum nicht ohne Beifall aufgenommen worden sind.“ (Siehe Grundmann, *Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik*, Breslau, S. 25). Dazu kommen zahlreiche Äußerungen von Zeitgenossen, in denen genau das gerühmt wird, was Reinhardt erstrebte mit seiner „gut-gewählten Staffage, den lieblichen Veduten des Riesengebirges“. Interessant ist für uns auch, wie hier eine Anpassung an den Publikumsgeschmack vollzogen ist, der seinerseits wieder bestimmt war durch allgemeine gesellschaftliche Konvention mit ihren vielfachen spielerischen Formen und formelhaften Bindungen an einen Lebensstil, der tiefere Gefühlsregungen zu äußern nicht erlaubte. Infolgedessen mied man auch jeden Anlaß, der zu gesteigerten Empfindungen führen konnte. Um so erstaunlicher wirkt Christoph Nathe (1753–1806), der Zeitgenosse Reinhardts, der in seinen Arbeiten zum ersten mal die Frische und Ursprünglichkeit eines Erlebnisses vom Gebirge eingefangen hat. Auffallend ist, daß die zahlreichen Aquarelle und Sepiazeichnungen Nathes um so echter und unmittelbarer wirken, je näher sie an die neuen damals völlig ungewohnten Motive der Schneegruben, des Kammes usw. herankommen. Es sind Motive, die schon als solche und im Bildausschnitt vollkommen aus dem Rahmen der Konvention, des üblichen Schemas vom idyllischen Erdenwinkel herausfallen. Umgekehrt wirkt Nathe um so konventioneller, je mehr er sich der gebräuchlichen Form des Prospektes, der topographischen Ansicht nähert, etwa den Ansichten vom Vorland auf den Kamm. Freilich hebt sich hier wie dort Nathe weit über den Durchschnitt anderer Gebirgsmaler, etwa eines Balzer, hinaus durch sein ebenso zartes wie lebendiges Kolorit und seinen Sinn für atmosphärische Wirkungen. Daß Nathe mit seinen Schneegruben-Ansichten den ersten Schritt aus den engen Gleisen herkömmlicher Naturanschauungen heraus getan hat,

ist ihm sicher bewußt gewesen. Er selbst schreibt von seinem Erlebnis über die Schnee-gruben in seiner „*Malerischen Wanderung durch das Riesengebirge*“, Weimar 1806, S. 13: „Man ist wie in einen fremden Weltteil gezaubert. Alles ist sonderbar und neu“. Sonderbar und neu müssen auch dem Betrachter von damals Nathes Arbeiten vorgekommen sein. Denn gerade diesen Motiven pflegte der Durchschnittsbesucher des Riesengebirges gerne auszuweichen. Schreibt doch Nathe selbst an anderer Stelle bei seinem Besuch des Kleinen Teiches (S. 35): „Die gewöhnlichen Führer führen die Reisenden hier ebenso wenig hinunter als in die Schnee-gruben“, S. 9 heißt es: „Die Felsen (der Schnee-gruben ...) stehen beinahe senkrecht hinab, dies erschwert ihren Zugang und scheucht die Gebirgswanderer meist bald fort.“ Mit anderen Worten: Das Gebirge hatte von seiner Schreckhaftigkeit, die auch für das Zeitalter der Aufklärung sicher noch etwas Dämonenhaftes hatte, doch noch nicht alles verloren. Es war dem Durchschnittsbesucher immer noch so unheimlich, daß er es in seinen entscheidenden Punkten mied. Die idyllische Ruhe des herkömmlichen Naturgefühls war bereits genügend gestört durch eine normale Kammwanderung oder Paßüberquerung. Nathe hat uns von den Schnee-gruben und Teichen nicht nur eine Reihe von Aquarellen und Zeichnungen hinterlassen, die Blätter tragen die Jahreszahlen 1787, 1789, 1792, 1797, 1800, so daß wir annehmen dürfen, daß sie zugleich Daten von Nathes Aufenthalt im Riesengebirge sind, sondern er widmete diesen Punkten auch in seiner angeführten Schrift über das Riesengebirge mehrere Seiten. Wiederholt spricht er von dem „erhabenen Eindruck“, den der Weg durch die „wunderbar gestalteten Granitmassen“ verursacht. Hatte der Künstler mit diesen Arbeiten die Beziehung zum Betrachter vollkommen aufgegeben? Die Tendenz war deutlich genug da: „Aber ohne menschliche Gesellschaft, allein ... auf einem sehr hohen Berge, ist eine wonnige Lage, der ich mich immer auf hohen Berggipfeln gern überließ“ (S. 33). In der Einleitung seiner „*Malerischen Wanderung*“ wird ausführlich dargelegt, wie wichtig für den ungestörten Genuß des Schönen, Großen, Erhabenen das Alleinreisen sei. Hier treffen wir auf einen Grundzug romantischer Gesinnung, die sich erst nach 1800 voll und allgemein entfalten sollte. Eilte Nathe also seiner Zeit voraus, so hatte er sich doch wieder alle Mühe gegeben, für den Betrachter zu seinen Aquarellen von der fremden und neuen Welt eine Brücke zu schlagen. Da ist zunächst die Staffage, in betonter Zeittracht. In nicht zu übersehender Weise „belebt“ sie den Vordergrund. Meistens ist es der Zeichner selbst, der durch seine Tätigkeit immer wieder auf das Motiv hinweist. Dazu gesellt sich (im Gegensatz zu seiner literarischen Forderung) Begleitung, die die Schnee-gruben anstaut, lebhaft gestikuliert, um die Gegend zu erklären – die Zeit hatte sehr viel topographische

Interessen – kurzum, alles tut, um das Fremde bekannt zu machen, dem Unbekannten den Schein des Vertrauten zu geben.² Dem dient auch noch ein weiteres Motiv: die Art, wie der Blick des Beschauers in das Bild geführt wird. Auch hier werden diesem Brücken gebaut, die es ihm leicht machen sollen, sich mit dem neuartigen Motiv abzufinden. So muß es bei dem bekannten Blatt mit den Felsentürmen der Schnee gruben besonders auffallen – nachdem der Künstler in der „*Malerischen Wanderung*“ wiederholt von der Unwegsamkeit dieser Gegend gesprochen hat – mit einem wie breiten Weg sich die Szenerie öffnet, der mühelos von einem Wanderer beschritten wird. Auch hier ist schließlich alles getan, um dem Motiv den Ernst und die Erhabenheit zu nehmen, von dem der Künstler in seinem Reiseführer so gerne spricht. In der Art, wie die Felsengruppen sich symmetrisch mit betonter Mittelachse aufbauen, und dunkel vor hellbelichteten Partien abheben, liegt zweifelsohne etwas von dem Kulissenzauber der romantischen Felsgruppen in den Englischen Gärten dieser Zeit.

Wir verlassen damit Nathe mit dem Bewußtsein des Zwiespältigen seiner Erscheinung. Sein Vorstoß in Neuland kann nicht genug gerühmt werden, doch er war zugleich gehemmt durch eine sicherlich unbewußte Rücksicht auf den Betrachter, auf die konventionellen Anschauungen seiner Zeit. Wir können diese Rücksicht heute entbehren – so amüsanter uns seine Figürchen in den Aquarellen auch sein mögen. Für den Maler bedeutet das eine Bindung, der er sich nicht entziehen konnte, so wenig Anton Graff das verbindliche, aber stereotype Lächeln seiner Bildnisse vermeiden mochte. Verbindliches Wesen, gefälliges Aussehen gehörten nun einmal zur Lebensform des 18. Jahrhunderts – sie waren das unentbehrliche Gleitmittel, um den reich verschnörkelten, formelhaft gehemmten Ablauf der menschlichen Beziehungen zu ermöglichen. Gefälligkeit, „liebliche Harmonie“, erwartete man auch von der Kunst. Wir haben bereits geschildert, wie eine freiere und gelöste Naturauffassung Platz griff, in der Literatur kennen wir den gleichzeitig einsetzenden „Sturm und Drang“, doch in der Kunst begann der Kampf um eine neue Auffassung, eine neue Welt-Anschauung im elementaren Sinn des Wortes erst nach 1800. Die umstrittenste Persönlichkeit dieser Zeit war Caspar David Friedrich (1777–1840).

Es ist hier nicht der Ort, diesen Kampf um Friedrich in aller Breite zu schildern. Wir wissen, daß er ausbrach, als Friedrich 1808 den „*Tetschener-Altar*“ vollendet

² Diese Absicht kehrt immer wieder in seiner „*Malerischen Wanderung durch das Riesengebirge*“, S. 28 heißt es: Das Unterhaltende dieser Tour besteht vorzüglich darin, daß man die Beschaffenheit der Ausbreitung dieses Gebirges, das eigentümliche und neue allmählich näher kennenlernt. Einen guten Eindruck findet man auf der kleinen Sturmhaube...

hatte und ausstellte. Ein Altar, der weiter nichts war als eine Landschaft, eine Felsspitze mit einem Kreuz vor den Strahlen der Morgensonne. Aus dem sich daran entspinnden literarischen Streit, den ein Kammerherr von Ramdohr mit langatmigen Ausführungen und gehässigem Unterton vom Zaune brach, läßt sich leicht entnehmen, warum es zum Kampf um Friedrich kommen mußte.³ Einfach deswegen, weil es sich bei ihm um eine Ablehnung des Betrachters handelte, im Sinne jenes großen Publikums, das noch ganz in den Fesseln eines konventionellen Geschmacks lebte. Wenn Ramdohr zum Beispiel in seinen Normen für eine ihm richtig erscheinende Landschaftskunst „Mannigfaltigkeit als das Erste“ verlangt und eine Harmonie, in der die Formen „der leblosen freien Natur zusammenfließen“, so ist das ganz der rationalistische Geist des 18. Jahrhunderts. Fast dieselben Ausdrücke in fast derselben Verwendung begegnen uns in der allgemeinen Theorie der schönen Künste von J. G. Sulzer von 1793 in seinem Artikel über Landschaft (Bd. III, S. 145). Mangels selbständiger eigener Anschauung kann Ramdohr auch nicht anders als den holländischen Maler und Schriftsteller Laïresse aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts für seine Beweisführung zitieren. Ramdohr meint weiter (*Bekenntnisse*, S. 297): „Erst wenn die Landschaft etwas darstellt, was Beziehung hat auf die Lokalverhältnisse des Menschen, auf seine Sitten, Gebräuche, auf sein Leben überhaupt, kann man sagen, sie hat Ausdruck“. Mit derartigen Vorstellungen, die im Grunde auf der noch immer gebräuchlichen Vedute mit ihrer topographischen, gegenständlichen Mannigfaltigkeit fußten, konnte man Friedrichs Landschaften nur mißverstehen. Friedrich wollte keine Reichhaltigkeit, sondern eine ganz neue Einfachheit und Ökonomie des Aufbaues. Der Horizont als Horizontale, d. h. in seiner Urfunktion, beherrscht vielfach seine Schöpfungen und gibt ihnen eine nachdrückliche, strenge Gliederung. Er selbst wendet sich (*Bekenntnisse*, S. 151) gegen die Landschaftsmalerei, „die durch Anhäufung von Gegenständen aneinander, hintereinander und übereinander die Bilder überladet, ich glaube Reichhaltigkeit geben will.“ Er spricht von dem „naturwidrigen prahlerischen Streben nach Reichtum und Fülle“. Friedrich kommt es auf etwas ganz anderes an, in seinen „Äußerungen bei Betrachtung einer Sammlung von Gemälden ...“ (*Bekenntnisse*, S. 203) spricht er von einem Winter- und von einem Nebelbild, die beide jetzt in Verruf gekommen wären. Friedrich meint zu Unrecht:

³ Die ausführliche Wiedergabe dieses Streites mit den Entgegnungen von Friedrichs Freunden ist zu finden in „*Caspar David Friedrich, Bekenntnisse*“, herausgegeben von K. K. Eberlein, Leipzig 1924, wo zum ersten Mal auch der übrige aufschlußreiche literarische Nachlaß von Friedrich publiziert ist. Von uns zitiert als „*Bekenntnisse*...“.

„Erfreuen soll die Kunst, so will es die Mode, vor einigen Jahren konnte der ernste Winter im Bild auch erfreuen, jetzt aber nicht mehr. Wessen Auge und Sinn zu stumpf ist, das große weiße Tuch, der Inbegriff der höchsten Reinheit, worunter sich die Natur zu einem neuen Leben vorbereitet, mit seinem zarten Farbenspiel nicht erkennen kann; oder dessen Fantasie arm ist, und im Nebel nichts als grau sieht, läßt sich die Abneigung wohl erklären. Wenn eine Gegend sich in Nebel hüllt, erscheint sie größer, erhabener und erhöht die Einbildungskraft und spannt die Erwartung; gleich einem verschleierten Mädchen.“

Einen Schleier über das Bekannte zu legen, war ein besonderes Anliegen der Romantik, sollte das Leben und die Welt doch dadurch eine neue Steigerung erfahren. In Friedrichs Bildern vollzieht sich das, was nach einem Worte von Novalis für die romantische Haltung überhaupt charakteristisch ist.

„Das Gemeine bekommt einen hohen Sinn,
das Gewöhnliche ein geheimnisvolles Ansehen,
das Endliche den Schein des Unendlichen,
das Bekannte die Würde des Unbekannten.“

Es gibt keinen besseren Kronzeugen für den Gegensatz und Wandel der Anschauung vom 18. Jahrhundert her als den Schweizer Dichter A. v. Haller, dessen *Alpengedicht* 1728 erschien. Für Haller ist die Natur erst schön, „wenn die Sonne die Nebel unterdrückt hat, wenn durch den zerfallenen Dunst sich der Schauplatz der Welt enthüllt und alles auf einmal zeigt, was sein Bezirk enthält: Berge, Felsen, Seen“. Was Haller 100 Jahre vor Friedrich schrieb, wirkte als Norm noch im Kammerherrn von Ramdohr nach, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn es selbst bei Liebhabern und Laien, die besten Willens waren, zu geradezu grotesken Mißverständnissen von Friedrich'schen Bildern kam.

Sein Freund Carus erzählt uns (*Bekenntnisse*, S. 243) vom Hofrat Böttiger, der in Friedrichs Atelier einigen Damen ein Bild mit einer weiten nebligen Gebirgsferne und einem einzigen darüber schwebenden Adler in fließender Rede als ein Seestück erklärte, „bis Friedrich verdrießlich auf die Gebirge zeigte und das Bild wegnahm.“ Ein anderer Kunstfreund stellte auch wohl einmal eins der von Friedrich allerdings oft etwas barock genommenen Seebilder, in denen aber jedoch stets irgendein der Ostseenatur charakteristischer Lichteffekt dem Künstler tief empfunden vorgeschwebt hatte, „verkehrt auf die Staffelei und hielt den dunklen Wolkenhimmel für die Wellen und den Himmel für das Meer und sonst dergl.“

Zu diesen Unbegreiflichkeiten gehören auch die abgeschmackten und verständnislosen

Glossen des „Publikums“ in dem berühmten von Kleist redigierten Gespräch von Brentano und Arnim „Verschiedene Empfindungen von einer Seelandschaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner“ (*Bekenntnisse*, S. 250). Es hat zwar eine durchaus positive Tendenz – nicht zuletzt dank Kleists bedeutsamer Zusätze. In den einzelnen Dialogen kennzeichnet es sicher treffend die verständnislose Albernheit des Durchschnittsbetrachters gegenüber dieser neuen Kunst.

Friedrich konnte sich durch diese Vorkommnisse nicht irre machen lassen. Er hätte es leicht gehabt, sich mit einer allenthalben erwünschten Gefälligkeit ein großes Publikum zu verschaffen. „Ich meines Teils fordere von einem Kunstwerk Erhebung des Geistes...“ (*Bekenntnisse*, S. 193). Gerade, weil er wußte, daß „Kunst nicht bloße Geschicklichkeit ist und sein soll, sondern eigentlich und so recht eigentlich die Sprache unserer Empfindung und unserer Gemütsstimmung“ rechnete er damit, daß sein Wirkungskreis beschränkt war. „Wohl ihm“, ruft er einem Künstler zu, „wenn er nicht nach eitlen Ruhm jagt, sondern immer nur, wie jetzt, das Rechte und Wahre will, Natur und Wahrheit“ (*Bekenntnisse*, S. 190). Dieser Gedanke kehrt immer wieder in milder oder schroffer Form (*Bekenntnisse*, S. 129, 130, 136, 143, 176, 188, 200). Bald ist er positiv gewendet: „Folge der inneren Stimme und nimm an, was Dir zusagt ... beachte nichts von Allem, denn nicht alles ist für Alle!“ oder „wer immer ängstlich links und rechts nach anderen sich umsieht, wie sie's tun und halten, in dem möchte wohl nicht viel verborgen liegen?“

Wir müssen es bei diesen Stichproben bewenden lassen. Sie illustrieren zur Genüge den grundsätzlich umgekehrten Standpunkt des Kunstwerks zum Betrachter. Diesem werden jetzt keine Brücken mehr gebaut, keine Wege geebnet, wie es bei Nathe noch der Fall war, sondern jetzt werden an ihn Ansprüche gestellt. An den Betrachter ergeht die Aufforderung, sich einzufügen in die strengen Anschauungen, die Hoheit der Gedanken, die in Friedrichs Bildern ausgedrückt sind. War bei Nathe die Staffage der Exponent des „Publikums“, das an das Bild herangeführt werden sollte, so ist sie bei Friedrich der Exponent seiner Landschaft, aus ihr herausgewachsen und mit ihr verwurzelt. Dem Betrachter mit dem Rücken zugewandt, es ihm scheinbar freilassend, ob er „mitgehen“ will und doch ihn faszinierend durch die Gewalt der Stimmung. Der Betrachter muß sich jetzt selbst die Mühe machen, wie beim „*Kreuz im Gebirge*“ über das Geröll seiner Vorurteile und Hemmungen auf den Berggipfel zu gelangen. Dort allerdings eröffnet ihm Friedrich eine ganz neue und erhabene Welt, das Urbild einer deutschen Landschaft in unermeßlicher Weite, in feierlicher Größe, die noch Generationen ergreifen sollte.

Gewiß haben auch schon zu Friedrichs Zeiten viele seinen Weg mitgemacht. Sein Freundeskreis war nicht klein, sein „*Kreuz im Gebirge*“ machte einen außerordentlichen Eindruck, als es zum ersten Mal in Dresden ausgestellt war, aber doch blieb die Wirkung beschränkt. Die historische Entwicklung schlug rasch andere Bahnen ein. Friedrich mußte es zu seinen Lebzeiten noch erleben und am eigenen Leibe spüren, sein Wirken in der Dresdner Akademie spielte sich in untergeordnetem Rahmen ab. Mit Friedrich beginnt für viele Künstler des 19. Jahrhunderts die tragische Situation, die er selbst einmal geschildert hat (*Bekenntnisse*, S. 203): „Bei Betrachtung einer Reihenfolge von älteren und neuen Kunstwerken scheint mir die Frage sehr nahe zu liegen, wie jeder Zeit ihre Grenze gesteckt ist und über das Ziel der Zeit hinaus auch der genialste Mensch nicht kommen kann; oder wo es einmal gelungen, die Grenze zu überschreiten, von der Mitwelt durchaus nicht anerkannt, oder wohl gar für verrückt erklärt wurde, die spätere Nachkommenschaft erkannte es erst“.

1937, mit einem Schlaganfall, fand Friedrichs Schaffen seinen Abschluß. Er lebte noch drei Jahre als Einsamer. „Der Betrachter“ kam nicht mehr zu seinen Bildern – ihre Wirkung aber auf uns heute, die wir in ihnen das kostbarste Vermächtnis der deutschen Romantik sehen, möge mit diesen „Betrachtungen“ zeigen, daß es nicht immer am Kunstwerk zu liegen braucht, wenn sich die nötigen Beziehungen zum Betrachter nicht einstellen. Sie zeigen weiter, daß für Friedrich die Isolierung vom Betrachter keine Loslösung vom Volkstum bedeutete. Er war ein glühender Patriot, und in seinen Landschaften wurden von den Kunstfreunden damals mit Recht viele Anklänge an die schwere Lage des Vaterlandes gefunden. Friedrichs Beziehungen zum Volkstum lagen tiefer, sie blieben unabhängig von dem Ja und Nein einzelner Betrachter und wurden damit zugleich so fest und beständig, daß seine Schöpfungen bei neuer Beachtung und Würdigung, wie seit der deutschen Jahrhundert-Ausstellung 1906 immer stärker anwuchs, sich zu ganz neuer Gegenwartsnähe erheben konnte.

Zur Feier von Eichendorffs 80. Todestag in Neisse

Die Gedenkrede von Frau Luise Meineck-Crull

In Neisse, wo Eichendorff starb und begraben wurde, fand überlieferungsgemäß eine besonders würdige Eichendorff-Weihestunde statt und zwar in den Räumen des deutschen Eichendorffmuseums. Die Gedenkrede hielt die Neisser Schriftstellerin Luise Meineck-Crull. Wir geben sie im folgenden Wortlaut wieder:

Eichendorfffreunde!

Wir haben uns in diesen Räumen versammelt, um in der Verbundenheit einer Gemeinschaft des Dankes und der Liebe des Mannes zu gedenken, dessen Seele heute vor achtzig Jahren die Erde verließ, um heimzukehren. Denn Heimkehr war ihm der Tod, Einkehr in eine Heimat, zu der das Bild seiner ihm vorangegangenen liebsten Menschen ihn wie ein Stern den Schiffer leitete. Als er ging, hat ihn die Welt, die er verließ, nicht verloren. In seinen Liedern blieb lebendig, was seines Geistes war; und wenn wir heute „Eichendorff“ nennen, so ist sein Name überall das Zauberwort, auf das hin die Welt – seine Welt – zu singen anhebt. Und seine Welt reicht über die ganze Erde. Überall, wo Menschen deutscher Zunge und deutschen Herzens wohnen, klingen die wanderfrohen und sehnsüchtigen Lieder, überall singt leidende Liebe die Weise von dem Ringlein, das entzweibrach – jauchzt junges Wanderglück das innige: Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund! So ist das Wehen seines Geistes und der Schlag seines Herzens noch heute spürbar überall und damit ward sein des Dichters schönster Lohn: ein Strahl der Unsterblichkeit, den die Götter dem schenken, den sie lieben.

Eichendorff war Schlesier und Schlesiens grauer Strom die erste Straße, auf der seine Gedanken und Wünsche in die märchenhaften Fernen zogen. Die Güter seines Vaters, Lubowitz und Summin, die Burg auf dem Hügel, Tost, sind im äußeren und inneren Sinn seine Heimat. Hier lebte er seine Kindheit und Jugend, hier war sein Herz sorgenlos und frei und nur vom Fernweh leise beunruhigt wie vom Föhn, der über die blauen Berge im Süden kam und das Blut in allen Adern rascher klopfen ließ. Hier reifte der Knabe zum Jüngling, hier tönte seine Harfe am schönsten und reinsten – hierher träumte er sich zurück, als das Leben an anderer Stätte den Jüngling zum Mann, den Träumer mit dem Saitenspiel zum schwertführenden Ritter formte. Als er nach seines Lebens Manneszeit den Abend nahe fühlte, rief ihn sein Herz zurück in unser Land, das südlicher schon und wärmer als die Stätten seines Wirkens im Staatsdienst, ihn aufnahm in den bergumblauten Goldglanz der reichen Ebene und den sternenschweren, lindendurchdufteten Frieden seiner Mächte. Nun war es nicht schwer, alt und still zu werden und sich zu lösen vom Leben und von den Lieben, denn hier war Heimat, Heimerde, in der alle Unruhe zur Ruhe kommt.

Es ist nicht kleinbürgerlicher Lokalpatriotismus, wenn wir die innerste Gebundenheit Eichendorffs an seine und unsere Heimat immer wieder betonen. Dieser Betonung liegt die Einsicht zu Grunde, daß von seiner Heimatverbundenheit her Eichendorff sein Leben gestaltete, daß die Entscheidungen, die er traf und die ihn von der wirklichkeitsfernen, ichtsigen Versponnenheit der Frühromantik zur Bejahung eines tapferen Lebens für sein Haus, sein Volk und Vaterland führten, hier ihre letzte Verankerung hatten. An den schlichten Menschen seiner Heimat begriff er den Unterschied zwischen Volk und Pöbel; hier fand er die Erkenntnis, daß es sich bei dem letzteren nicht um eine Klasse handelte im Sinne der geistig noch immer lebendigen französischen Revolution, sondern um einen Artunterschied, um eine Verschiedenheit der Haltung, der Anschauung, der Gesinnung, die sich scharf scheidend senkrecht durch alle Schichten des deutschen Volkes zog. Volksgeist – und der Ungeist jener Zeit, der selbst vor dem Zerstörer Europas, Napoleon, seine huldigende Verbeugung zu machen vermochte: Eichendorff fand seine Entscheidung nicht schwer zu fällen; sie fiel für Deutschland, fiel für sein Volk, fiel für die Zukunft. Damit schied er sich geistig auch von manchen seiner Freunde, die sich in übersteigertem Ichgefühl wie in einem allumfassenden Weltgefühl verloren, zum großen Teil deshalb, weil sie wohl Zentren romantischer Geistigkeit kannten, in denen sie sich sonnten, nicht aber eine Heimat, der sie blutmäßig und schicksalhaft verbunden und verpflichtet waren.

Es ist eine Tatsache, daß der Name Eichendorff für die meisten Deutschen nur den Klang lieblicher naturbeseligter Innigkeit hat: Die Gestalt des musizierenden Taugenichts mit ihrer Sommer- und Liebesfreude hat ihren Reiz behalten und ihre Zauberkraft bewährt über ein Jahrhundert hinweg bis zu den Tagen jugendbewegter Wandervogelfahrten – bis heute. Wir wollen nicht sagen, das sei zu wenig; aber wir wollen dankbar sein, daß der Dichter noch andere, heroische Töne zur Verfügung hatte, die wie Fanfarenklänge auch in unsere Zeit tönen. Es ist bezeichnend für ein Geschehen, das sich immer wiederholt, daß Eichendorff in der Ferne, in Wien, den Blick gewann für die Notwendigkeit eines einigen, großen, deutschen Reiches an Stelle des soeben zusammengebrochenen römischen Reiches deutscher Nation. Der Abstand schärft die Augen für das Große, während das Kleine sich verliert: So erkannte der junge schlesische Edelmann, dem in der Hauptstadt Österreichs sich alle Tore des Berufs und der Gesellschaft öffneten, dem dort die baldige Vermählung mit der lange geliebten Braut, Luise von Larisch, winkte, daß dies alles zurückzutreten hatte, als der Ruf des Königs „*An mein Volk*“ von Breslau ausging. Er verließ Wien und alles, was ihn hätte halten können, um sich dem Lützower Freikorps anzuschließen. Nun diente er mit dem Schwert, statt mit der Harfe, erst bei der Freischar, dann bei dem schlesischen Landwehrregiment. Er war mit ganzem Herzen dabei und das Opfer seiner österreichischen Beamtenlaufbahn dünkte ihn nicht schwer im Vergleich zu dem großen Ziel, das diesen Feldzügen gegen den Verderber Europas voranleuchtete: das einige Deutsche Reich. Die glühende Begeisterung jener jungen Herzen fühlte klar, daß alles, was scheinbar noch trennend dieser großen Idee gegenüberstand, auf der höheren Ebene eines vertieften Nationalbewußtseins und einer vergeistigteren Geschichtsauffassung überwunden werden

konnte. „In dieser Schau“, sagt Oskar Köhler in seinem Buch: *Eichendorff und seine Freunde*, „blieb Eichendorff gleicherweise bewahrt vor partikularistischer Erstarrung wie verflachendem Relativismus; erst als die Zeit des Wiener Kongresses die gärende Flut der völkischen Bewegung in vielerlei abgeschlossene Fronten und Parteien zwängte, erkannte er, daß der große Aufschwung der Romantik zu einem politisch-geistigen Gesamtentwurf der deutschen Nation zu einem vorzeitigen Ende gelangt war“. Mit dieser Erkenntnis aber war für Eichendorff die andere verbunden, daß die Zeit der Geborgenheit in der leichten warmen Atmosphäre Wiens für ihn vorbei war; er blieb fortan hineingestellt in die geistigen Auseinandersetzungen, in die härteren Gegensätzlichkeiten Deutschland-Preußens, dem er im Staatsdienst seine Kraft und große administrative Fähigkeit widmete.

Es folgen in seinem Leben die Jahre, die er nach kurzem Aufenthalt in Breslau im Norden Preußens, in Danzig, Königsberg und Berlin verbrachte; es folgen in seiner Kunst die Jahre, die ihn vom Lyriker zum Epiker und Dramatiker reifen ließen. Es ist dies der Weg der seelischen Wandlung und Reife, den fast alle Dichter, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, gehen: von dem überströmenden Ich-Du-Gefühl der brausenden Jugend zu dem beruhigten und vertieften Anschauen, Aufnehmen, Gestalten und Darstellen der reifen Mannesjahre. Wenn auch Eichendorff seinen großen Roman „*Ahnung und Gegenwart*“ schon im Alter von 22 Jahren schrieb, wenn auch sein Herz seine Lieder sang bis in sein Alter hinein, – weil er eben nie wirklich alt wurde – so trifft im Allgemeinen dieser Entwicklungsgang doch auch für ihn zu. Und wie er in seiner Jugend mit dem Schwert in der Hand teilnahm an dem Aufbau des Reiches, das da werden sollte, so erwachte jetzt sein Sinn für das Historische, Gewordene, das zu schützen und zu erhalten er sich nun einsetzte, wo es nötig war. Freilich schlug der Lyriker in ihm immer wieder durch: In allen seinen Novellen, auch in den Dramen, die er schrieb, rauschen die Brunnen, singen die Wälder, schreiten die Sterne feierlich über die schlafende Welt. Ein Hauch der Ewigkeit in der Zeit, ein Schimmer stiller Andacht lag über jedem seiner Tage und über allem, was er schuf, ob das nun das Drama des letzten Hochmeisters der Marienburg war, dessen finanziellen Ertrag er ganz dem Wiederaufbau der Burg spendete, oder die Gründung des Kölner Dombau-Vereins in Berlin, in dem sich viele Deutsche jener Tage zusammenfanden, Eichendorff mit an der Spitze, um das köstlichste Bauwerk des Westens zu vollenden und dem Volk zu erhalten. Diese ständige Bereitschaft zur Ehrfurcht und Freude an allem Schönen, Edlen und Großen, die ihn nie verließ, war der ewige Sonntag in seinem Gemüte, das sonst das eines außerordentlich pflichttreuen und eifrigen preußischen Geheimrats und liebevollen Familienvaters geworden war. Mit den geistvollsten und feinsten Köpfen jener Zeit in mannigfacher Verbindung, gewannen sein Leben und seine Kunst jene Tiefe, die sich bei den schöpferischen Menschen eines Volkes immer dann einzustellen pflegt, wenn ihnen das Wirken in eine unbegrenzte Weite verwehrt ist: Das Reich war Ahnung geblieben, nicht Gegenwart geworden, und so wurden sie Schatzgräber ihres eignen Reichtums an Geschichte und Kultur, an Wissenschaft und Kunst, Geist und Gemüt. Als später die Ideen der negativsten aller Revolutionen Westeuropas in

ihrer Auflösungs- und Zerstörungssucht den Weg fanden auch in diese geheiligten Bezirke deutschen Lebens, als der Materialismus sein Haupt aufrichtete und mit dem Gift relativierender Spekulation der deutschen Dichtung den Tode geben wollte, da konnte man wohl eine Streitschrift schleudern, – „*Manifest der Philosophie gegen die Romantik*“ – aber man mußte dem letzten, reinsten Vertreter dieser Richtung doch zugestehen, daß er ein großer Dichter war und stellte ihm schließlich das Zeugnis aus, daß er konsequent und unbeirrt mitten im Kampf des Tages seine Waffen: die rein und klangvoll tönende Rede, die Schneide des Wortes, sich blank und hell erhalten habe und ein Romantiker geblieben sei vom Wirbel bis zur Zehe. „Durch diese Treue, durch dies sichere Fortschreiten auf einer Bahn ohne alles Abschweifen und Experimentieren nach anderen Richtungen hin, durch die weise Kunst des sich selbst Beschränkens ist Eichendorff ein großer Dichter geworden“. (Hallesche Jahrbücher). Von hier, von dieser Anerkennung seiner Gegner fällt ein heller, scharfer Strahl auf eine Seite seines Wesens, die nun plötzlich aufleuchtet und sein ganzes Leben überstrahlt: auf seine Treue. Sie war das letztlich Entscheidende, die feinste Kraft seiner vornehmen Seele; und weil Treue zu den unteilbaren Größen des Daseins gehört, – man ist nie in diesem oder in jenem treu, man ist entweder ganz oder garnicht treu – so ist sein ganze Leben von ihr gestaltet und durchwaltet: von seiner Treue zu seiner Heimat und seinen Lieben, zu seinem Volk und Vaterland, zu seiner Kunst und zu seinem Gott. – In den Mauern unserer Stadt hat dieses Leben der Treue sein Ende gefunden; er, der einst sang:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohbereit,
betreten nur wie eine Brücke
zu Dir, Herr, üben Strom der Zeit“,

hat diese Brücke schon vor achtzig Jahren hinter sich gelassen. Und wir, die noch Diesseitigen, grüßen ihn, über den Strom hinüber, voll Dankbarkeit, Treue und Liebe und wissen: Was war, was tot ist und gestorben, weckt kein Gefühl in unserer Brust; so lebt er also, der Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff; er lebt, weil wir ihn lieben.

Johannesberg-Sedlnitz

Zu Eichendorffs 80. Todestag am 26.11.1937

Von Hedwig Teichmann

„Der Morgen, der ist meine Freude,
Da steig ich in stiller Stund
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund.“

Im November 1937 waren es 80 Jahre, daß für diesen tiefsinnigen Menschen die einsamen Wälder und blitzenden Ströme zu rauschen aufhörten, daß die träumenden Sternennächte erloschen und die heißen Düfte über stillen Gärten erkalteten.

Wenn man auf der Höhe des Johannesberger Schloßberges steht, ist man felsenfest davon überzeugt, daß er gerade hier oben das Wanderlied „*Heimweh*“ schrieb. Denn die preußische Ebene, von den silbernen Feuern ihrer Ströme durchzogen, vom Samt der grünen Wälder durchsetzt, tut sich da weit, weit vor uns auf. Und dieser innige Gruß an Deutschland beweist auch, daß er es dennoch heiß geliebt hat, wenn ihm auch nicht alles zusagte und er als Beamter manches innerlich ablehnte.

In Johannesberg weilte er einigemal als Gast des Fürstbischofs von Breslau, Heinrich Förster. Von hier aus liefen manche Briefe in alle Welt, an seine drei Kinder und an seine Freunde. So schrieb er in immer neuem Entzücken an diese:

„Ich bewohne hier auf Schloß Johannesberg wie ein verwunschener Prinz in derselben Etage, wo auch der Fürstbischof wohnt, zwei Prachtgemäcker mit allem vornehmen Comfort. Wir unternehmen Ausfahrten und Spaziergänge in die herrliche Gegend und wanderten schon einigemal durch den Krebsgrund zur Ruine Reichenstein. Abends sind wir in einem der Säle versammelt, wo tapfer geraucht und debattiert wird“.

An einer andern Stelle heißt es: „Wir sind nach Landeck gefahren. Am andern Tag fuhr der Bischof mit seinen Gästen nach Schloß Wildschütz, dessen ‚dasigen‘ Park ich aber schon kenne. Ich sitze hier gewöhnlich an dem runden Lusthause im kleinen Garten unmittelbar unter der Schloßterrasse. Der Platz hat daher vom Fürstbischof feierlich den Namen ‚Eichendorff-Ruhe‘ erhalten“.

In seinen Briefen an den älteren Sohn Rudolf, der das heruntergekommene ererbte Gut Sedlnitz übernommen hatte, heißt es einmal: „Ihr projektieret ja, mich von hier zur Taufe abzuholen!“ Immer wieder, besonders im letzten Jahr seines Lebens, beim letzten Besuch in Johannesberg, taucht in seinen Briefen die von Sehnsucht überschleierte Frage auf, wie es

denn „Mit dem Projekt, ihn von hier nach Sedlnitz zu holen, wäre?“ Es war fast, als ob ein Ahnen in ihm diese Sehnsucht verstärkte.

Es ist einem seltsam zu Mute, seine Briefe gerade auf dem Johannesberger Schloßberg zu lesen, mit dem Blick auf die Eichendorffruhe und auf die Fenster seiner Zimmer, die er zu bewohnen pflegte. Nie wird einem der Dichter Eichendorff so lebendig wie gerade hier, nicht einmal in Sedlnitz, wiewohl er dort viel länger und öfter gewohnt hat.

Alle seine Briefe offenbaren einen ungemein gütigen, sorgsam Gatten und Vater, einen vornehmen Menschen, der von niedrigen Seelen ausgebeutet wurde. Seinem Wesen nach konnte er nichts anders sein als ein vorbildlicher Beamter und unermüdlicher Friedensprediger. Politische Gegner und Bekämpfer seiner Weltanschauung zählte er zu seinen Freunden. Er, der seine Erfüllung in der Stellung zur Religion, zu Gott suchte, der durch alle Tore der Entwicklung nur einem Ziel entgegenstrebte, schlug seine Gegner mit der Waffe seiner herrlichen Dichtungen. Die Poesie war das stille Heiligtum seiner Seele, und hier holte er sich leuchtende Kraft und unantastbare Würde. Viele vermochten seine tief religiöse Einstellung nicht zu verstehen. Sein Freund Schön verteidigte ihn in einem Brief an Droysen: „Zur Rechtfertigung meines lieben Eichendorff muß ich bemerken, daß sein Bild des Katholizismus ganz verschieden ist von dem der katholischen Geistlichkeit und Welt ... Er lebt in einem idealisierten Katholizismus, und diesen kann man bei ihm als einer so durchaus edlen und lauterer Natur wohl gelten lassen“. Eine kritische Blattstimme aber meint: „Unserm Eichendorff hängt freilich der Himmel voller Geigen, die mit Saiten bezogen sind, welche lauter katholische Hymnen ertönen lassen. Es summt ihm katholisch in den Ohren, und er nimmt dies Summen für katholische Kirchenmusik, welche das Orchester der Weltgeschichte aufspielt“. Wenn aber ein Mensch von seiner religiösen Überzeugung so tief durchdrungen ist und zugleich nach den Geboten lebt, die sein Gott ihm vorgeschrieben, wenn er so durchaus lauter, gütig und groß ist, wie Eichendorff es war, wenn sich zwischen seinem religiösen Bekenntnis und seinem Verhalten, seinem öffentlichen und tief innersten Leben so gar keine Widersprüche ergeben, dann müssen auch seine Gegner schweigen und ihn voll stiller Achtung die Wege weiter gehen lassen, die er niemand aufzwingt.

Eichendorff entdeckte selbst im dunkelsten Wirrwarr wuchernden Unkrautes noch Blumen, und sein unzerstörbarer Idealismus sah in jedem Menschenantlitz Gottes Züge. Gehässigkeiten und niedriger Streit der Konfessionen waren ihm fremd und zuwider. Seine beiden Schwiegerkinder evangelischen Glaubens nahm er mit gleicher Liebe und Sorge ans Herz wie seine eigenen. Voll Ehrfurcht ließ er ihren Glauben unangetastet in der innigen Überzeugung, daß die große Seele eines Menschen, sein Charakter und seine Tugenden der Gott sind, der uns Ziel und Weg vorzeichnet, der uns hält und leitet. Es ist bemerkenswert, daß er seine letzte Lebensspende dem protestantischen Friedhof in Graz zugewendet hat.

Eichendorff ist einer von den stillen Schaffenden, ähnlich wie Stifter, den er auch von allen Dichtern am höchsten stellte. Seine dichterischen Offenbarungen kamen nicht über ihn wie brausende Gewitter mit lodernnden Blitzen und blendenden Stichflammen, nicht wie ein Frühlings-

orkan, der krachend das Eis splittert, als bräche die Welt entzwei – nein, sie kamen zu ihm wie einsame Mondnächte mit träumenden, wogenden Feldern, über die sich seine Seele weit, weit spannte. Heyse sagte einmal von Eichendorffs Dichtung: „Statt aller andern Gaben erbt er allein das Wunderhorn des Knaben, nie sich ersätt’gend an dem einen Ton“. Und doch hören wir das Klingen dieses Wunderhornes gern, es ist so süß und schwellend, so voll Innigkeit und Sehnsucht, daß auch heute noch viele sich nie „ersätt’gen“ können, ihn zu lesen oder zu singen. Eichendorff war es gleichgültig, ob man ihn las oder nicht, denn „er hatte“ – so schrieb damals eine Zeitung – „den Trost, der jeden Dichter oben behält, jenen Trost, daß er nicht verarmen kann, wenn auch alles um ihn her zerfällt. Gott hat ihm die Kraft gegeben mit lichtem Wort. Bauen soll er in Lust und Leid auf Gott und singen, daß aller Herzen freier aufatmen. Die Ehre soll er schützen, der Schande ins Gesicht leuchten, wo immer er sie finde, denn es liegt eine Wunderkraft in dem Worte, das aus einem reinen Herzen hervorbricht“. Die letzten Briefe verraten quälende Sehnsucht nach seiner Familie, nach Sedlnitz, wo es ein Ausruhen ohne Zwang gab, wo Stille um ihn gebreitet war, die nur hie und da vom Jubel der Enkelkinder unterbrochen wurde.

Was bedeutete einem früher der Name Sedlnitz? Wir wußten, daß Eichendorff dort weder geboren wurde noch gestorben ist, daß er dort ein kleines Gut besaß, das unverläßliche Verwalter heruntergewirtschaftet hatten. Man muß selbst in Sedlnitz gewesen sein und das halbverfallene Schloßchen gesehen haben. Vielleicht wäre ich nie dahin gekommen. Nun aber wohnen geliebte Menschen in der Nähe, die mich hinführten, geradewegs von Johannesburg kommend. Nein, Sedlnitz hält natürlich keinen Vergleich aus mit dem alten, stolzen Fürstensitze. Wie verwunschen und verzaubert liegt das Schloßchen hinter dem von alten Kastanien grün überdachten Hofe. Der linke Flügel und das Mittelstück sind noch gut erhalten, den rechten Trakt mußte man aber abtragen. Die Giebelseite zeigt die Fenster der Eckstube, den liebsten Arbeitsplatz Eichendorffs. Ein alter Park voll verbläuter, wehmütiger Erinnerungen. Die warme Spätsonne durchglühte den wilden Wein, der blutrot Haus und Terrasse überschüttete. In die Rotbuchenhecke, die die Mitte des Parkes durchzieht, ist ein Tor geschnitten, durch das man auf stille Wiesen, von uralten Baumriesen umhegt, sieht. Ein Weg führt durch Felder hügelan, und hügelabwärts, jenseits der Straße, steht die Josephseiche, unter deren Blätterdach der greise Dichter gern sein Frühstück einzunehmen pflegte. Heute ist diese Eiche ein mächtiger Baum, an dessen Stamm eine Gedenktafel hängt. Von hier aus schickte Eichendorff so manchen Brief in die Welt. So schrieb er am 17. Mai 1853 an seinen Freund Igor v. Sivers folgendes:

„Lehn-Sedlnitz bei Freiberg in Mähren (wo wir bis Mitte September zu hausen gedenken). Die Beschreibung Ihrer ländlichen Einsamkeit hat mich wunderbar an meine eigene Jugendzeit erinnert, da ich ebenso, mitten aus dem Tumult der Welt herausgerissen, manches Jahr auf meinem Heimatschlosse (Lubowitz) verlebte. Diese herbsthlichen Abschiedslaute der Wandervögel, das Fallen der Blätter, als wollten sie unser Leben begraben, all das Bangen, Sehnen in die Ferne hinaus und doch wieder heimisches Behagen in den wohlgeheizten Stuben, wenn es draußen

stürmt und schneit – dies alles gehört wesentlich dazu, ein rechtes Dichterherz zu vertiefen und wird auch eigentlich nur von einem rechten Dichterherzen verstanden. Überhaupt kann ein Dichter wohl von Glück sagen, wenn er eine ländliche Heimat hat, ich kann mir nicht einmal recht denken, wie einem reinen Stadtvogel zumute ist“.

Mitte September im Jahre 1857 schied er voll Unruhe und Wehmut von Johannesberg, wo man ihn wochenlang als geliebten und geehrten Gast festgehalten hatte, und begab sich trotz seiner Sehnsucht statt nach Sedlnitz nach Neisse, seinem eigentlichen Wohnsitz. Von hier aus dankte er dem Fürstbischof für alle Beweise seiner Freundschaft, worauf dieser erwiderte:

„Indem ich für die lieben Zeilen, welche mir Ihre glückliche Ankunft in Neisse melden, danke, wird es mir schwer, Ihnen die Gefühle zu schildern, mit welchen ich Sie diesmal habe scheiden sehen. Im vorgeschrittenen Lebensalter ist es ohnehin immer eine tiefe Wehmut, welche die Trennung von lieben Freunden erzeugt. Diesmal mochte das längere Gewohntsein an Ihre mir so werte Nähe und meine Kränklichkeit diese Wehmut noch verstärken. Auch haben Sie uns nicht nur sich selbst, sondern auch den lieben blauen Himmel und die Schwalben und die Blumendüfte und die Sommerwärme, und ich weiß nicht was alles, mit fortgenommen, und wir haben nichts als Regenwetter und hören nichts als das Sausen des Sturmes und fühlen nichts als die bittere Kälte. Heute endlich blickt die Sonne licht und rein vom Himmel nieder und wünschte ich, daß sie auch bald wieder so warm scheine als die Grüße sind, die ich Ihnen von meinem alten Felsenschlosse hinabsende in die grüne Ebene“.

Ein etwas späterer Brief schließt nach wehmütigen Herbstbetrachtungen: „Ja, alles vergeht, wie auch wir einst vergehen werden“.

Er ahnte nicht, daß sein trübes Vorgefühl so schnell recht behalten sollte. Zwei Monate nach seinem letzten Abschied von Johannesberg starb Eichendorff in Neisse und wurde an der Seite seiner über alles geliebten, unvergessenen Gattin begraben.

In uns aber lebt er in Hunderten von Liedern fort. Sie sind ins Volk gedrungen und haben sich mit ihm verwoben und so fest verbunden, daß viele nicht wissen, wer der Dichter der volkstümlichsten Lieder ist. Menschen mit einem Stück Romantik im Herzen lieben ihn, es liebt und singt ihn die wanderfrohe Jugend, und nur „die Jazzbandler“ werden kein Verständnis aufbringen für die tiefe, nie verlassende Schönheit der Lyrik unseres Eichendorff.

Eichendorff im Sudetenschlesien

Zu dem Eichendorff-Wochenende in Jauernig anläßlich des 80. Todestages des Dichters

Von Karl Sczodrok

In Sudetenschlesien sind zwei Orte mit dem Leben Eichendorffs besonders eng verknüpft. Sedlnitz bei Neu-Titschein im Kuhländchen und Jauernig mit Schloß Johannesberg im tschechoslowakischen Anteil des Neisser Landes. Sedlnitz mit seinem kleinen Schloßchen war Familienbesitz der Eichendorffs, und der Dichter freute sich während seiner Berliner Beamtenzeit, wieder einmal einen grünen Sommer nach Sedlnitz zu fahren. In Sedlnitz ist, getragen von der dortigen kleinen aber festen Eichendorff-Gemeinschaft, vor einigen Jahren ein Eichendorff-Gedenkstein geweiht worden. Die Schulkinder von Sedlnitz pflegen das „Grab des kleinen Helenchens“, einer Enkelin Eichendorffs, die im zarten Kindesalter 1857 gestorben war. In Neu-Titschein aber, dem Mittelpunkt des Kuhländchens, wurde im Rahmen der sieben-tägigen schlesischen Kulturwoche im Jahre 1931 und zwar im Mendel-Park ein liebreizendes Eichendorff-Denkmal aufgestellt und der Öffentlichkeit übergeben. Die feine Bronze-Figur zeigt nicht den Dichter selbst, sondern eine seiner schönsten dichterischen Gestalten, den Eichendorff'schen *Taugenichts*, den deutschen Wanderjüngling, wie er rüstig mit der Fiedel in der Hand ausschreitet, wie einst der Eichendorff'sche *Taugenichts*.

Am 27. und 28. November v. Js. nun war das hart an der Reichsgrenze gelegene deutsche Städtchen Jauernig der Schauplatz einer eindrucksvollen und zu Herzen sprechenden Eichendorff-Ehrung, anläßlich des 80. Todestages des Dichters am 26. d. Mts.

Jauernig, ein altes liebes Städtel von etwa 3000 Einwohnern, liegt am Ausgang des Gebirges in die Ebene. An das wuchtige alte Bischofsschloß Johannesberg schmiegen sich unten im Tal die schmucken Häuschen, Plätze und Gassen des Städtchens, oben auf dem Schloßberg sind schönen Grünanlagen, im Hintergrunde greifbar nahe die Berge mit ihrem duftigen Grün und bewegten Linien, nach Norden aber schaut man hinein ins schlesische Land, nahe liegt das Ottmachauer Staubecken, liegen Patschkau, Ottmachau und Neisse. Jauernig und Schloß Johannesberg gehören zu Eichendorff, weil der Dichter in den letzten Jahren seines Lebens von Neisse aus dort mehrmals Gast des damaligen feingeistigen Fürstbischofs Förster gewesen war und wir aus Eichendorffs Briefen wissen, daß dieses Stück schlesische Heimat ihn stark beeindruckte. Landschaft und Menschen waren also für eine Eichendorff-Feier aufs beste eingestimmt, die dann auch einen erhebenden und würdigen Verlauf nahm.

Für Sonnabend, den 28. abends hatte der deutsche Bezirksbildungsausschuß Jauernig zu einer Eichendorff-Gedenkfeier im Deutschen Hause eingeladen. Der Saal war bald gefüllt. Alle waren

gekommen, die einfachen Handwerker und Arbeiter ebenso wie die Beamten der Stadt und vom Schloß, und der Abend wurde ein deutsches Händereichen und eine Kundgebung wirklicher deutscher Volksgemeinschaft. Die Hauskapelle des Männergesangsvereins Engelsbergbund spielte die Ouvertüre zu Webers *Oberon* und den *Schlußmarsch*. Der Männergesangsverein bot eindrucksvoll und schlicht die alten lieben Eichendorfflieder. Dr. Fietz, der Archivar des Fürst-erzbischöflichen Archivs hielt die Eichendorff-Gedenkrede. Rentmeister Müller erzählte von den Erinnerungen, die Jauernig mit Eichendorff verbinden. Er ging dabei aus von den Briefen des Dichters, die sich mit Jauernig und Schloß Johannesberg beschäftigten. Die Leitung des Abends hatte von seiten des Bildungsausschusses Direktor Ludwig. Im Rahmen des Abends sprachen auf den dringlichen Wunsch der Jauerniger Eichendorffgemeinde auch die Gäste aus dem Reich. Sie überbrachten die Grüße der deutschen Eichendorffstiftung und der Städte Neisse und Landeck. So wurde der Abend ganz unaufdringlich und ohne jeden Krampf ein richtiger Volksbildungs- und Schulungsabend und jeder der Teilnehmer ging mit einem Gewinn im Herzen nach Hause. Am anderen Tage – am Sonntag vormittag – folgte ein Gang um das Schloß Johannesberg. Es schloß sich um 11 Uhr eine schlichte Feier beim zierlich gebauten „Eichendorff-Salett“ und die Übergabe der Eichendorff-Gedenkbank auf der „Schönen Aussicht“ an. Die deutsche Sudetenland-Jugend sang Eichendorfflieder, Rentmeister Müller hielt die Ansprache. Ein Mädchen in schlesischer Tracht legte einen Waldbusch auf die Eichendorffbank und übergab den Gästen aus Reichsschlesien einen Zweig mit der Bitte, diesen auf dem Grabe des Dichters in Neisse niederzulegen. Aus einem Fenster des Schlosses erklang das Waldhorn, und über das weite Tal hinweg seine Melodie „*In einem kühlen Grunde*“. Wer dabei sein durfte, dem wird dieses Wochenende in Jauernig unvergeßlich bleiben. Wir fühlten und erlebten es wieder einmal aus Herzensgrunde, daß wir bei deutschen Verwandten und Freunden waren, die sich innig mit uns verbunden fühlen und daß Eichendorff, Schlesiens unsterblicher Dichter, den Menschen hüben und drüben der Grenze gleichzeitig zugehört, in seinem dichterischen Gesamtwerk, über dem sein Weckruf steht „Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund“.

Das Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse

erfährt eine sehr zustimmende Würdigung in dem Aufsatz „*Die Entstehung der deutschen Dichtergedenkstätten*“, den Wolfgang Baumgart in Januarheft 1938 des „*Oberschlesier*“ veröffentlichte. Wolfgang Baumgart ist ein besonderer Kenner auf diesem Gebiet. In *Kürschners Deutschem Literatur-Kalender* Jahrg. 1937/38 gab er ein Verzeichnis der deutschen Dichtergedenkstätten. Er nennt nicht weniger als 180 einzelne Institute dieser Art, die oft mehreren Großen gleichzeitig gewidmet sind. Insgesamt sind es nahezu 200 deutsche Schriftsteller, die eine Gedenkstätte gefunden haben.

Über das deutsche Eichendorffmuseum schreibt Wolfgang Baumgart in dem oben erwähnten Aufsatz im „*Oberschlesier*“ u. a.:

Die Antriebe zur Schaffung und Erhaltung von Dichtermuseen, die hier kurz skizziert sind, haben nun nicht einander abgelöst, sondern durchaus noch nebeneinander gewirkt. Sie sind letzthin um eine weitere Anregung bereichert worden, die in der gewandelten geistigen Haltung der letzten Jahre ihren Ursprung hat. Ihr verdanken die Gedenkstätten für Löns in Walsrode (1933/34), Eichendorff in Neisse (1935), Annette von Droste-Hülshoff in Nienberge, Krs. Münster (1936) und Walter Flex in Eisenach (1936) Förderung und Entstehung. Von ihnen verdient, zumal an dieser Stelle, das Eichendorffmuseum noch einiger Worte. Denn hier ist etwas in seiner Art Mustergültiges geschaffen, das das Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse neben das Goethe-National-Museum in Weimar rückt. Dieser relative Vergleich erfährt seine Berechtigung, wenn man sich der unvergleichlich begünstigten Lage im Falle Goethes entsinnt. Dort war die Überfülle des Materials so groß, daß man zunächst überhaupt eine grundsätzliche Trennung von schriftlichem (im Goethe- und Schiller-Archiv) und sachlichem Nachlaß (im Goethe-Museum) vollziehen konnte. Der Reichtum des von Goethe Überlieferten ist ja gewaltig genug, um neben den Weimarer und Frankfurter Museen und Archiven noch mehrere beachtliche Privatsammlungen (Sammlung Kippenberg, William-Speck-Collection u. a.) füllen zu helfen. So günstig steht es für Eichendorff nun leider nicht. Um so dankbarer ist der Eifer der Männer zu rühmen, die soviel des Verstreuten zu einer ansehnlichen Sammlung sachlicher Erinnerungsstücke und handschriftlicher Kostbarkeiten zusammengebracht haben. (Der Besitz des Museums ist in dem Aufsatz von Bruno G. Tschierschke, „*Wie sieht das Deutsche Eichendorffmuseum aus?*“, *Aurora* 6, 1936, S. 139, vorgeführt worden.) Das Einmalige des Eichendorffmuseums aber läßt sich nicht aus einem Vergleiche ziehen. Das ergibt vielmehr die Antwort auf die Frage, ob die Aufgabe gelöst ist, die hier und heute zu stellen war. Und das ist in vollem Maße der Fall. Die zwiefache Aufgabe, das Überkommene zu hegen und dem Künftigen zu dienen, ist aufs schönste erfüllt. Das sorgsame Bewahren der Schätze verbindet sich mit einer geschickten Form der Darstellung, der Vermittlung an den Besucher, der Werbung für das Werk, von der geschmackvollen Zurückhaltung in der äußeren Ausstattung bis zu der vorbildlichen Führung des Besuchers, der Heranziehung gegenwärtiger Künste, vor allem der bildenden, der ein bemerkenswerter Platz zur Verfügung gestellt ist, und nicht zuletzt der Fürsorge für die Forschung, die mit einem eigenen Zimmer (das, mit einer im Aufbau begriffenen Fachbibliothek und allen äußeren wünschenswerten Arbeitshilfen ausgestattet, demnächst seiner Bestimmung übergeben werden soll), besonders bedacht wurde. Der feste Rahmen für eine fernere erfreuliche Leistung ist geschaffen, unter dem Zeichen, das einer Dichtergedenkstätte ihren Sinn verleiht, dem Zeichen der lebendigen Tradition.

Das „Deutsche Eichendorff-Museum“ zur Reisezeit

Von Karl Willi Moser

Als ich für den 1.7.1937 die Berufung zum Kustos unserer Gedächtnisstätte erhielt, ihr ein liebevoller Betreuer zu sein und damit mit heißem Idealismus so recht „aus Herzensgrund“ das Andenken an unseren großen Romantiker zu hegen, betrachtete ich die mir gestellte Aufgabe als Fortsetzung und Krönung einer fünfzehnjährigen eifrigen Kulturarbeit. Mit dem ganzen Willen eines Idealisten – (und ohne diese deutsche Begeisterung für alles Hohe und Edle geht es hier nicht voran) – trat ich damit ein in die Reihen des Eichendorff-Stoßtrupps, gewillt, „Schritt auf zu nehmen“ und alle Kraft diesem Werke zur Verfügung zu stellen.

Nach einer sorgfältigen Bestandsaufnahme begann am 1.7. die schönste Arbeit dieses Kulturwirkens: das Führen der Eichendorff-Freunde durch die würdigen Räume.

Da kam ich just in die rechte Zeit. Die alte, liebe deutsche Wandersehnsucht, die unser Eichendorff so oft erlebt und uns in seinen Liedern besungen hat, hatte viele Volksgenossen in unser Neisser Land gelockt, zu den Stätten Eichendorffs. Von diesem Fremdenstrom ergoß sich eine Zahl von 886 treuen Eichendorff-Freunden in unser Museum. In 113 Führungen durfte ich ihnen die Welt unseres Romantikers näher bringen; sie alle erlebten eine Stunde der Sammlung, die als „ewiger Sonntag im Gemüt“ fortklingen wird, wenn Pflicht und Sorge des Alltags längst den ganzen Menschen in Anspruch genommen haben.

Unter den Museumsbesuchern war besonders zahlreich die Jugend vertreten. So besuchten am 30.7. über 65 Studenten und Studentinnen, die als Erntehelfer im Landkreise Oppeln in uneigennütziger Volksverbundenheit tätig waren, bei ihrem Abschied von Oberschlesien mit Vertretern von Reichsnährstand, Partei und Staat das Museum. – Die schlesische Lehrerschaft, aus deren Reihen schon mancher Dichter hervorging (Philo vom Walde, Hermann Stehr, Paul Keller u. a. m.), zeigte ihre Verbundenheit mit Eichendorff dadurch, daß sie wiederholt die Schulausflüge mit einem Museumsbesuch verknüpfte. So kamen die 3. Mädchenklasse der Schule 16 aus Gleiwitz, die Volksschule Mittelpeilau mit dem dortigen Kirchenchor unter Kantor Reimann, die Klasse 1 der Volksschule Kreuzwalde, die Volksschulen Michelau, Kreis Brieg, Frühauf, Kreis Oppeln, Heinrichswalde, Kreis Frankenstein und Groß Schnellendorf.

Auch die Neisser höheren Schulen besuchten oft das Museum.

Die jungen Menschen lernen heut in ihren Organisationen deutsche Lande kennen; sie erleben eine praktische Heimatkunde, die sich unauslöschlich in ihre aufnahmefähige Seele einprägt. – Drei Mädelschaften des BDM. aus Oppeln kamen am 2.7. in einer stillen Abendstunde in das Reich unseres Romantikers, nahmen die Welt Eichendorffs in sich auf, während draußen

„die Höhen und Wälder immer tiefer ins Abendgold stiegen“. – Fünfzehn frische BDM-Mädels aus der alten Soldatenstadt Lippe knüpften auf ihrer Schlesienfahrt am 25.7. in unserem Museum feste Bande mit unserem „Sonntagskind der Literaturgeschichte“. Mit solchen Stunden lassen sich feste Brücken schlagen zwischen unserer engeren Heimat und den anderen Gauen unseres Vaterlandes.

Eine besondere Bedeutung kam dem Besuch des „2. Ferienlager für Erzieherinnen“ am 24.7. zu, das in Ottmachau, dem „schlesischen Salzburg“, Lehrerinnen unserer Heimatprovinz, im emsigen Schaffen zielsicheres Ausrichten für ihre verantwortungsvolle Erzieherarbeit zur Formung einer deutschen Jugend vermittelte. 43 Lehrerinnen frischten so ihr Wissen um unseren Eichendorff auf.

Die deutsche Frau, die in der NS-Frauenschaft wieder ihren fraulich-natürlichen Aufgaben zugeführt wird, weilt durch ihr stärker ausgeprägtes Gefühlsleben besonders gern im Reiche der Romantik; sie holt sich dort immer wieder die Kraft zu ihrem mütterlichen Tun. Die Ortsgruppe Friedersdorf, Kreis Strehlen, kam unter ihrer Führerin mit 32 Frauen am 19.9. durch Neisse und führte ihr Vorhaben, dem Museum im Sterbehause des Dichters einen Besuch abzustatten, auch durch. – Der kunstsinnige Obermeister Elsner der Malerinnung zu Neisse führte die der Innung anvertrauten 60 Lehrlinge im Rahmen seiner Erziehungsarbeit in das Museum, desgleichen Bürgermeister Köhler und Oberbrandmeister Krautwurst aus Gnadenfeld die Mitglieder der Feuerwehr zu Gnadenfeld, anschließend an eine Besichtigung der Oberschlesischen Feuerweherschule.

Die besinnlichsten Stunden sind stets die Führungen einzelner Besucher; hier kann man in persönlicher Unterhaltung den Dichter dem Besucher näher bringen. An der großen Zahl der Einzelbesucher, die in dem 1. Vierteljahr meines Wirkens ihre Freundschaft mit Eichendorff in dem Museum erneuerten, läßt sich die freudige Feststellung machen, daß wir in unserem Volke überall Eichendorff-Freunde haben. Neben den Besuchern unserer Heimatprovinz – aus Schlesien kamen außer Neissern u. a. Volksgenossen aus Breslau, Liegnitz, Görlitz, Schmiedeberg, Charlottenbrunn, Altwaltersdorf, Oppeln, Ratibor, Lubowitz, Gleiwitz, Beuthen OS, Heydebreck, Tillowitz, Leobschütz – finden wir den Süden und Westen unseres Vaterlandes erfreulich stark vertreten! So stellte das Rheinland und Westfalen Besucher aus Bonn, Isselburg/Niederrhein, Gelsenkirchen, Neunkirchen, Essen, Ziegenhain, Ahlen, Düsseldorf, Bochum, Dortmund. Aus dem Bayernland besuchten uns Freunde aus Nürnberg, München, Augsburg und Friedrichshafen. Dazu schickte Westdeutschland aus Königslutter/Braunschweig, Pappelau/Württemberg und Stuttgart seine Vertreter. Ein starkes Echo findet Eichendorff in Mitteldeutschland. Ich nenne da unsere Freunde aus Dresden, Leipzig, Cottbus, Sagan, Neuhaldensleben, Riesa/Elbe, Berlin und Brandenburg. Aus Norddeutschland kamen nur aus Hannover Gäste zu uns. Seltsamerweise sind die Stätten Ostdeutschlands, in denen Eichendorff selbst gewirkt hat, am wenigsten vertreten. So kann meine Statistik aus West- und Ostpreußen nur 4 Besucher aus Schönberg-Schloß und Peterswalde in Ostpreußen nennen! – Hierzu traten noch einige sudeten-

deutsche Brüder. Landsleute aus Graslitz, Jägerndorf und Mährisch-Schönberg gaben mit ihrem Besuch kund, daß politische Grenzen, besonders in Schlesien, noch lange keine Volksgrenzen sind; sie kamen zu Eichendorff, weil sie in ihm ihren deutschen Dichter ehren. In den letzten Septembertagen durfte ich Auslandsbesucher aus USA. durch das Museum führen, Studenten aus Monroe, Utah und Pocatello, Idaho. – Interessant ist es noch, daß nach meinen genauen Aufzeichnungen sich das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Besuchern fast die Waage hält.

So brachte mir die Reisezeit in dem 1. Vierteljahr meiner Arbeit ein gründliches Einarbeiten in meinem neuen Wirkungskreis, und das war gut so!

Der rege Besuch zeigt uns, daß unsere Gedächtnisstätte lebt; sie lebt im ganzen Volke! Dabei war es für mich als Sänger überaus schmerzlich, daß die vielen Gesangesbrüder aus dem Reiche nur in homöopathischen Mengen zu uns fanden, als sie zum 12. DSB.-Fest in Schlesien weilten. – Das 1. Vierteljahr meiner Tätigkeit gibt uns die freudige Zuversicht, daß wir das Banner „Eichendorff“ weiter ins Volk getragen haben. Eichendorff lebt in dem deutschen Volke, und unser Museum sei das pulsierende Herz in diesem Leben. Ich möchte nur wünschen, daß es mir vergönnt sei, viele Jahre mit ungeminderter Kraft und dem Feuer edler Begeisterung an diesem Kulturwerk mit bauen zu können.

Zum Gedächtnis der Eichendorffenkelin Margarete Sedlnitzky-Eichendorff

Von Karl Sczodrok

Die deutsche Eichendorffstiftung schickte in den ersten Tagen des Wonnemonats an ihre Freunde folgende Trauernachricht:

„Am 1. Maisonntag 1937, 11 Uhr, verschied im Sterbehause Joseph von Eichendorffs die Enkelin des großen Dichters, Margarete Freifrau Sedlnitzky-Eichendorff, in ihrem 79. Lebensjahre“. Zu ihrem Begräbnis, zu dem neben den Angehörigen – den Mitgliedern der Familie Eichendorff – auch die Freunde des Dichters und seines Werkes erschienen waren, sprachen nach den Trostworten des Geistlichen der literarische Obmann der deutschen Eichendorffstiftung und Bruno Tschierschke, der zusammen mit seiner Frau die Heimgegangene in den letzten Jahren ihres Neisser Aufenthaltes liebevoll betreut hat.

Margarete Sedlnitzky-Eichendorff hat nach einem Leben voll Arbeit, fleißigen Schaffens und manch bitterer Not, aber auch stillen und großen Glückes, heimgefunden, und was sterblich an ihr war, das wurde demselben Gottesacker anvertraut, der schon einmal einem Eichendorff, dem größten der Familie, letzte Ruhestätte geworden ist, ihrem Großvater, unserem Dichter Joseph von Eichendorff.

Damals, an jenem rauhen Novembertage des Jahres 1857 – es ist jetzt beinahe 80 Jahre her –

standen auch Angehörige und Freunde der Familie Eichendorff auf jenem alten Neisser Friedhofe als Trauergemeinde zusammen, ein Neisser Gesangverein sang Eichendorfflieder und viele Neisser waren dabei und wußten oder ahnten doch, daß sie einem Großen im Geiste, wie wir heute wissen, einem der besten Deutschen überhaupt das letzte Geleite gaben.

Die Freundschaft, die damals vor 80 Jahren Kränze der Verehrung, der Zuneigung und der Teilnahme flocht, war nicht eine Freundschaft für den Augenblick, und es ist kein Zufall, daß nunmehr, nach 80 Jahren, die Enkel wieder über ein Eichendorffgrab hinweg sich die Hände reichten und deutsche Menschen sich zusammenfanden im Namen Eichendorff.

Der Tod kam gerade bei unserer Dichterenkelin, die im Volksmunde als „unsere Frau Baronin“ fortleben wird, als Erlöser. Er brachte die Erfüllung und die Vollendung eines Lebens voll Segen und Güte.

Mehr als früher wissen wir heute um das Geheimnis des Blutes und der Vererbung. Wenn wir das Leben unserer Frau Baronin zurückdenken, so ist es wie eine Offenbarung, wie eindrucksvoll und sinnfällig die Art des Dichters, der manchem von uns so etwas wie ein Lebensbegleiter wurde, im Leben und in der Art seiner Enkelin ihre Wiederholung und ein Spiegelbild gefunden hat.

Unsere Frau Baronin war eine echte Eichendorff. Sie hatte vom Großvater geerbt die große Herzengüte und sein feines Taktgefühl, die Unbestechlichkeit für das Wahre, Echte und Schlichte, die Freude an der Natur und ihren tausend Wundern, die Heimat- und Fernensehnsucht, die Lust zum Fabulieren und nicht zuletzt den feinen Eichendorffschen Humor.

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort;
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst Du nur das Zauberwort.“

Unsere Baronin kannte wie ihr unsterblicher Großvater dieses Zauberwort, und wer ihr nahe stehen durfte, der wußte darum und hatte Anteil und Freude an diesem Klingen und dieser ganzen musischen Art.

Margarete Sednitzky-Eichendorff hatte ihren Großvater, den Dichter, nicht mehr persönlich kennengelernt. Sie hätte etwas früher geboren werden müssen. „Nie gesehen und nie gekannt“ hat sie ihn aber „geliebt und verehrt“. Ihre Mitteilungen und Schilderungen, die selber wieder ein Stück Dichtung sind, haben unser Wissen um Eichendorffs Leben und seine Persönlichkeit wesentlich bereichert. Was beispielsweise „der grüne Sommer von Sednitz“ für Eichendorff bedeutete, das hat uns niemand so eindringlich und unvergeßlich überliefert, wie gerade die heimgegangene Dichterenkelin. Kein Wunder auch, war doch jenes Sednitz im Kuhländchen mit seinem kleinen verträumten und weinumrankten Schlössel die unvergeßliche Heimat der jetzt Heimgegangenen. Dort waltete und schaltete ihr Vater, des Dichters jüngerer Sohn Rudolf, dessen Lebensbild Frau Margarete Sednitzky-Eichendorff noch vor einigen Monaten, in der „Aurora“ und im „Oberschlesier“, liebevoll gezeichnet hat. Sednitz schenkte ihr glückliche Jugendtage, selige Jahre

der Liebe und des Eheglückes, umwoben noch vom guten Geist des Großvaters und Eichendorffschen Klängen und Liedern. Doch es folgten böse und schwere Jahre. Der Mann unserer Frau Baronin starb und die väterliche Beszung ging verloren. Das Schicksal führte die Witwe und ihre Kinder nach Wien, wo sie mit ihrer Familie einen harten Lebensweg gehen mußte, doch ohne jemals zu klagen und zu verzagen.

Es ist ein Verdienst der Stadt Neisse, daß sie vor einigen Jahren, als die Deutsche Eichendorffstiftung gegründet, das Eichendorffhaus erworben und das deutsche Eichendorffmuseum eingerichtet war, unsere liebe Frau Baronin einlud, ihren Lebensabend in des Dichters Heimat Oberschlesien, in Neisse zu verbringen, wo die Stadt ihr im Eichendorffhause ein Heim schenkte. Wer mit der jetzt Heimgegangenen zusammenkam, der empfand, wie wohl sie sich hier in Neisse gefühlt hat. Diese letzten Jahre in Neisse wurden für sie das schöne Abendrot ihres Lebens. Aber nicht nur in Neisse, sondern überall dort, wo Freunde des Dichters Eichendorff und seines Werkes wohnen, wird auch das Andenken an seine Enkelin Margarete immer lebendig bleiben. In herzlichen Nachrufen nahm auch die deutsche Presse an dem Heimgang der Eichendorffenkelin Anteil. Ich nenne hier nur die Gedenkworte, die Alfons Hayduk in den „*Oberschl. Mitteilungen*“, im „*Oberschl. Wanderer*“ und in der „*Deutschen Allgemeinen Zeitung*“ veröffentlichte.

Zum Schicksal der verlorenen Tagebuch-Aufzeichnungen Eichendorffs

Von Adolf Dyroff

In der „*Aurora*“ von 1937 (S. 144) habe ich zugestehen müssen, nicht mehr zu wissen, wo nach Karl von Eichendorffs Meinung die verschwundenen Tagebuch-Aufzeichnungen zuletzt gewesen seien. Inzwischen fiel mir ein Brief des Dichter-Enkels vom 17.3.1924 in die Hand, durch den dieser Punkt aufgeklärt wird. Ich hatte angefragt, woher die dem Sohne Hermann verdankte Lebensbeschreibung des Dichters von dessen Besuch in Aschaffenburg, Würzburg usw. (1808) Kenntnis hatte. Die Antwort enthält die Sätze: „Es haben ihm“ (meinem Vater) „zweifelloso Tagebuchaufzeichnungen zur Verfügung gestanden, die nunmehr als verloren zu betrachten sind. Die in der Biographie gebrachten Zitate beweisen dies. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat mein Vater die jetzt fehlenden Aufzeichnungen, als er sich mit der Ausarbeitung der Biographie beschäftigte, von seinem in Sedlnitz lebenden Bruder leihweise erhalten und diesem die Handschriften nach Benutzung wieder zurücksenden müssen. Die im Jahre 1920 in Sedlnitz aufgefundenen Handschriften (*Wächter* IV, S. 228/29) haben, wie die auf einigen Schriftstücken angebrachten Randbemerkungen beweisen, meinem Vater vorgelegen. Vielleicht sind gelegentlich der Beraubung des Schlosses durch tschechische Legionäre einige Manuskripte, darunter die in Rede stehenden Tagebuchaufzeichnungen in Verlust geraten“. Später habe ich noch einmal mündlich die Sache berührt und gefragt, ob nicht doch, sei es der Dichter selbst

oder Hermann v. E. das Verlorene beseitigte; das bestritt aber Karl v. E., wie gesagt. Allem Anschein nach hat Hermann von E. das Verlorene nicht vernichtet und Karl von Eichendorff wird seine Gründe gehabt haben, weshalb er die Vernichtung auch dem Sohne Rudolf und dessen Nachkommen nicht zutraute. Einer dieser Gründe könnte der gewesen sein: Wenn Rudolf von Eichendorff alle Tagebücher aufbewahrte und sich vom Bruder Hermann das jetzt Verlorene ebenso wie die noch erhaltenen Tagebücher wieder zurückschicken ließ, wäre es sonderbar gewesen, wenn er das früher für wertvoll Gehaltene plötzlich ausgetilgt hätte. Warum Rudolf die erhaltenen Tagehefte 1890 dem Käufer des Schlosses Sedlnitz, Graf Vetter v. d. Lilie, überließ, kann man sich denken. Müssen wir die Hoffnung ganz aufgeben, daß sich das Vermißte wiederfinde?

Ein Brieffragment Eichendorffs

Von Wolfgang Baumgart

Das große im Jahre 1934 erschienene Werk von Wilhelm Frels, *Deutsche Dichterhandschriften von 1400 bis 1900*, wies unter anderem auch eine Reihe noch unbekannter Handschriften und Briefe Eichendorffs nach, von denen Karl von Eichendorff einiges im 5. Jahrg. der „*Aurora*“, S. 9–17, veröffentlicht¹ hat. Dazu sei hier ein kleiner Nachtrag gegeben.

Bei Beantwortung meiner Umfragen für eine Sammlung der Deutschen Dichtergedenkstätten² erwähnte das Heimatmuseum Köthen (Anhalt) drei in seinem Besitz befindliche Briefe Eichendorffs, von denen Frels nur zwei verzeichnet, die Karl von Eichendorff danach abgedruckt hat. Der dritte dieser Briefe ist ein Bruchstück, der nur vier Zeilen umfassende Schlußteil eines Briefes mit Schlußformel, Unterschrift und Datum. Es ist der bisher verschollene Rest jenes Briefes an den Major von Holly-Ponienziercz, der in Koschs *Hist.-Krit. Ausg.*, Bd. XII, S. 191, als Nr. 149 abgedruckt ist. Ich gebe hier den ganzen Brief wieder, den ersten Teil nach Koschs Abdruck, den zweiten buchstabengetreu nach dem Original des Köthener Heimatmuseums.

Lieber verehrter Cousin!

Der gütigen Erlaubnis zufolge ermangle ich nicht, ergebenst zu berichten, daß wir in unserer Arche Noah glücklich, und zwar schon um 11 Uhr, in Berlin angelangt sind. Hier haben wir

¹ Offenbar z. T. nach ungenauen Abschriften. Ein Vergleich mit einigen Originalen ergibt folgende allerdings belanglose Verbesserungen: Die Unterschrift des Briefes vom 6.12.1836 (S. 13) lautet „gantz ergebenster“ statt „ergebenster“, im Briefe vom 26.6.1854 (S. 17) „Mit vorzüglichster Hochachtung“ statt „Mit vorzüglicher Hochachtung“, die Anrede lautet im Briefe an Gubitz (S. 11) „Verehrtester Herr Professor!“ statt „Verehrter“. Die Abkürzung „C. D. Hitzig“ im gleichen Briefe veranlaßte Karl von Eichendorff zu der falschen Annahme, daß hier nicht Julius Eduard Hitzig gemeint sei. Die Buchstaben „C. D.“ sind aber als „Criminal-Director“ aufzulösen. Hitzig, seit 1815 Kriminalrat beim Kammergericht, war gerade (1827) Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriums geworden.

² Vgl. hierzu meinen Aufsatz im vorliegenden Jahrgang.

den übrigen Tag und Abend noch alle zusammen im Gasthause zugebracht. Mittwochs d: 31t Oktbr. aber ist meine Tochter nebst den Kindern und H. Schröder frühmorgens nach Breslau abgesehelt, und hoffentlich gestern wohlbehalten in Neisse angekommen, worüber wir indes natürlich noch keine Nachricht haben. Ich dagegen habe den 1t November hier mit meiner Frau und Mali ein hotel garni bezogen, wo wir zwar bequem, aber leider auch sehr teuer logiert sind. Meiner armen, guten Frau scheint die kleine Fahrt von Cöthen hierher nicht geschadet zu haben. Doch kam sie aufs äußerste ermattet hier an und leidet noch immerfort an Leibweh, Erbrechen und völliger Appetitlosigkeit, so daß wir wohl noch acht Tage hier werden vor Anker liegen müssen, ehe sie kräftig genug sein wird, die Reise fortzusetzen. Du kannst Dir denken, wie peinlich dies meiner armen Frau ist, und wie sehr sie sich nach der Wiedervereinigung mit der Familie sehnt, von der ihr die Trennung sehr schwer geworden ist. Es ist eine harte Zeit für uns alle. Nun, Gott helfe weiter!

Meine Frau empfiehlt sich allerseits angelegentlichst. Ich aber küsse Deiner verehrten Frau Gemahlin gehorsamst die Hand, und bitte, Thereschen herzlich von mir zu grüßen. Zugleich benutze ich diese Gelegenheit, um für die große Teilnahme,³

Güte und Freundlichkeit, die Du u. die verehrten Deinigen uns in diesem Sommer so mannigfach erwiesen, nochmals meinen innigsten Dank zu sagen, u. verbleibe mit aufrichtigster Liebe u. Verehrung
Berlin, d: 2t November 1855.

Jägerstraße in Schloßers hotel garni

Dein
treuergebener Cousin
v. Eichendorff.

Zum Inhalt des Briefes geben die Anmerkungen in Koschs Ausgabe, S. 321, sowie die übrigen Briefe Eichendorffs aus jenen Tagen das Nötige. Die wenigen Zeilen, durch die der Brief hier seine Abrundung und genaue Datierung erhält, sind sachlich nur von geringer Bedeutung. Sie erfreuen aber durch die Herzlichkeit, die Eichendorff auch durch den mit Beteuerungen überladenen Briefstil der Zeit durchklingen lassen konnte. Ein gewisses Interesse hat noch die Frage nach den Gründen für die Zertrennung beider Briefteile. Das Köthener Blatt zeigt auf der linken und unteren Seite nicht ganz gerade Ränder, es ist hier offenbar mit der Schere zurechtgeschnitten. Ähnlich beschnitten sind die kleineren Blätter in Varnhagens großer Autographensammlung, die sich in der Preuß. Staatsbibliothek in Berlin befindet. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß hier für einen Fremden, der ein Autogramm Eichendorffs zu besitzen wünschte, das Rückblatt des Briefes abgetrennt und als Bruchstück allein überlassen wurde, weil die beiden Seiten des Vorderblattes allzu familiäre Einzelheiten, vor allem über die Krankheit Luises von Eichendorff, enthielten.

³ Hier beginnt das Köthener Bruchstück.

Der „Rote Ochsen“ von Rohrbach

Von Karl Otto Frey

Eichendorffs Rohrbacher Verkehrslokal war der „Rote Ochsen“. Eichendorffs Freunde, Graf Loeben, Budde und Strauß hatten ihn „entdeckt“. Sie hielten dort ihre oft so ausgelassenen Sitzungen ab. Später, als die Brüder Eichendorff zu ihnen gestoßen waren, nahm auch unser Dichter an den Lustigkeiten teil. Voll Freude erzählen Eichendorffs und Buddes Tagebuch davon. Hier tranken die Heidelberger Freunde in einem „eigenen“ Stübchen ihren Sonntagskaffee. Hier führten sie tiefgründige und ulkige Gespräche. Sie trieben ihre Späße mit Susannchen, dem freundlichen, naiven Wirtstöchterlein. Mit Rohrbacher Mädchen führten sie das damals allbeliebte „*Donauweibchen*“ von Kauer auf. Wenn Eichendorff mit den Freunden im „Roten Ochsen“ einkehrte, war auch er von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt und war der Lustigsten einer. (24.1.08, 14.2.08).

Sobald er aber allein den „Roten Ochsen“ aufsuchte, überkam ihn die große Traurigkeit, welche die Grundstimmung seines Heidelberger Tagebuchs Ende Jan.–3. April. 08 ausmacht. So lesen wir 7.2.08: „... Mein Nachrennen u. Einholen. Großer Wind. Trauer eines fast gebrochenen Hertzens. Sich selbst bedauern. Ich allein im Ochsen. Trüber Tag. Die Laden dunkel zu. Rauschen d. Baches draußen...“ .

Der „Roten Ochsen“ lag schräg unterhalb von Käthchens Vaterhaus. Von hier konnte er bequem zu seinem Käthchen hinüberspitzen und versthohlen hinüberwinken „beim Herausgucken...“. Die Schildbezeichnung „Roter Ochsen“ besagt, daß mit diesem Gasthaus eine Metzgerei verbunden ist. Der „Rote Ochsen“ ist wohl die älteste Gastwirtschaft von Rohrbach, die heute noch im Betrieb ist. Im Juni 1684 hatte der „Gemeinsmann und Metzger“ Georg Erzinger um eine „Schiltgerechtigkeit“ nachgesucht. Er hatte 1684 einen „alten, wüsten Platz“ mitten im Dorf erstanden, auf dem die „gnädigste Herrschaft 30 Gulden Kapital stehen hat“. Dieses Kapital soll „verpensioniert“ werden. Erzinger will hier „eine Wirtschaft machen und ein Schilt daran henken.“ Weil „keine Landstraß durch Rohrbach geht und nicht wohl ein Würth allda zu bekommen ist“, wird ihm unterm 28. Juli 1687 Bau und Schiltgerechtigkeit gegen eine Gebühr von 30 Gulden genehmigt, „jedoch ohne alle Consequenzen auf Andere“. Erzinger hatte kein Glück. Im pfälz.-franz. Erbfolgekrieg (1688–97), dem grausamsten der vielen grausamen Kriege, welche die Kurpfalz hat erleben müssen, wurde auch Rohrbach von den franz. Raubhorden unter Mélac in Schutt und Asche gelegt (28.1.1689). Mit dem Brand von Heidelberg 21.5.1693 wurde ein zweites Mal das unglückliche, gerade eben wieder notdürftig hergerichtete Dorf eingäschert und geplündert. Auch der „Rote Ochsen“ ging zwei Mal in Flammen auf.

Um 1700, als das verödete Dorf sich wieder langsam besiedelte, kam das Gasthaus in den Besitz eines gewissen Heis (Heiß, Heuß). Es vererbte sich vom Vater auf die Söhne. Zu Eichendorffs Zeiten gehörte die Wirtschaft der verwitweten Katharina Heis, geb. Förster. Sie war die dritte Gattin des 1800 gest. Ochsenwirts, Metzgermeisters, Kirchenvorstehers Joh. Christoph Heis, die Mutter des Susannchens: Käthchens Tante.

Die jetzige Gestalt soll der „Rote Ochsen“ nach einem Brande der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts erhalten haben. Heute führt das Haus nur die Bezeichnung „Zum Ochsen“. Der derzeitige Besitzer will aber im Frühjahr die alte Benennung wieder einführen. Wie zu Eichendorffs Zeit und früher soll es wieder heißen „Roter Ochsen“. Das „Rot“ hatte in der Systemzeit aus Mißverständnis der pol. Hochspannung weichen müssen. Diese Gründe sind heute ja Gott sei Dank weggefallen.

Eichendorff und Amerika

Gedanken beim Besuch im Eichendorff-Museum

Von Prof. Walter A. Reichart, University of Michigan

Im ersten Augenblick dürfte die Überschrift überraschen, denn wirkliche Beziehungen des Dichters zu Amerika haben wohl nie bestanden, wenn auch der Ruhm seines Werkes so weit gedungen ist. Aber vielleicht ließe sich sogar noch mehr behaupten: Unter den Nachkriegsverhältnissen an amerikanischen Schulen, wo der Deutsch-Unterricht leider nie wieder seinen früheren bevorzugten Platz im Lehrplan zurückerobert hat, nimmt Eichendorffs „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“ eine Sonderstelle ein. Diese Erzählung ist ein unverwüster Teil unseres Unterrichts geworden und gehört zur Lieblingslektüre der Studenten. (Ein genauer Bericht über Eichendorffs Beliebtheit als Schullektüre soll in einem späteren Band gebracht werden). Wenn auch die Novellen von Storm als Lesestoff größere Auswahl bieten und deswegen vielleicht an erster Stelle zu nennen sind, bleibt doch der „*Taugenichts*“ am beliebtesten. Er ist eben der Ausdruck menschlicher Sehnsucht nach Befreiung vom Alltäglichen, ein Jauchzer „aus voller Kehle und frischer Brust“ auf den ewigen Sonntag im Gemüt. Und für dieses Stück Romantik hat jeder Verständnis und Mitgefühl.

Es war mir also eine große Freude, die interessante Stadt Neisse auf einer Deutschlandreise besuchen zu können, um dort das neuingerichtete Eichendorff-Museum zu besichtigen. Natürlich wußte ich schon, daß die Eichendorff-Stiftung seit vielen Jahren damit beschäftigt ist, das Werk ihres Dichters zu pflegen und die bereits angesammelten Schätze durch Neuerwerbungen zu mehren. Sie hatte auch das in Privatbesitz befindliche Eichendorffhaus als Gedenkstätte lange vorgesehen, bis im Jahre 1935 der Ankauf des Sterbehauses endlich erfolgen konnte.

In seinem schlichten bürgerlichen Stil erinnert mich die Einrichtung an das Geburtshaus von Franz Schubert in Wien, wenn auch das Gebäude selbst anspruchsvoller und eleganter wirkt.

Dichterstätten in Amerika aus dieser Zeit sind meistens recht einfache Landhäuser, wie z. B. Hawthornes Haus in Concord, Massachusetts. Ein stattlicheres, für den wohlhabenderen Stand von Washington Irving zeugendes ist das schöne „Sunnyside“ am Ufer des Hudson-Flusses, unweit der Stadt New York. Es stand damals, als sich der Dichter nach einem langjährigen Aufenthalt in Europa dies Eigentum erwarb, dem Großstadtleben ganz fern, heute gehört es mit all den anderen großen Uferbesitzen zu den eleganten Vororten New Yorks. Es war im besten Sinne ein Landgut gewesen, wo der alternde Dichter im trauten Kreise seiner Nichten die letzten Jahre in Würde und Feierlichkeit beschließen konnte. Dieses Haus ist bis auf den heutigen Tag noch im Besitz der Familie Irving, obwohl von verschiedenen Generationen weiterer Anbau erfolgt ist. Nur das Studierzimmer hat sich aus der Zeit des Dichters genau erhalten und weist noch die vielen Bücher und Bilder von Washington-Irving auf. Erst im letzten Jahre hat sich der jetzige Besitzer dazu entschlossen, der breiten Öffentlichkeit zu gewissen Zeiten Zutritt zu dieser historischen Stätte zu gestatten. Was mir hier sowie auch im Eichendorffhaus besonders aufgefallen ist, ist das außerordentlich Lebendige dieser Museen. Es findet sich nichts von typischem Museumstil, von verstaubten und antiquitierten Schätzen aus längst vergangener Zeit. Es sind eben Gedächtnisstätten, die an das Weiterleben der Menschen und ihres Geistes erinnern, die zum Weiterdringen mahnen. Das ist die richtige Pietät! Nicht allein solcher Ähnlichkeiten wegen stelle ich diese zwei Dichter, Eichendorff und Irving, nebeneinander. Sie gehören zusammen: Sie gehören zur selben Zeit und spiegeln denselben Geist. Irving war fünf Jahre älter als Eichendorff und überlebte ihn zwei Jahre. Und wenn auch die beiden nichts von einander gewußt, so wäre ein Zusammentreffen leicht möglich gewesen. Im Herbst 1822 reiste Irving von Frankreich nach Deutschland; er fuhr langsam den Rhein aufwärts, besuchte Frankfurt, Heidelberg, Darmstadt usw., um über München und Wien nach Dresden zu kommen, wo er bis zum nächsten Sommer blieb. Ja, von dort aus machte er sogar eine Tour nach Schlesien; als eifriger Leser von Volkssagen und -märchen reiste er ins Riesengebirge, den Spuren Rübezahls nachzugehen. Leider kam er nur bis Hirschberg. In einem Zeitalter, in dem allmählich die romantische Weltanschauung durch eine stark realistische verdrängt wurde, liebten beide das Volkstümliche und Ländliche. Irving, dessen „*Sketch Book*“ 1819–20 gleichzeitig in England und Amerika erschien und der daraufhin wegen seiner stimmungsvollen Schilderungen als erster amerikanischer Dichter großen Formats im Mutterland anerkannt wurde, setzte sich auch sehr schnell in Deutschland durch. Bald gab es Übersetzungen in sämtlichen europäischen Sprachen davon, die lange Zeit hindurch zur Lieblingslektüre gehörten. Heute noch wird mit Vorliebe dieses Werk an deutschen und französischen Schulen für den englischen Unterricht benutzt. Ein Jahr später erschien in Deutschland Eichendorffs „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“, das bei uns immer noch zum vorberechtigten Schatz des deutschen Unterrichts gehört. Daß der große Erfolg des „*Sketch Book*“ den Dichter dazu bewegte, nach Deutschland zu reisen, dort ähnliche Stoffe zu sammeln und als „*Deutsches Skizzenbuch*“ zu veröffentlichen,

ist vielleicht nicht allen bekannt. Aber trotz seiner ersten Absicht, sich ganz in die deutsche Sprache und deutsche Literatur zu vertiefen, um den Quell der Volkssagen ausschöpfen zu können, wirkte der Dresdener Aufenthalt literarisch nicht anregend. Das gesellschaftliche Leben am sächsischen Hofe und der damals bedeutende Kreis dort lebender Engländer nahmen Irving zu sehr in Anspruch. Dazu kam noch eine neue Liebe ... Irving lernte Tieck kennen, den alten Hofrat Böttiger, manche Mitglieder des Dresdener Liederkreises, er besuchte eifrig das Theater und die Oper, aber er gewann kein richtiges Verhältnis zur deutschen Literatur. Sein Wunsch, ein „deutsches Skizzenbuch“ zu schreiben, erfüllte sich nicht. Sein nächstes Werk „*Tales of a Traveller*“, das als „*Erzählungen eines Reisenden*“ schon 1825 – ein Jahr nach der englischen Ausgabe – in Deutschland erschien, war nur ein matter Abklang vom „*Sketch Book*“. Es bleibt ein kurioser Widerspruch, daß der eigentliche deutsche Einfluß in Irvings Werk aus der Londoner Zeit stammt, da er sich zuerst mit deutschen Sagen beschäftigte, während der Aufenthalt in Deutschland nichts dazu beigetragen hat.

Eichendorff in den Schulungsbriefen der NSDAP.

Die 7. Folge des 4. Jahrganges der Partei-Schulungsbriefe spricht von den Antiliberalisten des 19. Jahrhunderts. In dem Aufsatz „*Völkische Dichterkräfte im 19. Jahrhundert*“ von Dr. Langenbacher wird deutlich gemacht, daß die völkischen Dichterkräfte des 19. Jahrhunderts vielfach bisher nicht richtig oder falsch gewürdigt wurden. Dabei wird auch Eichendorff genannt, u. a. heißt es: „Man nehme eines der großen dichterischen Dreigestirne des 19. Jahrhunderts, wie Joseph von Eichendorff (1788–1857), Jeremias Gotthelf (1797–1854) und Adalbert Stifter (1805–1868), und man versuche, ihrem Werk in der bisher geübten Forschungsweise auf den Grund zu kommen. Man wird sofort erfahren, wie hilflos wir mit diesen erstarrten Formeln vor dem heute wie je lebendigen Werk der genannten Dichter stehen. Was ist schon gewonnen für uns, wenn wir uns mit der Feststellung beruhigen: Eichendorff ist eben ‚Romantiker‘, und Jeremias Gotthelf ist eben ‚Realist‘. Was ist dann Adalbert Stifter? ...“

Eichendorff in Paris

Im Rahmen der deutschen Kulturwoche in Paris wurde der „Abend des Films“ im September 1937 mit einem Eichendorfflied eröffnet. Die Frankfurter Zeitung vom 5.8.37 schrieb dazu durch ihren Pariser Berichterstatter:

„Wer in die Fremde will wandern“, mit diesen Worten Eichendorffs, von den Tönen Hugo Wolffs getragen, begann gestern der erste Abend der Deutschen Kulturwoche. Heinrich Schlusnus sang diese Worte. Ergriffen lauschte die festliche Menge, die sich im Filmpalast der Weltausstellung versammelt hatte. Der reizvolle Saal war bis in den letzten Winkel mit froher

Erwartung und aufnahmefreudigen Menschen gefüllt, – „eines der glänzendsten Häuser, die wir seit Beginn der Ausstellung hier gesehen haben“ („Paris Midé“). Reichsminister Funk mit seinem Stabe, der deutsche Botschafter, der deutsche Ausstellungskommissar konnten sich, noch ehe das Spiel begann, an dem lebhaften Interesse erfreuen, das sich in diesem Zustrom eines überwiegend französischen Publikums ausdrückte. Es war ein glücklicher Gedanke, den Festabend mit diesem Lied zu eröffnen, denn eine gedrängtere und innigere Ahnung von dem, was Deutschland eigentlich ist, läßt sich nicht denken. Es war gleichsam die Essenz unseres innersten Wesens, die in den Schlußakten „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund“ durch den Raum wehte.

Sudetendeutscher Eichendorffpreis

Im Jahre 1937 wurde der von einem Deutsch-Amerikaner für bedeutende künstlerische Leistungen eines Sudetendeutschen gestiftete Eichendorffpreis vom Kuratorium der Stiftung, dem auch der Dichter Hanns Johst angehört, dem Karlsbader Bildhauer Wilhelm Srb-Schloßbauer verliehen. Der Künstler wurde 1890 in Karlsbad geboren und ist als Portrait- und Bauplastiker bekannt geworden.

Die deutsche Tagespresse bekennt sich zu Eichendorff

Von Willibald Köhler und Karl Sczodrok

Willibald Köhler, der Leiter des deutschen Eichendorffmuseums in Neisse und unser treuewährter Mitarbeiter von Anfang an, schickt mir ein ganzes Päckchen Pressestimmen zu Eichendorffs 150. Geburtstag. Er hat recht, wenn er dazu schreibt, die über das ganze Reich verstreuten Pressestimmen ergäben ein überraschend farbiges Bild. Dabei handelt es sich hier nur um einen Bruchteil der Eichendorff-Erinnerungen der deutschen Presse anlässlich des 150. Geburtstages des Dichters. Es kommt dazu, daß diese starke Anteilnahme der deutschen Presse und damit des deutschen Volkes nicht von einer zentralen Stelle allgemein angeregt oder veranlaßt wurde, vielmehr die meisten Zeitungen, soweit ich es überschaue, hier aus eigenem und innerem Antriebe handelten.

Wahrhaftig! Feiern überall! Ganz natürlich, daß zunächst in Oberschlesien, der Heimat des Dichters, insbesondere in Ratibor und Neisse, sich die Feiern besonders eindrucksvoll gestalten. In Ratibor nahm die Bevölkerung in den breitesten Schichten an den Feiern teil, so an der Sängerkundgebung am Eichendorffdenkmal vor dem Landratsamt und an den Darbietungen im Stadttheater. Ratibor darf auch als einen schönen Erfolg buchen, daß nach einer Mitteilung der Reichsregierung der Maibaum des deutschen Volkes in diesem Jahre aus den Ratiborer Wäldern genommen werden soll. Das ist nicht nur ein Treuebekenntnis des deutschen Volkes zum Grenzland Oberschlesien, sondern auch eine Ehrung Eichendorffs zu seinem 150.

Geburtstage. (Inzwischen wird bekannt, daß Deutsch-Österreich den diesjährigen Maibaum des deutschen Volkes stellt. Es ist selbstverständlich, daß in diesem Fall Schlesien gern und freudig zurücktritt!) In Neisse, der Stadt des alten Eichendorff, wurden gleichfalls unter herzlicher Beteiligung der gesamten Bevölkerung umfangreiche und sehr würdige Eichendorff-Feiern abgehalten, worüber die Neisser Presse, voran die *Neisser Zeitung*, aber auch die übrige schlesische Presse ausführlich berichtete. Die Neisser Zeitung trat mit einer besonderen Eichendorff-Fest-Nummer heraus, die Eugen Beck bearbeitete. Von den gelungenen Veranstaltungen nenne ich die Kundgebung und das Bekenntnis der Neisser Jugend am Eichendorffdenkmal in der Friedrichsstadt, die Festsitzung im Carolineum des Staatl. Gymnasiums mit dem Vortrag von Dr. Castelle und die Aufführung des Pfitzner'schen großen Musikwerkes „*Von deutscher Seele*“ unter der Stabführung von Josef Thamm. Daneben bot die Neisser Jugend noch eine „*Taugenichts*“-Aufführung, in der Vertonung von Blaschke – Neisse. Der Gleiwitzer Sender dachte an Eichendorff, indem er das Eichendorff-Hörspiel „*Der Schatten*“ von Willibald Köhler uraufführte, das inzwischen in der Dichterbücherei des Oberschlesier-Verlages in Oppeln herauskam. Die „*Frankfurter Oder-Zeitung*“ findet die Teilnahme der Sudetendeutschen an Eichendorffs 150. Geburtstage bemerkenswert, u. a. die Feier des deutschen Kulturverbandes in der Prager Deutschen Haus. Die „*Königsberger Allgemeine Zeitung*“ findet es sinnig, daß der Maibaum des deutschen Volkes diesmal „aus Eichendorffs Wald“ geholt wird. Der „*Völkische Beobachter*“ widmet Eichendorff durch Dr. Werner in Wien einen größeren Beitrag und erinnert daran, daß der *Reichssender Frankfurt* mit seinen Nebensendern zum 150. Geburtstag des Dichters in einer Rundfunkbearbeitung von Peter Horn das Lustspiel „*Die Freier*“ zur Aufführung brachte, die Friedrich Bethge durch eine eindrucksvolle Würdigung Eichendorffs einleitete. Das kämpferische Ethos sei oft gerade am stärksten in seinen zartesten Denkmern ausgeprägt. Nietzsche, Hölderlin, Kleist, Mozart und Stifter waren in diesem Sinne kämpferische und heroische Menschen und nicht zuletzt gehört Eichendorff ihnen zu. Der „*Beobachter im Iser- und Riesengebirge*“ in Hirschberg teilt mit, daß die Schulen im Regierungsbezirk Liegnitz angewiesen worden seien, Eichendorff-Gedenkstunden und Feiern abzuhalten. Dasselbe geschah im Regierungsbezirk Breslau und im Regierungsbezirk Oppeln, also im gesamten Reichsschlesien. Der „*Generalanzeiger für Stettin*“ berichtet, daß das in Ratibor eröffnete Heimatmuseum gleichzeitig eine Eichendorffgedächtnisstätte werden soll und insbesondere Erinnerungen um den jungen Eichendorff sammeln will. Die „*Ostdeutsche Morgenpost*“ berichtet wie die übrige schlesische Presse von der gelungenen Eichendorffausstellung in der Oberschl. Landesbibliothek in Ratibor. Mit Stolz vermerkte die Oberschl. Landesbibliothek ihren Schatz von über 30 „*Taugenichts*“-Ausgaben. Wertvoll seien auch die Erstausgaben der Werke, die sich der Dichter selbst besorgte. Auch die ausgelegte und vollgültige Eichendorffplakette von Prof. Theodor von Gosen wird erwähnt. Der „*Schwäbische Merkur*“ in Stuttgart berichtet, daß in Neisse der literarische Nachlaß des Dichters während der Eichendorff-Feiern das erste Mal öffentlich gezeigt wurde. Die „*Westfälische Landeszeitung Rote Erde*“ in Dortmund meint über Eichendorff: Als ein

Pflichtmensch, der doch nicht zum Philister geworden sei, könne er der Gegenwart als Vorbild dienen. Die „*Kölnische Volkszeitung*“ teilt mit, daß die Heimpuppenspieler des Stadtbibliothekars in Heidelberg eine Aufführung des Puppenspiels „*Das Inkognito*“ planen. Eichendorff habe dieses politisch satirische Spiel in 3 verschiedenen Fassungen aus den Jahren 1841 bis 1844 handschriftlich hinterlassen. Unter der Überschrift „*Sänger des Herzens, Stimme des Waldes*“ widmet der „*NS-Funk*“ in Berlin Eichendorff ein warmherziges Gedenken und gibt eine Übersicht, wie der deutsche Rundfunk an Eichendorffs 150. Geburtstag innerlich Anteil nehme. Das „*Liegnitzer Tageblatt*“ teilt mit, daß alle Werke Eichendorffs in der städtischen Volksbücherei eingestellt seien. Die „*Licht-Bild-Bühne*“ in Berlin erinnert daran, daß Eichendorffs „*Taugenichts*“ bereits auch einmal verfilmt worden sei. Der Film sei im Februar 1922 erstmals vorgeführt worden. Er war ein Werk Carl Fröhlichs und fand große Anerkennung. Seine hohe künstlerische Kultur und besonders das Gefühl für die Stimmung der Eichendorffschen Welt werden dabei rühmend hervorgehoben.

In sehr vielen Gedenkaufsätzen werden die Romantik und die Romantiker gut gekennzeichnet. „Lange Zeit war die deutsche Romantik fast vergessen und schien ein für immer versunkener Traum. Erst nach der Wiedergeburt des deutschen Volkes durch den Nationalsozialismus erinnerte man sich allgemein des unvergänglichen Wertes der Romantik, die wohl-tätig wie ein Regen nach langer Dürre (Alfred Rosenberg) schon einmal das deutsche Geistesleben befruchtet hatte.“ („*Beobachter im Iser- und Riesengebirge*“). – „Die Literaturgeschichte hat Eichendorff den letzten Romantiker genannt, und er hat den Namen lächelnd angenommen, ohne sich freilich vor dem Fortschritt der wachsenden Bildung in den mittelalterlichen Urwald zu flüchten. Sein Herz war ihm Einsiedelei genug, die Träume, Bilder und Klänge der Jugend rein zu bewahren und sich ihrer in buntem, innigem Spiel immer wieder zu erfreuen. Es ist wohl wahr, daß aus dieser steten Zurückgezogenheit eine gewisse Einschränkung des Blickfeldes herrührt, aber es bleibt die Frage, ob dies öfters gescholtene Verweilen und Beharren, dies Musizieren auf denselben wenigen Saiten nicht besser und billiger als charaktervolle Zucht des Edelmannes angesprochen werden sollte, der zu sagen verschmäht, was er nicht zuvor ganz und voll erlebt hat. In der Beschränkung zeigt sich auch hier die Meisterschaft.“ („*Hannoversches Tageblatt*“). – „Aus Morgennebeln drängt die Sonne hervor, ein heißer Windhauch liebkost das frische Grün der Bäume und wischt Tautropfen von den Blätter fort. Die fallen ins Gras und leuchten im Sonnenlichte wie bunte Steine. Die Vögel schlagen; in hoher Luft singen die Lerchen. Unten aber, am Wegesrand, ziehen die Burschen mit dem Ränzel auf dem Rücken, singend und jubelnd. Das ist die Welt Eichendorffs.“ („*Bayrischer Anzeiger*“ in Regensburg). – „Wenn der Frühling an den Wäldern und Bächen entlang zieht, wenn die trockene Straße und die blauen Hügel am Horizont zum Wandern locken, dann nehmen wir Eichendorffs Gedichte zur Hand. Romantik! Man könnte meinen, solch törichte Gefühle hätte unsere sachliche, technische, motorisierte Zeit längst überwunden. Keine Redel! Sie steht mit dem Wunder Radio und dem Flugzeug der Romantik näher, als wir es gern haben wollen.“ („*Neue Berner Zeitung*“

in Bern). – Die „*Berliner Börsenzeitung*“ meint: „Wenn bei irgend einem unserer Dichter, dann ist es bei Eichendorff überflüssig, zu fragen, was er uns noch heute zu bedeuten hat“.

Im „*Schwäbischen Kurier*“ in Stuttgart heißt es: „Eichendorff ist seit Goethe der erste deutsche Dichter, der den schönen Gleichklang zwischen Ideal und Wirklichkeit mit Erfolg anstrebt“. Die „*Kattowitzer Zeitung*“ meint: „Eichendorff reist nicht auf Volksliedern, wie der Schwarm der Romantiker, sondern seine Lieder kommen aus tiefer Volksverbundenheit“. Der „*Mainzer Anzeiger*“ nennt Eichendorff den Dichter der Seele und fügt hinzu: „Eichendorffs Nachruhm ist ein trauriges Beispiel dafür, wie das vorige Bildungsjahrhundert durch Prägung flacher Vorurteile das deutsche Volk von allen wesenhaften Kräften seiner schöpferischen Geister ferngehalten hat“. In dem Aufsatz „*Ewige Liederquellen*“, veröffentlicht in der „*Berliner Morgenpost*“, ist zu lesen: „Um schlesische Jugendheimat, um Studenten- und Wanderjahre, um Kriegsfahrten und um das letzte Ausruhen nach dem Tod der Gattin in Neisse, wo er auch begraben liegt, schließt mit Waldesrauschen, Mondlicht und Wolkenziehen Allmutter Natur den Kreis“. Nach dem „*Brandenburger Anzeiger*“ macht die glückliche Harmonie, die Eichendorff als Gesamtpersönlichkeit ausstrahlt, ihn uns so lieb. „Eichendorff kannte seine Grenzen. Aber innerhalb der Grenzen seiner Begabung übertraf oder erreichte ihn niemand an Reinheit, Tiefe und Innigkeit“. Ähnlich urteilt die „*Thüringer Gauzeitung*“ in Weimar: „Wer alle Register menschlicher Leidenschaften zieht, hat es leichter zu gefallen. Wer sich auf die Edlen beschränkt und auf diesem engen Raume Endgültiges zu sagen versteht, daß es lebendig bleibt, solange es ein deutsches Volk gibt, der ist ein Meister und geht ein in die Wallhalla deutscher Dichter und Denker“. – „*Der Freiheitskampf*“ in Dresden urteilt über Eichendorff: „Keiner hat so wie er den ‚Dichter‘ als form- und schreibseligen Verskünstler verspottet und angeprangert: der Faber im großen Zeitroman ‚*Abnung und Gegenwart*‘, der Dryander in dem zweiten weltanschaulichen Roman ‚*Dichter und ihre Gesellen*‘ sind die Verkörperungen solchen falschen Dichtertums“. In „*Der Alemanne*“ i. Freiburg i. Br. steht: „Seine Äußerungen über die Pressefreiheit wirken durchaus unromantisch und modern“. Die „*Münchener Neuesten Nachrichten*“, die sich auch sonst bei der Werbung für Eichendorff und sein Werk gern beteiligen, schreiben: „Eichendorff vereinigte beides: das heilig unberührte, bewußtlos bildende Schöpfertum des Dichters und die klarblickende, unbestechliche Erkenntniskraft des völkisch und historisch verantwortungsbewußten Menschen“.

Die Eichendorff-Landschaft wird gezeichnet, wenn z. B. die „*Germania*“ in Berlin schreibt: „Diese Landschaft der Heimat erhöht Eichendorff durch die Kraft seiner Anschauung und die Eindringlichkeit der Verdichtung zu einem hinreißenden Bild von der deutschen Landschaft schlechthin, so daß er als einer der Präger und Former des heute gültigen Landschaftsgefühls der Deutschen gelten kann... Das Italien, in das der ‚*Tangenichts*‘ kommt, ist mit seinen Posthörnern und Wäldern eine große Kulisse; im Grunde spielt auch diese Geschichte in den Wäldern Schlesiens. Es ging Eichendorff wie dem Maler Thoma, der in Italien deutsche Landschaften malte“. Der „*NS-Kurier*“ in Stuttgart bekennet: „Zum 150. Geburts-

tag Josephs von Eichendorff am 10. März schmückt sich der Park (in Lubowitz) wieder mit dem Frühlingskranz seiner Blüten, dieses verschwiegene, weltabgeschiedene kleine Fleckchen Erde, das sich die Erinnerung an einen Menschen, der ihm innigst zugetan war, so ungetrübt bewahrt hat“. Die „*Kölnische Zeitung*“ erinnert daran, daß sich der Dichter in den schwersten Jahren der jüngeren Vergangenheit als Genius und Patron seiner ostpreussischen Grenzheimat bewährt habe. Die „*Elbinger Zeitung*“ weist darauf hin: „Ostpreußen und Schlesien – zwei ostdeutsche Provinzen, die so manche verwandte Charaktereigenschaften aufweisen, sie halfen auch Wesen und Werk Josephs von Eichendorff zu formen, des größten deutschen Romantikers“. Die „*Märkische Volkszeitung*“ in Berlin läßt Berliner Erinnerungen an Eichendorff lebendig werden. „An einem Haus in der Potsdamer Straße in Berlin, ganz in der Nähe des Potsdamer Platzes, sieht man eine Tafel, die daran erinnert, daß hier einmal einer der größten deutschen Dichter gewohnt hat: Joseph Freiherr von Eichendorff“. Die „*Kölnische Volkszeitung*“ erinnert an die Verdienste Eichendorffs um den Kölner Dombau: „Viel verdanken die Rheinländer unserem Liebling, der Mittelrhein vor allem das herbschöne Loreleilied und den ältesten Sohn des Dichters, der in Aachen und in Bonn sein Leben seit der Bonner Studentenzeit durchlebte, der den Vater fast nach Bonn gezogen hätte. Will man aber die Beziehung Eichendorffs zu den Rheinlanden voll erfassen, so darf man seine Bemühungen um den Ausbau des Kölner Domes nicht außer acht lassen. Denn der Dichter hat sich für dieses große Werk der romantischen Periode des 19. Jahrhunderts mit aller Hingabe eingesetzt“.

Über das Eichendorffsche Lied meint die „*Jenaische Zeitung*“: „Man kann das Geheimnis dieses Klages nicht erklären, man kann es nur ein wenig umschreiben, wenn man sagt: Eichendorff zählt zu den wenigen deutschen Dichtern, die völlig unübersetzbar sind“. Der „*Generalanzeiger der Stadt Wuppertal*“ in Elberfeld meint dazu: „Wenn Eichendorff von dem versöhnenden Lied spricht, dann meint er das Gedicht schlechthin, ja darüber hinaus jede geläuterte, erfahrene Weise, die irgendwie Herz und Seele des Menschen berührt, oft gleich einer Ahnung, einem Traum, oft gleich einer Gewißheit und Erkenntnis. In diesem Sinne wurde er einer unserer größten Lieder-Sänger“. Im „*Gotthar Beobachter*“ lesen wir: „Das Waldweben, das bei Richard Wagner zu Instrument und Ton wird, schon hier bei Eichendorff wird es Ohr und Nerv“. Das „*Berliner Tageblatt*“ schreibt: „Die Obertertia brachte die erste Begegnung mit ihm. Der Übergang zur Sekunda drohte: Die mit dem Examen fertigen ‚Einjährigen‘ verkauften bereits ihre alten Schulbücher den wahrscheinlich Nachrückenden aus der Tertia. Der Homer interessierte weniger, aber der neue Hopf und Paulsiek, das deutsche Lesebuch, enthielt immerhin einiges, dessen Lektüre geeignet war, die Leere einer vormittäglichen Lateinstunde auszufüllen. Zuerst kam die Prosa heran; dann wurden die Gedichte durchgeblättert. Das meiste zog spurlos vorüber; auf einmal aber strahlte aus ein paar Versen eine Welt auf, vor der alles versank, Schule, Latein, Tertia – selbst der Hopf und Paulsiek. ‚Die Luft ging durch die Felde, die Ähren wogten sacht‘ – was wollten dagegen die ehrwürdigen Mauern des Gymnasiums, was selbst die unzeitgemäße Neugier des Professors, der gerade in dem Augenblick

irgend eine völlig gleichgültige Frage stellte und natürlich keine Antwort erhielt. Wenn Dichtung und Natur in eines zusammenfließend zum erstenmal an die Seele eines jungen Menschen rühren, bleibt für andere Dinge wirklich kein Raum mehr übrig“. Im „*Hamburger Fremdenblatt*“: „So hat seine Lyrik jene Töne, in denen die Landschaft wie eine nahe und doch ferne Geliebte erscheint, wie ein Klang, der kommt und vergeht, wie eine Erinnerung, die lebendig wird, wie eine Ahnung, die Gestalt annimmt“. Im „*Frankfurter Volksblatt*“: „Es ist durchaus verständlich, daß ein Meister wie Max Reger den ‚*Einsiedler*‘ komponierte“. Die „*Saarbrücker Zeitung*“: „Hans Pfitzner griff einst in den köstlichen Schatz Eichendorff hinein und reihte Gedichte und Sprüche zu einer Kantate zusammen, die seit ihrem ersten Erklingen nicht mehr aus dem deutschen Kunsterleben hinwegzudenken ist; denn begnadet von dem Geist, der auch des Dichters war, schuf er ein herrliches Chorwerk, dem er den wahr erfüllten Namen ‚*Von deutscher Seele*‘ gab“. Die „*Göttinger Nachrichten*“ berichten, daß zwei der bedeutendsten Künstler der alemannischen Erde, der Dichter Hermann Burte und der Schweizer Komponist Ottmar Schoeck, gemeinsam an einem Bühnenwerk arbeiten, dem Eichendorffs „*Schloß Durandé*“ zugrunde liegt. Den Frieden im Mühlenstreit verkündet der „*Münsterische Anzeiger*“, wenn er schreibt: „Es gibt in Deutschland zahlreiche Mühlen, welche die Ehre beanspruchen, Joseph von Eichendorff zu seinem schönsten und volkstümlichsten Lied ‚*In einem kühlen Grunde*‘ angeregt zu haben“.

Über den Deutschen Eichendorff urteilt die „*Schlesische Tageszeitung*“, das führende Blatt der Partei in Schlesien: „Dieser Mann, geboren im südwestlichen Grenzwinkel des Reiches, ist von einer beispielhaften Deutschheit, die das Fichte-Wort bestätigt, daß Charakter haben und Deutschsein ohne Frage gleichbedeutend sei“. Das „*Posener Tageblatt*“ erinnert: „Die Gesinnung Eichendorffs war großdeutsch, niemals wollte er das von ihm so ‚geliebte Österreich‘ vom übrigen Deutschland getrennt sehen. Fürst Bismarck war ein großer Verehrer Eichendorffs und besonders auch seiner Gattin. Es gibt einen schönen Brief Bismarcks, der von ihm, anläßlich des Wunsches seiner Gattin um ein Buch von Eichendorff, geschrieben worden ist und in dem es heißt: ‚Eichendorff habe ich schon, weißt du, daß der Mann noch lebt? Wohnt hier im Kadettenkorps bei seinem Schwiegersohn, der dort Lehrer und Offizier ist. Laß es Deiner Begeisterung keinen Abbruch tun, daß er – Geheimer Regierungsrat ist“.

Über Eichendorffs „*Taugenichts*“ schreibt die „*Nordwestdeutsche Zeitung*“ in Bremerhafen: „So wie der Künstler uns die Novelle geschenkt, wollen wir sie nehmen. Als ein trefflich gezeichnetes Bild herzerfrischender deutscher Art, dem die Zeit, in der Eichendorff es schuf, ein romantisches Gewand verlieh“. In der „*Schlesischen Volkszeitung*“ heißt es über den „*Taugenichts*“: „In heutiger Zeit, in der die Schönheit der Arbeit verwirklicht wird und an den Arbeitsstätten liebliche Musikweisen ertönen, haben wir wieder Verständnis gewonnen für eine solche Durchsetzung des praktischen Lebens mit dem Glanz und dem Schimmer der Poesie, wie es das bunte Vielerlei der Erzählungen an uns vorüberziehen läßt“.

Über den Namen des Dichters heißt es in der „*Mitteldutschen Nationalzeitung*“ in Halle: „Etwas, worüber viele gewiß noch niemals nachgedacht haben dürften, ist der merkwürdige Umstand, daß die Dichter dichten, wie sie heißen. Das heißt: Die Schaffensweise einmalig schöpferischer Kräfte findet schon in ihrem Namen einen zwingend glaubwürdigen symbolischen Niederschlag“. Von der Handschrift des Dichters meint der „*Generalanzeiger für Frankfurt a. M.*“: „Von lebendigem Rhythmus durchpulst, frei von jeglichen Verkrampftheiten und Verstiegenheiten, perlt diese klare und gestaltungsstarke Schrift dahin“.

Über die Bilder Eichendorffs äußert sich die „*Frankfurter Zeitung*“: „Auch auf den wirklichen Bildern des Dichters ist dieser Zug einer eingeborenen, hochsinnigen Unschuld zu finden. Auf dem schwärmerischen Jugendbildnis von Josef Rabe schimmert er durch den Schleier einer sanften, vielleicht ein wenig modischen Schwermut, und noch auf dem ernstesten Bild aus den letzten Jahren tritt er in einer vom Leben kaum ermüdeten Frische bewegend hervor“. Und die „*Breslauer Neuesten Nachrichten*“ schreiben: „So war es ein glücklicher Gedanke, fast ein Sinnbild, als ein in der oberschlesischen Heimat des Dichters ansässiges Unternehmen, die Kunstgießerei Gleiwitz, eine Büste Eichendorffs in Eisen verfertigen ließ, jenem Metall, dem bei aller Härte ein überaus milder Glanz zu eigen ist.“

Dieser Querschnitt möge genügen. Auch die deutschen Zeitschriften dachten an den 150jährigen Eichendorff.

Neues Schrifttum um Eichendorff

Von Karl Sczodrok

Zu Eichendorffs 150. Geburtstag brachte der *Gleiwitzer Sender* die Uraufführung des Hörspiels „*Der Schatten*“ von Willibald Köhler – Neisse. Das Hörspiel erschien gleichzeitig in der Dichterbücherei des Oberschlesier-Verlages in Oppeln (Preis 1,- RM.). Es schildert die Jugenderlebnisse und die geistige Entwicklung des Dichters, auf Grund eines fleißigen Quellenstudiums von Eichendorffs Tagebüchern und der anderen Eichendorff-Erinnerungen, sowie des Gesamtwerkes des Dichters überhaupt. Der Schatten ist Napoleon. Die Napoleonischen Kriege zerstören das Idyll von Lubowitz und lassen die Brüder Eichendorff zu kämpferischen und volkstumsbewußten deutschen Männern heranreifen. In glücklicher Weise werden Wendungen und Aussprüche des Dichters in die Handlung übernommen. Der Ort der Handlung ist Lubowitz, Schloß und Umgebung, Pogrzebin, die Heimat von Eichendorffs Frau Luise von Larisch und Berlin, die Wohnung der jungen Barone. Das Werk eignet sich auch für die Klassenlektüre höherer Schulen. – Im Flemming-Verlag in Breslau / Deutsch Lissa gab Willibald Köhler in der werbekräftigten Schlesienbändchen-Reihe ein schmuckes Büchlein über „*Joseph von Eichendorff*“ heraus. Es führt sachkundig und lebendig in Leben und Werk des Dichters ein. Eine Reihe sehr guter Bildgaben begleiten den Text. Die künstlerische Ausstattung besorge Frau Paquita Kowalski-Tannert.

„*Eichendorff und seine Freunde*“ heißt das Buch, das Oskar Köhler im Herder-Verlag in Freiburg i. Br. herausgab (1937, 103 S. in Pappe 2,40 RM.). Es führt den Untertitel „*Ideen um die deutsche Nation*“. Wir werden in einen Kreis deutscher Männer eingeführt, die – wenn auch verschiedenster geistiger Herkunft, doch alle gebannt waren von dem einen Ziel: die geistige Einheit um die deutsche Nation. Es seien hier nur die Namen Görres, Friedrich Schlegel, Savigny, Theodor von Schön genannt, in ihrer Mitte Joseph von Eichendorff, der sichere Ruhe und offene Beweglichkeit des Geistes mit seiner reifen und vorbildlichen Persönlichkeit verband. Es blieb diesen Menschen und ihrer Zeit versagt, das neue Reich politisch zu gestalten. Aber ohne ihre Sehnsucht und ohne ihren kühnen geistigen Entwurf wäre es um vieles schwerer Wirklichkeit geworden.

Von Dr. Walter Hildenbrandt, einem jungen Eichendorff-Forscher in Danzig, erschien im Verlag A. W. Kafemann in Danzig eine bedeutsame Schrift zur Eichendorff-Forschung und zwar „*Eichendorff, Tragik und Lebenskampf in Schicksal und Werk*“ (dieselbe Arbeit wurde unter der Überschrift „*Tragik und Lebenskampf in Eichendorffs Schicksal und Werk*“ als Doktorarbeit an der Technischen Hochschule der freien Stadt Danzig vorgelegt).

In den „*Gießener Beiträgen zur deutschen Philologie*“ erschien von Erika Jansen die eindrucksvolle Broschüre „*Abnung und Gegenwart im Werke Eichendorffs*“. – Empfohlen sei hier auch das ausgezeichnete und gut ausgestattete Kunstbuch Theodor Bohner, „*Philipp Otto Runge, ein Malerleben der Romantik*“ (Frundsberg-Verlag, Berlin, ersch. 1937, 180 Textseiten und gute Bilder, Preis gebd. 8,50 RM.). Der Verfasser läßt Runge aus seinen Briefen und Aufzeichnungen, wo es nur irgend geht, selbst sprechen, um den Leser mit des Künstlers Wesen auch von dieser Seite ganz vertraut zu machen. Die umfangreichen Bildwiedergaben, z. T. in farbigen Tafeln, ergänzen den Text und geben genußreiche Einblicke in das malerische Werk des Künstlers. – Richard Benz, der Heidelberger Kulturhistoriker und der Gestalter der „*Stunde der deutschen Musik*“ legt im Reclam-Verlag in Leipzig ein grundlegendes Werk über „*Die deutsche Romantik*“ vor. (487 Seiten mit 16 Abbildungen, Preis gebd. 10,- RM., brosch. 8,- RM.). Seit vor dem Weltkriege Ricarda Huch ihr Werk über „*Blütezeit und Verfall der Romantik*“ schrieb, ist keine derartige umfassende Gesamtdarstellung dieser einzigartigen deutschen Geistesströmung erschienen. Inzwischen ist uns die deutsche Romantik innerlich und äußerlich noch viel näher gekommen. Äußerlich durch die zahlreichen Einzelforschungen, die überaus reiches und neues Material darboten, innerlich durch die Hinwendung unseres nationalen Lebens zu den Quellen unserer deutschen Art, die der Neuzeit durch die Romantik wieder erschlossen worden waren. Benz baut sein Werk auf den ursprünglichen Quellen selber auf, wie es sich aus den Werken und Worten der damaligen Zeit erschließt. Er schildert die Romantik als umfassende deutsche Geistesbewegung, die alle Lebensgebiete umfaßt, die nicht nur die Literatur und Philologie beherrscht, sondern auch aus der deutschen Musik zu uns spricht. Es gehört zu den entscheidenden Ein-

sichten dieses Werkes, daß die Romantik mit der Hochblüte der klassischen Musik von Bach bis Beethoven in innerstem Zusammenhange steht. Der Verfasser hat z. T. eigenwillige Ansichten, die er aber zu verantworten und zu begründen versteht. So sagt er Wesentliches auch über Eichendorff. Auch bei ihm zeigt er die Fäden auf, die Eichendorff mit der Musik verbinden. Er nennt insbesondere Franz Schubert und meint, es schein kein Zufall, daß Schubert und Eichendorff, die beide blutsmäßig aus derselben schlesischen Heimat stammten und in demselben Wien beeindruckt worden seien, auch in ihrer Kunst viel Verwandtes zeigen. „Nicht die sangesselige Wiener Atmosphäre ist hier das schöpferische Element gewesen, sondern nur das lösende, entbindende – Schlesiens uralte Mystik steht in beiden wieder auf, diese fast heidnische Sehnsucht frommer Menschen, in einem beseelten All zu verfließen, dessen Erlebnis kein Pantheismus ist, sondern eine Wesensschau, die in unfaßlichen seligen Hängen und Bildern sich malt, in Eichendorffs Lyrik wie in Schuberts Musik. Hier ist die Frömmigkeit des Ostens mit ihren ungestalteten Seelen-Sehnsüchten an einem Ziel: Religion der Erde, wie sie auch in Kleists letzten Worten aufblitzt, und wie Schubert, der sonst nur überirdische Tönende, sie auch in unsre Menschensprache gefaßt hat, als er den Eltern und dem kranken Bruder zum Troste hinschreibt: ‚Als wenn Sterben das Schlimmste wäre, was uns Menschen begegnen könnte. Könnte er nur einmal diese göttlichen Berge und Seen schauen, er würde das winzige Menschenleben nicht so sehr lieben, als daß er es nicht für ein großes Glück halten sollte, der unbegreiflichen Kraft der Erde zu neuem Leben wieder anvertraut zu werden‘. Hier ist die Harmonie erreicht, die den ersten Ausgang und den letzten Ausklang der Romantik als Erfüllung und Vollkommenheit verbindet“.

Die Deutsche Eichendorffstiftung

Die Freunde Eichendorffs und seines unsterblichen Werkes werden Mitglied der deutschen Eichendorffstiftung. Die Mitgliedschaft wird gegen einen Jahresmindestbeitrag von 3 RM. erworben. Dafür erhalten die Mitglieder das vorliegende Eichendorffjahrbuch, den romantischen Almanach „*Aurora*“ als Jahresgabe unentgeltlich. Anmeldungen an die Deutsche Eichendorffstiftung in Neisse oder die Schriftleitung der „*Aurora*“ in Oppeln. Zahlungen auf das Konto der Deutschen Eichendorffstiftung bei der Stadtparkasse in Neisse 18753a.